This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

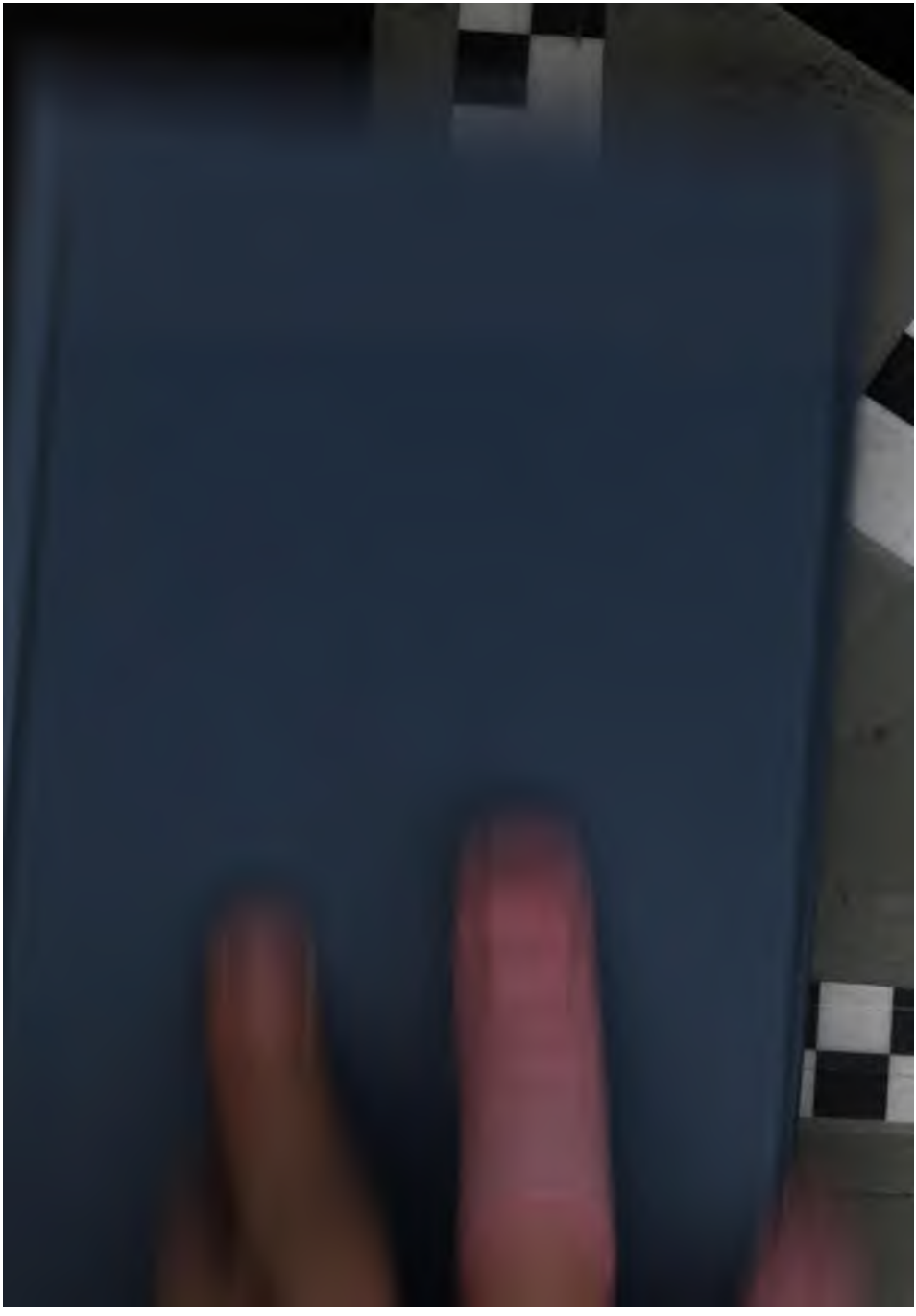
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

DALMATIEN

und seine

Inselwelt,

nebst Wanderungen durch die

Schwarzen Berge.

Von

Heinrich Ros.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1870.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

DB406
N7

Vorwort.

Dieſes Buch beabſichtigt keineswegs eine erſchöpfende Beſchreibung und Darſtellung der Landſchaften von Dalmatien und einem kleinen Theile des anſtoßenden Schwarzen Berges zu geben.

Zu dieſem Zwecke würde eine Anzahl von Bänden erforderlich ſein. Das, was hier geboten wird, bringt der Hauptſache nach eine Galerie von Stereoſkopen aus den eigenthümlichſten Zügen der Natur und des Menſchenlebens.

Es iſt unmöglich, in einem Umfange, wie es der mir vorgeſchriebene iſt, von ſeiner Nord- bis zur Südgränze, durch mehr als zwei Breitengrade hindurch, allſeitig ein Land zu behandeln, deſſen Lebensbedingungen ſich ſo ſehr von den Verhältniſſen des weſtlichen Europa unterſcheiden.

In der Erkenntniß dieſer Unmöglichkeit habe ich mich beſtrebt, die einzelnen aus dem Geſammtbilde ausgehobenen Profile, Veduten und Scenen mit Genauigkeit und Fleiß auszumalen, damit durch die Farbenwirkung des deutlich geſchilderten Kleinen ſich in der Einbildungskraft des Leſers ein Abbild des Großen erhebe.

Ich habe bei diesem Versuche beispielsweise an die Bilder der niederländischen Schule gedacht, welche man in allen Gemäldesammlungen Europas findet. Aus ihren Marinen, Dorfkirchweihen, Canalansichten, Kneipscenen, Stillleben lernt man die Niederlande besser kennen, als an der Hand irgendwelcher breitspurigen und mit Tausenden von Notizen prunkenden Reisebeschreibung.

Aus eben dieser Erwägung habe ich mich auch mehrfach vom belehrenden und beschreibenden Ton des Vortrages entfernt und die künstlerische Form der Erzählung erwählt. In dieser werden zahlreiche Erscheinungen, welche ohne Zusammenhang aufzuführen ermüdend wäre, dem Leser durch eine Fabel verknüpft, für welche ich außerdem noch das Verdienst beanspruche, daß sie sich nur in unwesentlichen Dingen von wirklichen Vorgängen unterscheide.

Auf diese Weise ist es mir vielleicht, mehr als durch ein Reisereferat, gelungen, das Wesen der Dinge in diesem Lande dem Leser zu einem gewissen Grade von sinnlicher und greifbarer Wahrnehmung zu bringen.

Zara, im April 1870.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel. Auf dem Meere 1
Zweites Capitel. Zara 30
Drittes Capitel. Im Innern des Landes 65
Viertes Capitel. Eine Epiſode von den Scoglien . . 87
Fünftes Capitel. Dalmatiſche Landſchaften 168
Sechſtes Capitel. In der Zaworje 203
Siebentes Capitel. Eine Meerfahrt längs der Küſten 264
Achtes Capitel. Auf Meleda 282
Neuntes Capitel. In den Bocche 312
Zehntes Capitel. Wintertage und Erinnerungen von den Zaratiner Scoglien 344
Eilftes Capitel. Die Hero von Sant' Andrea 371
Zwölftes Capitel. Frühlingstage an der Küſte . . . 395
Dreizehntes Capitel. Bilder von der nördlichen Küſte. Eine dalmatiſche Familie . . . 413
Vierzehntes Capitel. An der kroatiſchen Gränze. Eine Inſel im Quarnerolo. Schluß . 436
Anhang. Eine Hochzeit in Peroi 462

Dalmatien

und ſeine

Inſelwelt.

Erſtes Capitel.

Auf dem Meere.

Es iſt nicht zu verwundern, daß ſich finſtere Gedanken in demjenigen feſtſetzen, welcher auf ſchwankem Schiffe vor dem Heulen der See die Worte des Nachbars nicht mehr vernimmt, welcher kaum einen Schritt von ihm entfernt ſteht. „Der Nebel auf dem Meere und der Verdruß in der Bruſt," ſo hat ein ſüdſlaviſches Lied dieſe Augenblicke gekennzeichnet.

Die Gedankenreihen beginnen ſich zu verwirren und es klingelt in der Hirnhöhle von ſchmerzlichen Mißtönen, wie die kleine Schiffsküche vom Geklinge der ſorgſam aufgehängten Gefäße.

Die Vorſtellungen folgen ſich nicht mehr in regelmäßiger Getrenntheit, eine nach der andern. Wird eine einzige angeregt, ſo zittert ſympathiſch der volle Inhalt des Gedächtniſſes mit, wie er ſich in den letzten vierundzwanzig Stunden angeſammelt hat: der eilende Kahn im braunen Lagunengraſe von Meſtre, ſchweigende Nachtwandler, die im dürftigen Lampenſchein über die öden Brücken Venedigs huſchen — die lichterglänzende Piazza — das Donnern des Meeres am fernen Lido, welches denjenigen Entſetzen

einjagte, welche auf der Gondel zum Dampfer fuhren, i
unangefochten, vom Regen triefend, im nächtlichen Ca
liegt; das Hallen der Mitternachtsglocken, von der ferr
Brandung faſt übertäubt; am grauen Morgen
Schatten der vorübereilenden Wogen, wie ſie durch d
kleine Kabinenfenſter auf die gegenüberliegende Wa
fallen; der ruhige Fittigſchlag der Sturmvögel über d
ächzenden Dampfer und das ſtete Blaugrau, in welc
der kalte Himmel und das ſchäumende Meer gehüllt ſi

So liege ich denn verdroſſen und denke an den Di
ter*), dem es vor ſiebzehn Jahrhunderten auf ſeiner P
gerfahrt nach Dalmatien gerade ſo zu Muthe geweſen ſe
würde, als er in den Seufzer ausbrach:

Quando te dulci Latio remittent
Dalmatae montes!

Indeſſen, wie geſagt, eine Vorſtellung drängt i
andere und wir ſind nicht umſonſt auf dem Meere, d
Elemente der Bewegung und der Raſtloſigkeit.

In der Kabine ſitzt ein alter, augenſcheinlich reic
Boccheſe, der mit aller Gewalt ſeine Mutterſprache, d
Slaviſche von Prevaſto und Riſano, nicht reden will,
ſehr auch ein rothbemützter morlakiſcher Rheder ihm dan
in den Ohren liegt. Die Sprache der Bocca iſt augenbli
lich nicht ſehr beliebt auf den kaiſerlichen Schiffen.

Auf dem Verdeck iſt heute kein Reiſender zu ſehe
die ſteife „Levantera“ und das kalte Waſſer, welches vc
Himmel herab und von der See herauf ſprüht, ſcheuch
ſie hinab in die übelriechende Luft des zitternden Saal
Weit ab iſt im grauen Rund nichts zu ſehen. Selbſt d

*) Statius.

hohe Karst und die Berge Istriens liegen von Nebeln verhüllt da. Fast scheint es, als habe das Unwetter auch die Schiffe weggefegt von der unruhigen Fläche. Das Einzige, welches heute in einiger Entfernung vorübertanzte, trug die heimatliche Flagge des Schwarz-Weiß-Roth.

Nur wenn sich der Nebel hie und da ein wenig lichtet, entdeckt man den stahlblauen Rand der istrischen Ufer. Doch weichen die Dünste nicht von ihren Bergketten und so liegen diese flach und öd da, wie die Westufer des Adria, drüben der italienischen Halbinsel entlang.

Nicht nur die Menschen, sondern noch mehr die Natur dieser beiden Gestade sind so verschieden, als es überhaupt Landschaften sein können. Während im Westen von den Mündungen des Isonzo an bis zum Tagliamento, der Piave, der Brenta, dem Po, bis Ravenna, Ancona und noch viel weiter hinab, das Meer gegen ebenes Land anschlägt, fallen im Osten meist Felsgestade gegen seinen Spiegel.

Die Flüsse Hesperiens haben sich, um einen Ausdruck von Karl Ritter zu gebrauchen, als „Arbeiter" bewährt. Nach Lombardini schleppt der Po allein in jedem Jahre zweiundvierzig Millionen Kubikmeter in den seichten Adria und verlängert in demselben Zeitraum sein Delta um siebzig Meter. Ravenna, welches dort drüben hinter den Nebeln versteckt liegt, war einst, wie Venedig, in Mitte seiner Lagunen aufgebaut und der Adria bespühlte seine äußeren Mauern. Heute liegt es, wie Jedem, der seine grasbewachsenen Straßen durchwandert hat, erinnerlich sein wird, in einer schmutzigen Ebene, weit vom Golfe entfernt.

Auf unserem Ostufer dagegen, welches wir mit ein-

ander zu durchwandern gedenken, verläßt uns der Fe
nimmer.

Von Trieſt, ja noch weiter nördlich von Duino a
ſehen wir Berge, durch Iſtrien, das melancholiſche Geb
der Bora hinab, bis zu den „böſen“ Bergen von Albani
die vom Blute der Gläubigen und Ungläubigen benetzt ſin

Ja, der Trotz des Felsgeſteins läßt ſich nicht einn
von der Fluth Schranken ſetzen. An zahlloſen Stell
ſchickt er ſeine Vorpoſten voraus, die nackten, triefend
Scoglien und Klippen, den Schrecken der Schiffer. B
Parenzo in Iſtrien an, bis nahe zu den joniſchen Inſ
hinab — welche im Uebrigen noch leicht mit zu die
Reihe von Felſenpfählen gezählt werden können, welche d
Strand begleiten — zieht ſich eine Welt von kleinen G
landen hin. Es iſt faſt nirgends möglich, vom Meere a
den öſtlichen Strand zu erreichen, ohne ſich durch ein Wi
ſal von großen und kleinen Felsrücken hindurchzuwinde
Es iſt überall derſelbe Anblick.

Unzählige Felſen liegen im dunklen Meere. Man
derſelben durchziehen die Fluth auf mehrere Meilen.
ſchauen Buchengeſtrüpp und Oelwald von ihnen auf d
Meer her, wie von Arbe, oder hochdachige Pinien, wie v
Uglian. Dieſe ſind, wie ein Reiſender treffend bemerkte,
grünen Schönpfläſterchen im grauen Felsantlitz des Land
Von anderen, wie von den Hängen Curzolas, iſt der e
ſtige Hochwald verſchwunden und nur Ziegen vermöc
noch die Grashalme zu entdecken, welche Sonnenbrand u
Stürme aufkommen laſſen.

So bildet das Oſtufer mehr als zwei Breitegra
hindurch an vielen Stellen eine Reihe ſcheinbarer Gebirg
ſeen, welche durch die Klippen abgegränzt werden. Oft ſi

hohe Karst und die Berge Istriens liegen von Nebeln verhüllt da. Fast scheint es, als habe das Unwetter auch die Schiffe weggefegt von der unruhigen Fläche. Das Einzige, welches heute in einiger Entfernung vorübertanzte, trug die heimatliche Flagge des Schwarz-Weiß-Roth.

Nur wenn sich der Nebel hie und da ein wenig lichtet, entdeckt man den stahlblauen Rand der istrischen Ufer. Doch weichen die Dünste nicht von ihren Bergketten und so liegen diese flach und öd da, wie die Westufer des Adria, drüben der italienischen Halbinsel entlang.

Nicht nur die Menschen, sondern noch mehr die Natur dieser beiden Gestade sind so verschieden, als es überhaupt Landschaften sein können. Während im Westen von den Mündungen des Isonzo an bis zum Tagliamento, der Piave, der Brenta, dem Po, bis Ravenna, Ancona und noch viel weiter hinab, das Meer gegen ebenes Land anschlägt, fallen im Osten meist Felsgestade gegen seinen Spiegel.

Die Flüsse Hesperiens haben sich, um einen Ausdruck von Karl Ritter zu gebrauchen, als „Arbeiter" bewährt. Nach Lombardini schleppt der Po allein in jedem Jahre zweiundvierzig Millionen Kubikmeter in den seichten Adria und verlängert in demselben Zeitraum sein Delta um siebzig Meter. Ravenna, welches dort drüben hinter den Nebeln versteckt liegt, war einst, wie Venedig, in Mitte seiner Lagunen aufgebaut und der Adria bespühlte seine äußeren Mauern. Heute liegt es, wie Jedem, der seine grasbewachsenen Straßen durchwandert hat, erinnerlich sein wird, in einer schmutzigen Ebene, weit vom Golfe entfernt.

Auf unserem Ostufer dagegen, welches wir mit ein-

den Rauch unſeres Schiffes weiter trägt. Der eine, wie der andere, fliegt fort und verſchwimmt; die Hirten ſehen wir nicht mehr, und wir ſelbſt eilen in die Ferne. — —

Doch wir werden mit allen dieſen Erſcheinungen noch eingehende Bekanntſchaft machen und beſchränken uns vorläufig auf die Bemerkung, daß die Inſel Liſſa den am weiteſten das Meer hinausgeſchobenen dieſer Scoglien darſtellt. Dieſelbe liegt weit über ein Drittel jener Entfernung in der See, welche Dalmatien von dem gegenüberliegenden italieniſchen Feſtland trennt. —

Wir fahren nunmehr an der iſtriſchen Küſte hin, dem Strande einer Halbinſel, deren Inneres einen merkwürdigen Bilderſaal ausfüllen würde, von deſſen Einzelnheiten man ſich in Deutſchland nichts träumen läßt, obwohl es noch gar nicht lange her iſt, daß dieſes Gebiet und noch manche, viel weiter ſüdlich aus dem Meer aufragende, Klippe, zum „deutſchen Bunde“ gezählt wurde.

Unter allen Küſtenſtrichen, von Trieſt bis zu den joniſchen Inſeln hinab, iſt dieſer der nach Verhältniß flachſte.

An ſanfter Wölbung gleichen ſeine Berge, wenn auch an Höhe dieſelben weit überragend, den Hügeln an den Dünen des norddeutſchen Seeſtrandes. Sie ſind alle dicht mit Oliven bedeckt und in dieſem Wintermonat, in welchem man die blauen Früchte vom Oelbaum herabholt, verräth manche weit über den Strand hingedehnte Rauchwolke die Anweſenheit der Ernteleute, welche unter den Bäumen ihr Mahl bereiten und ſich erwärmen wollen in der froſtigen Seebriſe.

Weiter vom Strande entfernt bedeckt Laubwald manchen der höheren Berge, beſonders in den Gauen der

ie „Canäle“, wie man dieſe Waſſerengpäſſe nennt, nur ſo breit, daß ſich zwei Dampfer darin mit Mühe ausweichen.

Man ſtelle ſich die Thäler der Schweiz bis dahin, wo die grüne Matte an das graue Geſtein gränzt, mit Waſſer angefüllt vor: die hohen Gebirge ragen noch über ſeinen Spiegel hinaus, die niederen ſind von ihm begraben, die mittleren ſchauen mit ſchmalen Rücken nothdürftig darüber hinweg — das iſt Dalmatien, über ſolche wellenbedeckte Gebirgsthäler trägt uns tagelang das Schiff.

Nur auf einigen dieſer meerumbrauſten Gebirgszüge wohnen Menſchen. Dort gedeihen auch graugrüne Sträucher und Bäume, an deren Stamm ſich der ſalzige Athem der See niederſchlägt. Ja auf dem großen Steinfelde von Brazza reifen edle Weine: der feurige Ruſchitſch, der ölige Bugawa.

Dort iſt das Geklipp auch, zwar nicht wie an der Riviera von Spalato, von Wein und Oliven bedeckt, aber es grünen über den Felſen zu allen Zeiten des Jahres wohlriechende Kräuter, dort erhebt ſich auch der Maſtix und der Erdbeerbaum, der großbeerige Wachholder und der Terpentinbaum, die Ciſtroſe und der Strauch des Johannisbrodes.

Auf anderen, kleineren Felseilanden ſind nur Ziegen, mitunter auch Schafe zu ſehen. Sie werden im Frühling vom Feſtlande aus hinübergefahren, bleiben den Sommer über ihrem mageren Schickſal überlaſſen, und werden im Winter wieder abgeholt. Sind die Hirten dabei, ſo ſieht man hie und da eine Feuerſäule aus dem dürren Gras gegen Himmel ſchlagen; ihren langgezogenen Rauch weht der Wind ins Meer hinaus; es iſt derſelbe Wind, der auch

den Rauch unſeres Schiffes weiter trägt. Der eine, wie der andere, fliegt fort und verſchwimmt; die Hirten ſehen wir nicht mehr, und wir ſelbſt eilen in die Ferne. — —

Doch wir werden mit allen dieſen Erſcheinungen noch eingehende Bekanntſchaft machen und beſchränken uns vorläufig auf die Bemerkung, daß die Inſel Liſſa den am weiteſten das Meer hinausgeſchobenen dieſer Scoglien darſtellt. Dieſelbe liegt weit über ein Drittel jener Entfernung in der See, welche Dalmatien von dem gegenüberliegenden italieniſchen Feſtland trennt. —

Wir fahren nunmehr an der iſtriſchen Küſte hin, dem Strande einer Halbinſel, deren Inneres einen merkwürdigen Bilderſaal ausfüllen würde, von deſſen Einzelnheiten man ſich in Deutſchland nichts träumen läßt, obwohl es noch gar nicht lange her iſt, daß dieſes Gebiet und noch manche, viel weiter ſüdlich aus dem Meer aufragende, Klippe, zum „deutſchen Bunde“ gezählt wurde.

Unter allen Küſtenſtrichen, von Trieſt bis zu den joniſchen Inſeln hinab, iſt dieſer der nach Verhältniß flachſte.

An ſanfter Wölbung gleichen ſeine Berge, wenn auch an Höhe dieſelben weit überragend, den Hügeln an den Dünen des norddeutſchen Seeſtrandes. Sie ſind alle dicht mit Oliven bedeckt und in dieſem Wintermonat, in welchem man die blauen Früchte vom Oelbaum herabholt, verräth manche weit über den Strand hingedehnte Rauchwolke die Anweſenheit der Ernteleute, welche unter den Bäumen ihr Mahl bereiten und ſich erwärmen wollen in der froſtigen Seebriſe.

Weiter vom Strande entfernt bedeckt Laubwald manchen der höheren Berge, beſonders in den Gauen der

„Steinernen Meeres“ bei Berchtesgaden oder des Karſtes bei Adelsberg vorſtellt. Es iſt der graue, den Einflüſſen der Luft und des Waſſers ſo wenig Widerſtand leiſtende, ſüdliche Alpenkalk, überall durchvon Auswaſchungen geſchärften Rändern, Trichtern, Rinnen unterbrochen. Einſt waren dieſe Scoglien mit Laubwerk bedeckt, wie manche Aeußerung römiſcher Autoren, manche Andeutung ſlaviſcher Volkslieder und die Geſchichte des Seeweſens der Venediger bekunden, die den Grund der ihnen unterworfenen Küſtenſtriche und Länder abholzten. Zur Zeit der Liburner und Japiden mag alſo hier das Meer in ſchattige Buchten geſchlagen haben.

Während aber ſolcher Boden in den Alpen ſtets kahl erſcheint, hat hier nicht ſelten die Einwirkung des ſüdlichen Himmels Wunder gethan. Es iſt bekannt, daß unter fortdauernder Wärme ſich der Boden leichter in jene Stoffe zerſetzt, von welchen ſich die Pflanzen aufbauen und nähren. So ſind die Scoglien vor Parenzo flache Eilande, von Oliven bedeckt. Hie und da ſchaut eine ſchwarze Cypreſſe wie ein Kirchthurm über ſie hinweg. Kühe weiden unter den blaßgrünen Zweigen im Gras, welches unter dem feuchten Himmel kräftiger gedeiht, als man's der dürftigen Bodenkrume über dem Kalk anſehen möchte. Aehnliches ſieht man noch auf manch anderem Scoglio, namentlich auch auf Liſſa, dem gewaltigen Felspfeiler. Dort wächſt auf dem Geſtein ein Rebenſaft, welchen man claſſiſch nennen kann, weil ſchon Agatharchides bei Ptolomäus mit Begeiſterung von ihm ſpricht. Im Allgemeinen aber iſt doch der Unterſchied zwiſchen den Scoglien in der Nähe des Quarnero und denen in der Nähe der Bocca wahrzunehmen. Die grauen Felſen, welche überall wieder zwiſchen

dem Pflanzenwuchs der erſteren hervortreten, mahnen zu ſehr an die Gewalt der Bora, welche nicht nur die Gewächſe, ſondern auch das nährende Erdreich ſelbſt, feindlich angreift. Auch iſt hier die Mannigfaltigkeit der Gewächſe nicht jene im ſüdlichen Meere, und der Wanderer, welcher genau beobachtet, wird die Pflanzendecke des Strandes von Ragusa von dieſer faſt ſo verſchieden finden, wie ſich etwa eine römiſche Landſchaft von dem Ausſehen lombardiſcher Felder unterſcheidet.

Einen echt ſüdlichen Anblick dagegen bieten die Ortſchaften und Städte, welche den iſtriſchen Scoglien gegenüber am Ufer der Halbinſel liegen. — Parenzo mit ſeinen gelben Häuſern, Rovigno, kahl, ſchmutzig, bunt getüncht, ungeheuere Mauerwerke über einander geſtaffelt, ohne Luft, ohne Sonne — viele Wohnungen ruinenähnlich und an Farbenwirkung dem nackten Felsſtreifen gleich, welchen die Südſtürme auf der Grasdecke der Scoglien nackt geleckt haben — ſolche Städte könnten ebenſowohl einige Breitegrade ſüdlicher, in Apulien, in Sicilien, ja ſelbſt im verwitterten Griechenland ſtehen. Ein ſonderbarer Geruch von gebratenen Fiſchen, Oel und dem Rauch des morſchen Holzes zerfallener Schiffe, mit welchem überall Feuer gemacht wird, oder den Abfällen, die vom Schiffsbau herrühren, empfängt den Fremdling, welcher den von Bettlern und Laſtträgern angefüllten Molo betritt. Enttäuſcht würde ſicherlich derjenige ſein, welcher ſich dieſelbe in der vom dalmatiniſchen Lied geſchilderten Weiſe vorſtellt:

Weithin glänzt auf's Meer hinaus die Kuppel
Wie ein Stern erglänzt aus finſt'rer Wolke.

Dort unten, aber an der Bocca, wo alles wunderlich und öſtlich zu werden beginnt, wo Meer und Strand die

Spuren ſerbiſcher Heldenthaten nicht verläugnen, dort unten, wo urplötzlich Religion, Sitten, Berge, Anſiedlungen, Trachten ſich ändern und eine farbenprächtige Wildheit ſich über belebte und unbelebte Dinge ausbreitet — dort unten glänzt allerdings manche Kuppel von den Heiligthümern der rechtgläubigen Kirche. Hier aber, in Rovigno, fällt aus dem wirren Mauerwerk der durcheinander gewürfelten Häuſer nichts Emporragendes in die Augen, als der hohe alabaſterweiße Glockenthurm und ein rieſiges Standbild der heiligen Euphemia auf ſeinem Gipfel, der Giralda auf dem Campanil des Domes von Sevilla vergleichbar.

Weit glänzender und auffallender als dieſer Thurm, winkt aber demjenigen, welcher an der Küſte hinfährt, der reine Pharus, welcher in weiter Ferne aus einem einzelnen Felſen im Meere aufragt. Die Scheiben des Häuschens mitten in der Fluth glänzen heller als Sterne im Lichte der Abendſonne. Man nennt dieſe Warte die „Laterne“ von Rovigno. Unter dieſen Sternen zuckt es weißlich hin und her: es ſind die ſpitzigen Zungen der Brandung, welche nach den ſicheren Mauern haſchen. —

So wie dieſe Scoglien vor Rovigno ziehen ſich die viel größeren Brioniſchen Inſeln vor Pola hin, der Kriegsflotte des Kaiſerſtaates ein mächtiger Schutz. Dort unter dieſen auf dem Feſtlande haust der erſte Vorpoſten eines Volkes, zu deſſen Felſenſitz unſere Reiſe geht. Dort liegt unweit des Strandes Peroi, ſeit zwei Jahrhunderten von Cernagorzen*) bewohnt, welche um jene Zeit der Peſt in Cattaro entflohen und vom Dogen hiehergeſetzt wurden,

*) Montenegrinern.

um die ſchwarze, reiche Erde von unnützen Sträuchern und Dornbüſchen zu ſäubern. Noch immer erkennt man die Heldengeſtalten und wie die Tſchitſchen ſich durch ihr ſcheues Weſen und ihre ſchwermüthigen Lieder von anderen Iſtriern unterſcheiden, ſo dieſe durch ihren Wuchs und ihre Augen.

Merkwürdiger als die Anſiedlung der peroieſiſchen Cernagorzen wird manchem Wanderer die große Arena Pola's erſcheinen, welche römiſche Baumeiſter zur Zeit der Antonine an dieſem Geſtade aufgethürmt haben. Dieſes wunderbare Bauwerk iſt ſo oft und ſo vorzüglich beſchrieben worden, daß ich hier, im Vorüberziehen nach dem Schwarzen Berg, keinen Raum finde für die Darſtellung eines Gegenſtandes, der zwar räumlich nah, ideell unermeßlich von unſerem Wanderziel abliegt.

Ich habe die Arena mehr als einmal geſehen, meine aber, daß ſie, wie jedes Trümmerwerk aus jener längſt entſchwundenen Zeit, am meiſten Einwirkung auf den Beſchauer hervorbringt, wenn die letzten Strahlen der Abendſonne auf ihre rothen Mauern fallen.

Der jetzige Boden der Arena iſt ſtark erhöht, weil die herabgeſtürzten Stufenſitze als grasbewachſene Hügel in ihrem Innern liegen. Durch die vielen Hunderte von Fenſteröffnungen ſchauen die glänzenden Wolken des lauen Dezember-Abendes. Ein armes Weib ſitzt auf einem Stein und dengelt ſich die Senſe, mit welcher ſie das Nachtfutter der Ziegen abſchneiden will, die auf den geſtürzten Stufen und in den zerbröckelten Gängen weiden. Neben Scherben und Unrath erblickt man auf der Stelle der einſtigen Naumachieen die Kohlenüberreſte der Hirtenfeuer. Zwiſchen den einzelnen Schutthaufen, welche man überall außerhalb der

lrena für gewöhnliche Grashügel anſchauen würde, ſind ie und da wohl noch die Gänge im Theater ſichtbar, jetzt ngeſenkte Gräben im haushohen Schutt. An anderen tellen ragt noch irgend ein Steinpfeiler hervor und an ieder anderen verſteckt grünes Geſtrüpp den Boden.

Das Alles iſt von der ungeheuren Rotunde der Um=fungsmauer mit ihren Bogenfenſtern umgeben, welche verfehrt daſteht wie zur Zeit der Cäſaren. Unbekümmert reiten draußen die ſlaviſchen Weiber mit ihren braunen tten und weißen Kopftüchern vorüber und es fällt wohl zer den Hirten Niemandem ein, in die alten Mauern aufzuſteigen. Zu anderen Oeffnungen ſchaut das blaue eer und das Grün des Oelbaum's herein.

Nach ſolchem Anblicke erregen die Panzerſchiffe im fen und die vielen Werkzeuge der Macht und der Zer=rung weder Bewunderung noch Theilnahme. Man hat eben geſehen, daß die Stärke der Völker nicht minder ıfällig iſt, als die Stärke des Einzelnen und denkt nach ı Cäſaren Roms nicht mehr an ihre Nachfolger, die Cä=:en an der Donau. — —

Am nächſten Morgen hat ſich der Scirocco in einen ifen Oſtro verwandelt, der die Wellen mehr gerade aus üden daherjagt. Während es noch dämmert auf dem vegten Meere, glüht es ſchon hoch am Himmel über ſerem Scheitel von dunkelrothen Wolken, und der Dam=:r jagt, von Segeln verſtärkt, mit neuen Kräften in die aumige, halbdunkle See hinaus. Feuerrothe Wolken ıeben ſich nicht minder zu beiden Seiten des Schiffes. :r Dampf, welchen man aus dem inneren Raum ent=ichen läßt, zieht vor dem rothen Glaſe eines Cabinen=ıſters vorüber, welches noch von innen durch die nächt=

liche Lampe erhellt wird. So glüht es von oben herab und vom Meere herauf, während erſt die Ahnung des Tages auf den endloſen Waſſern ſchwebt.

Kräftiger drängen Wind und See auf das Schiff her, wenn es die Südſpitze von Iſtrien paſſirt hat und das Auge auch öſtlich zur Linken, das Land verliert. Es iſt der Quarnero oder der Golf von Fiume, welcher hier überſchritten wird.

Indeſſen findet das Auge auch auf dieſem unruhigen Gewäſſer bald einen Ruhepunct. Die hohe Bergkuppe der Inſel Cherſo und der langgedehnte niedrige Rücken der Klippe von Sanſego verkünden überraſchend das Felsland im Meere.

Die hohe Kuppe von Oſſero auf Cherſo dort drüben iſt mit dem Welebit, dem Grenzgebirge zwiſchen dem Kroatenland, eine jener Wetterwarten, welche ſich der Erfahrung überall darſtellen, wo es Berge gibt. Lange bevor die heftigere Meereswallung den Scirocco, den ſüdöſtlichen Wind, meldet, hängen ſich an die beiden Gipfel weißgraue Wolkenbänke. Wichtiger aber ſind für uns beide Eilande, Cherſo und Sanſego, als die merkwürdigſten Beiſpiele der verſchiedenen Bodenbildung des Inſellandes. Wir wollen hier gleich beim Eintritte, unbeſchadet unſerer ſpäteren genaueren Bekanntſchaft einige erklärende Worte über jene Klippen vorausſchicken. —

Ich habe bereits angedeutet, daß der weitaus größte Theil des Landes aus dem nämlichen älteren Kalk aufgebaut iſt, welcher das Karſtgebirge und einen Theil der Südalpen bildet. Dieſer Kalk ſetzt vorzugsweiſe das Feſtland zuſammen, ragt aber auch in Inſelgeſtalt aus dem Meere auf.

Außer von dieſem älteren Kalk wird das Land auch von dem jüngeren, ſogenannten Jurakalk, gebildet, welcher ſich von dem anderen durch die Thierüberreſte unterſcheidet, die er einſchließt. Man findet in ihm manche der älteſten organiſchen Weſen: Hippuriten, Echiniten, Nummuliten und ähnliche Schalenthiere. Seine gewöhnliche Farbe iſt bekanntlich grau, erſcheint aber auch, vielleicht durch den Einfluß der Luft verändert, vielfach ſchwärzlich.

Dieſes Kalkgerippe des Landes, welches leider an viel zu vielen Stellen ohne jegliche Bedeckung zu Tage liegt, beweist ſeinen Urſprung aus dem Waſſer durch die regelmäßige Schichtung, in welcher man es allenthalben vorfindet. Die Schichten ſind ſammt und ſonders in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt, und in dem Winkel von einem halben Grade geneigt. Sie ſtellen ſo recht jene Gebirgsart dar, welche man den „Höhlenkalk“ genannt hat — ausgewaſchen, durchfurcht, voll von Klüften. —

Ich habe bereits oben darauf hingewieſen, daß ſolches Geſtein, wenn es einmal ſeiner ſchützenden Pflanzendecke durch den Unverſtand des Menſchen beraubt iſt, fortan zu den unfruchtbarſten Gründen der Erdkreiſe gerechnet werden mag.

Anders aber verhält es ſich mit dem Sandſtein, welcher beſonders in den inneren Thälern des Landes und hie und da auch auf der Küſte und den Inſeln dieſen Kalk bedeckt. Dieſes graue, in der Luft auch bläulich gewordene Geſtein verwittert freilich noch raſcher als der Höhlenkalk, aber ſeine Verwitterung erzeugt guten Boden und hält das Waſſer feſt, welches im Kalk ſich nur ſpärlich vorfindet.

Dieſer Gegenſatz zwiſchen Kalk- und Sandboden wird am beſten durch die Klippen um Cherſo und andererſeits

durch das Aussehen des Eilandes Sansego deutlich gemacht. Während dort, auf dem Scoglio La Levrera bei Cherso zum Beispiel, der Grund so gering geachtet wird, daß man ihn zahllosen Kaninchen überläßt und sich mit den Freuden der Jagd begnügt, ließe sich aus der Geschichte des Bodens von Sansego ein Roman schreiben, welcher nicht minder anregend sein würde, als die späteren Robinsonaden, in welchen ganze Familien als Bebauer eines früher öden Landes dargestellt werden. In der That sind es noch nicht viele Jahre, daß nur wenige Menschen auf der verlassenen Klippe ihre Hütten aufschlugen. Jetzt zählt dieselbe etwa fünfzehnhundert Einwohner.

Das Kalkgerüste der Klippe erhebt sich gerade bis zum Wasserspiegel. Ueber diesem wird es von Sand überlagert, dessen Fruchtbarkeit in Erstaunen setzt. Wuchtige Trauben, ungeheuerliche Kürbise, mehlreiche Körner, gedeihen auf dem verwitterten Grund. Ja, selbst in dem Aussehen der Menschen läßt sich die üppige Heimat nicht verkennen. Es sind Riesengestalten, welche dort wohnen. Wie anders dagegen ist das Aussehen der Oberfläche von Cherso und seinen Klippen gestaltet!

Dort laufen auf mancher Inselstrecke Ochsen und Schweine wild im Gestrüpp umher und werden mit Flintenschüssen getödtet. Auch die Fortpflanzung der Pferde geschieht in der Freiheit. Schafe und Ziegen finden unter den mächtigen Wachholderstauden Schutz, welche, von der Bora ab, gegen Süden geneigt sind. Das wichtigste Statut der Chersioten bezieht sich auf den Schutz dieser Sträucher, welche den Thieren im Sommer Schatten und im Winter ruhige Luft gewähren. Es heißt deshalb ganz einfach auch nur: „ombrie e bonacce.“

Zu dem wilden Eindruck, welchen dieſes Geklipp und Felſengewirr im Meere hervorbringt, geſellt ſich auch noch die Erinnerung an eine der unheimlichſten Sagen der helleniſchen Heroenwelt. Auf einer von ihnen zerſchnitt Medea ihren eigenen Bruder Abſyrthos, woher ihnen auch in der alten Welt der Name der Abſyrthiden geblieben iſt. — —

Schon lange, bevor das Schiff im weiten Hafen von Luſſin piccolo, dem alten Loſſinium, Anker wirft, erblickt man deſſen Berge, halbnackten Kalk, halb von den ſchmutzig grünen Oliven bedeckt. Auch die anderen Klippen, welche links und rechts aus dem Meere ragen, wie das langgeſtreckte Unie, zeigen dieſelbe ſchwermüthige Abwechslung von Grün und Grau. Den Zwiſchenraum aber, zwiſchen den unterſten Pflanzen und dem Meere, bildet ein mehrere Klafter breiter, gelblicher Streifen, deſſen oberſter Rand die Grenze bezeichnet, bis zu welcher das empörte Salzwaſſer hinaufſchlägt.

Die Oliven ſtehen ſo weit auseinander, wie etwa die Obſtbäume auf den ſchwäbiſchen Getreidefeldern. Unter ihnen kann der dürftige Graswuchs das verwitterte Geröll nicht verſtecken und um das Bild der Nacktheit zu vervollſtändigen, ſind die Grenzen aller der kleinen Pflanzungen durch mannshohe Mauern dargeſtellt, welche zugleich die Aufgabe haben, die Macht der Bora und der Seewinde zu brechen. An gar vielen Stellen nimmt ſich der Pflanzenwuchs über dem Geſtein deshalb nicht minder dürftig aus, als die Kryptogamen, welche hie und da als grüne Flecken auf einem Felsblock kleben.

Einen ganz anderen Anblick mochten dieſe Inſeln freilich zur Zeit der Römer bieten. Noch in den Tagen des Claudianus hieß es Dalmatia frondosa, das waldreiche.

Und noch viel ſpäter holten ſich die Venetianer ihr Pech aus den hochſtämmigen Pinien des Küſtenlandes. Jetzt nennen die Italiener das Land ein „Königreich für Ziegen“. Und wenn man dem Eiland Curzola einſt wegen ſeiner Nadelhölzer die Bezeichnung „Corcyra nigra“ beilegte, ſo möchte heute auf demſelben kaum ein Fleck zu finden ſein, auf welchem ſich drei Männer in den Schatten eines Waldbaumes niederlegen könnten. Die Eichen von Veglia grünen noch in der Erinnerung.

Im Jahre 1608 erlaubte die erlauchte Republik Venedig ihrem Freunde, dem Großſultan, am dalmatiſchen Strande ſo viel Holz zu ſchlagen, als er zu der Erbauung von mindeſtens zwölf Linienſchiffen bedurfte. Im Jahre 1870 kann keine Barke mehr aus dem Holze gezimmert werden, welches man in Dalmatien abſägt. Da, im Hafen von Luſſin piccolo liegen kleine Schiffe, welche die Balken von dem Stapelplatz kroatiſcher Eichwälder, von Fiume oder auch von Zengg am Fuße des bewaldeten Wratnik herbeigeſchleppt haben. Selbſt aus der Romagna tragen die Segelbarken das Holz herüber, aus welchem die gewandten Rheder des Eilandes ihre Schiffe bauen.

Es war nicht immer ſo in Luſſin piccolo. Noch vor hundert Jahren beſaß dieſer Hafen, welcher nunmehr nach Trieſt die meiſten Schiffe baut und die größten Unternehmungen ſelbſt an fernen Küſten wagt, ſammt allen Rhedern der Inſel Cherſo kaum hundertfünfzig Barken. Am Anfange dieſes Jahrhunderts hatten ſeine Schiffer kein anderes Geſchäft, als das Wurzelzeug und Geſtrüpp-Brennholz, welches ſie von den Bauern Cherſo's erhandelten, nach Venedig zu führen. Ich will hier gelegentlich bemerken, daß Cherſo und Luſſin nur durch einen kleinen

Meeresarm, den Canal di Punta Croce, getrennt ſind und daß dieſe beiden, wenn der trennende Canal nicht beſtünde, zuſammen weitaus die größte Inſel Dalmatiens bildeten. Im Zeitalter des Auguſtus allerdings gefiel den Römern ſchon der geräumige Hafen, deſſen Hügel im weiten Runde vielleicht noch mehr Schutz gewähren und einen größeren Binnenſee einſchließen als die Landzunge von Pola. Aber in ſpäterer Zeit hört man wenig oder nichts mehr von dem Hafen im Abſyrthiden-Eiland. Die weiteren geſchichtlichen Mittheilungen nach der Zeit, in welcher laut einer Sage der Kaiſer Auguſtus ſelbſt dort mit einer Flotte im hügelgeſchützten Golf den Winter zubrachte, ſind nichtsſagend. Erſt in unſeren Tagen tauchte Luſſin piccolo wieder im Munde der Menſchen auf und zwar durch die Betriebſamkeit eines armen Doctors, welcher für ſeine kleine Heimat das gethan hat, was die Regierung, die Blut und Edelmetalle in gewaltigen Mengen aus dem Lande zieht, pflichtgemäß für das ſämmtliche verwahrloſte Volk dieſes „Königreiches“ hätte wirken ſollen. Dieſer Freund ſeines Landes hieß Bernardo Capponi und ſchläft erſt ſeit wenigen Jahren in der Kalkerde der Inſel. Er begann damit, ſeine Landsleute zum Schiffbau und zu weiteren Fahrten zu ermuntern. Die Folge davon iſt, daß ſich allmählig ein anſehnlicher Reichthum auf der Inſel angeſammelt hat, daß ihre Einwohner unterrichtet und leutſelig ſind, und daß ſie ſich ſonach weſentlich von andern Küſtenbewohnern unterſcheiden, deren Loos nur der Regierungskunſt der kaiſerlichen Statthalterei anheimgeſtellt war. Der Doctor Bernardo Capponi hat Luſſin reich gemacht. Die kaiſerlichen Regierungskünſtler aber haben über dem alten Auguſtusthal (wie die Bucht wegen der angeblichen Ueberwinterung des Auguſtus

Und noch viel ſpäter holten ſich die Venetianer ihr Pech a
den hochſtämmigen Pinien des Küſtenlandes. Jetzt nenn
die Italiener das Land ein „Königreich für Ziegen“. U
wenn man dem Eiland Curzola einſt wegen ſeiner Rab
hölzer die Bezeichnung „Corcyra nigra“ beilegte, ſo mö
heute auf demſelben kaum ein Fleck zu finden ſein, a
welchem ſich drei Männer in den Schatten eines Wa
baumes niederlegen könnten. Die Eichen von Veglia grü
noch in der Erinnerung.

Im Jahre 1608 erlaubte die erlauchte Republik V
nedig ihrem Freunde, dem Großſultan, am dalmatiſch
Strande ſo viel Holz zu ſchlagen, als er zu der Erbau
von mindeſtens zwölf Linienſchiffen bedurfte. Im Jahre 18
kann keine Barke mehr aus dem Holze gezimmert werd
welches man in Dalmatien abſägt. Da, im Hafen von Luſ
piccolo liegen kleine Schiffe, welche die Balken von d
Stapelplatz kroatiſcher Eichwälder, von Fiume oder a
von Zengg am Fuße des bewaldeten Wratnik herbei
ſchleppt haben. Selbſt aus der Romagna tragen die Seg
barken das Holz herüber, aus welchem die gewandten Rhed
des Eilandes ihre Schiffe bauen.

Es war nicht immer ſo in Luſſin piccolo. Noch v
hundert Jahren beſaß dieſer Hafen, welcher nunmehr na
Trieſt die meiſten Schiffe baut und die größten Unte
nehmungen ſelbſt an fernen Küſten wagt, ſammt alle
Rhedern der Inſel Cherſo kaum hundertfünfzig Barke
Am Anfange dieſes Jahrhunderts hatten ſeine Schiffer ke
anderes Geſchäft, als das Wurzelzeug und Geſtrüpp
Brennholz, welches ſie von den Bauern Cherſo's erha
delten, nach Venedig zu führen. Ich will hier gelegentli
bemerken, daß Cherſo und Luſſin nur durch einen kleine

Meeresarm, den Canal di Punta Croce, getrennt ſind und daß dieſe beiden, wenn der trennende Canal nicht beſtünde, zuſammen weitaus die größte Inſel Dalmatiens bildeten. Im Zeitalter des Auguſtus allerdings gefiel den Römern ſchon der geräumige Hafen, deſſen Hügel im weiten Runde vielleicht noch mehr Schutz gewähren und einen größeren Binnenſee einſchließen als die Landzunge von Pola. Aber in ſpäterer Zeit hört man wenig oder nichts mehr von dem Hafen im Abſyrthiden-Eiland. Die weiteren geſchichtlichen Mittheilungen nach der Zeit, in welcher laut einer Sage der Kaiſer Auguſtus ſelbſt dort mit einer Flotte im hügelgeſchützten Golf den Winter zubrachte, ſind nichtsſagend. Erſt in unſeren Tagen tauchte Luſſin piccolo wieder im Munde der Menſchen auf und zwar durch die Betriebſamkeit eines armen Doctors, welcher für ſeine kleine Heimat das gethan hat, was die Regierung, die Blut und Edelmetalle in gewaltigen Mengen aus dem Lande zieht, pflichtgemäß für das ſämmtliche verwahrloſte Volk dieſes „Königreiches“ hätte wirken ſollen. Dieſer Freund ſeines Landes hieß Bernardo Capponi und ſchläft erſt ſeit wenigen Jahren in der Kalkerde der Inſel. Er begann damit, ſeine Landsleute zum Schiffbau und zu weiteren Fahrten zu ermuntern. Die Folge davon iſt, daß ſich allmählig ein anſehnlicher Reichthum auf der Inſel angeſammelt hat, daß ihre Einwohner unterrichtet und leutſelig ſind, und daß ſie ſich ſonach weſentlich von andern Küſtenbewohnern unterſcheiden, deren Loos nur der Regierungskunſt der kaiſerlichen Statthalterei anheimgeſtellt war. Der Doctor Bernardo Capponi hat Luſſin reich gemacht. Die kaiſerlichen Regierungskünſtler aber haben über dem alten Auguſtusthal (wie die Bucht wegen der angeblichen Ueberwinterung des Auguſtus

heißt) die Spitze eines Berges abgestumpft und ein Fort aufgebaut, welches nach dem Urtheil der Sachverständigen völlig unnütz ist.

Es leuchtet ohnehin ein, daß mit dem Erbauen von Festungen, Errichten von Generalkommandos, Aufstellen von Soldaten u. dergl. die Kraft des Staates nur scheinbar befestigt wird. Neben den Uniformen, Beamten und Kaufleuten läuft in ganz Dalmatien ein zerlumptes und unwissendes Volk herum. Wenn man sich über die Rohheit derjenigen verwundert, welche sich unbotmäßig betragen, so sollte man sich vielleicht entsetzen über die geistige Verkommenheit derjenigen, unter deren Einwirkung nach einem halben Jahrhundert ein Volk noch in diesem Zustande verharrt. Mit Ausnahme der physischen Besitzergreifung hat man wenig österreichisches Wesen Besitz ergreifen gesehen von dem Sinn und von den Wünschen des Volkes. Hier Soldaten — dort Steuerzahler; darin besteht die Kunst und die Fähigkeit der Regierenden in diesem Lande.

Wenn etwas zum Leben und zum Wohlstande gediehen ist, so geschah es trotz, oder doch wenigstens ohne die Regierung. Ein erfreuliches Denkmal der Volkskraft ist die Stadt Lussin piccolo. Sie hat sich in weitem Halbkreise in der ölbewachsenen Bai entwickelt, staffelförmig übereinander gebaut wie eine Stadt der Levante. Aber ihre Häuser sind meist weiß und schmuck, geschmacklos aber frisch getüncht, poesielos wie ein Comptoir, aber hinlänglich sauber, um den Wohlstand ihrer Insassen zu beurkunden. Dort drinnen ruhen sie aus, die Capitaine von kurzen und langen Fahrten und genießen auf heimischem Boden den sauer errungenen Wohlstand. Auch manches Landhaus steht verborgen auf den Oelhügeln.

Wäre der Boden nicht ſo dürftig und träte der Fels nicht überall zu Tage, würden mehr Agaven und Aloë's am feuchten Strande grünen, würden die häßlichen Mauern nicht ſein, welche auch das ſpärliche Grün noch unterbrechen, ſo möchte man ſich der wechſelſeitigen Geſtaltung der Berge und des Golfes nach an die genueſiſche Riviera verſetzt glauben. Aber im Vergleich zu jener iſt Alles noch viel zu nüchtern, kalt und mürriſch. Die goldene Frucht leuchtet nicht aus dunklem Laube, der duftige Winter der Mittelmeer-Ufer hat hier als Vertreter nur den immergrünen Oelbaum.

Es iſt allerdings wahr, daß der Réaumure'ſche Wärmemeſſer als Jahresmittel zwölf ſeiner Grade angibt. Die größte Kälte, welche man beobachtet hat, ſtieg bis zu drei Graden unter dem Gefrierpunct und auf den meiſten Inſeln hat man niemals eine Schneeflocke geſehen. Dennoch aber beſagen alte Nachrichten, daß in den Wintern 864 und 1234 ein großer Theil des adriatiſchen Meeres ſich mit Eis bedeckt haben ſoll. Auch aus unſeren Tagen liegt eine ähnliche Erfahrung vor. Am fünften Januar 1861 fror der Canal zu, welcher die Inſel, worauf Zara ſteht, vom Feſtlande trennt und am neunten April 1864 fiel Schnee in der nämlichen Stadt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die rauhen Gebirge der thrakiſchen Halbinſel die Wärme der Luft am Oſtgeſtade des Adria, wenn auch nicht ſtetig herabmindern, doch ſehr häufig durch nordiſche Anwandlungen ſtören. In der gleichen Breite von den Küſten des Mittelmeeres iſt die Witterung des dalmatiniſchen Landes wechſelnder und launenhafter.

Je weiter man aber auf den Scoglien in das Meer

hinausgeht, deſto ähnlicher wird der Pflanzenwuchs demjenigen, welchen man an der Küſte von Afrika und Spanien bemerkt.

Während an dieſen Weihnachtstagen graue kalte Nebel an der morlakiſchen Küſte liegen und kein anderes Grün ſichtbar iſt, als das der Oliven oder Myrthen, keimt und ſprießt Alles frühlingsartig auf dem Felſen von Liſſa, welchen weit draußen das laue Meer umbrandet. Unſere Gartenbohne, welche in Deutſchland im Mai blüht, hat dort bereits die rothen Lippen geöffnet und die blauen Blüthentrauben der Zwiebelgewächſe kann der nächſte warme Regen erſchließen.

Wenn ich ſage, grauer Nebel liegt auf der felſigen Küſte, ſo muß das nicht verſtanden werden, als ob die Bewohner wochenlang in einen bleiernen Himmel ſchauten, wie jenſeits der Alpen, das Wetter ſpringt faſt täglich von einem Gegenſatz in den anderen hinüber. Morgen kann eine heiße, dunſtgeſchwängerte Luft vom unbewölkten Himmel wehen und der hohe Welebit mit ſeinem Schnee als ein Wall von funkelndem Kupfer daſtehen. Am Beſten werden die Verhältniſſe dieſes Himmelſtriches wohl bezeichnet, wenn man daran erinnert, daß die Bewohner den ſpäten Herbſt vielfach wie einen Frühling betrachten, welcher der Erde neues Wachsthum und durch ſeine Regen den Thieren Futter und Weide für den ganzen Winter gibt. Wie es die größte Sorge unſerer nordiſchen Bauern iſt, ihre vierfüßigen Hausgenoſſen unangefochten durch die rauhe Jahreszeit hindurchzubringen, ſo müſſen ſich die Inſel- und Küſtenbewohner anſtrengen, ihre Pferde und Rinder während der Dürre des Sommers zu unterhalten.

Das warme Land wird am meiſten, wie ſich von ſelbſt

verſteht, an der beſonderen Geſtaltung des Pflanzenwuchſes und des Thierlebens erkannt. In dieſer Beziehung weiſen die dalmatiſchen Klippen nicht nur die nämlichen Formen auf, welche man drüben im ſüdlichen Italien und Spanien findet, ſondern beſitzen auch einen kleinen Reichthum von eigenem Weſen, welchem man ſonſt überhaupt nirgends mehr begegnet. Auch das griechiſche Feſtland und die Nähe einer orientaliſchen Vegetation kennzeichnet ſich deutlich. Je weiter man ſich vom Golfe von Trieſt nach Süden entfernt, deſto mehr verſchwinden die Alpenpflanzen des Karſtes und machen griechiſchen Gewächſen Raum. Von Trau, dem ſlaviſchen Trophir an, wird die Palme immer häufiger und weiter hinab zu findet man einen großen Theil der Flora der Berberei. Im Allgemeinen zeichnen ſich die Pflanzen der Inſeln durch großen Gehalt an ätheriſchen Oelen aus, ſo daß der Ankömmling freudig überraſcht wird durch den Wohlgeruch der Kräuter auf den Felsklippen.

Es kommt manches Reptil vor, welches man ſonſt nur in Aſien und Afrika findet. Die griechiſche Schildkröte bewohnt nicht eben ſelten die Felder und die Schildkröte des kaſpiſchen Meeres zeigt ſich hie und da in den größeren Flüſſen.

Auch die Tarantel, das unſinnig verläumdete und völlig harmloſe Thier, hauſt hie und da in modrigem Mauerwerk. Pseudopus opelli, eine kleine Natter, bewohnt die Weinberge von Raguſa und wird gezähmt ein lieber Stubengenoſſe der Bauern. Sie vertritt den Mäuſen gegenüber die Stelle der Hauskatze und läßt ſich ſo weit mit den Menſchen ein, daß ſie zu den Mahlzeiten regelmäßig auf den Tiſch kommt. Noch wunderlicher aber ſind die „Gabbiani“, große See- und Sturmvögel. Dieſe ver-

geſſen mitunter der angeborenen Freiheit ſo völlig, daß ſie Hausthiere in den Hütten werden.

Beſonders reich ſind die Klippen an Raubvögeln. Mehr als dreißig Falkenarten bewohnen das Berglaud im Meere. Eine ganz beſondere von dieſen iſt der dalmatiniſche Falke, aber auch der Lämmergeier, welcher nunmehr ſelbſt aus den unzugänglichen Wildniſſen der Hochalpen faſt verſchwunden iſt, ſchwebt nicht ſelten über dem öden Kalkſtrande.

So geben alſo jene Inſeln, welche die See mit ihrem breiten Schaumrande umdrängt, dem Forſcher des Lebens durch vielfache Geſtaltung Stoff in Fülle. Demjenigen aber, welcher es ſich an allgemeinen Umriſſen und dem Charakter der Landſchaft als ſolcher genügen läßt, machen ſchon die weiten Oelhaine, die zwiſchen den Bäumen aufgehängten Reben und die Melonengärten am ſandigen Strande Vergnügen.

Und wenn ſich ein ſolcher Beſchauer des großen Lebens der wunderſamſten Blüte annimmt, welche auf dieſen Felsgeſtaden wächſt, ſo findet er ſich ohne Zweifel noch reichlicher belohnt, als der Naturforſcher, welcher hier einen beſonderen „dalmatiſchen“ Froſch entdeckt und dieſem oder jenem Käfer den Namen dalmaticus, Ciburnicus, albanicus, diocletianus u. ſ. w. gegeben hat. Ich meine den Volksgeſang und die Sage, welche hier nicht minder blühen, wie bei allen Südſlaven.

Die Deutſchen haben durch Talvj und Kapper die Geſänge der Serben kennen gelernt und es gibt heute unter unſeren Gebildeten nur wenige, welche ſich nicht zum mindeſten an den Klagegeſang der edlen Frauen des Haſſan

Aga erinnerten, welchen Göthe nach einer französischen Bearbeitung in Verse gebracht hat.

Ganz anders aber verhält es sich mit dem unermeßlichen Reichthum volksthümlicher Einbildungskraft in Bosnien, dem Schwarzen Berge, dem Küstenlande und den dalmatischen Inseln. Die Erzeugnisse derselben sind in Deutschland fast unbekannt, aus zufälligen und unwesentlichen Gründen. Der slavische Geist hat sich in diesen warmen Ländern, inmitten von Meer und Felsen, noch weit farbenreicher entwickelt, als auf dem eintönigeren Festlande.

Allerdings sind die meisten Gestalten die nämlichen, wie im serbischen Lied und die Vorstellungen sind in ihrem innersten Wesen gleichartig mit den Gedankenkreisen der Bauern und Fischer auf den Inseln des Quarnero und am morlakischen Strande.

Weil wir gerade auf dem Meere fahren, auf welches die lange Insel Pago, in dämmerndem Gesichtskreis das hohe Veglia und der kroatische Strand durch das Sprühen der erregten See herüberschauen, so will ich, die Ferne überschreitend, als Angedenken eines jener phantastischen Bilder mitnehmen, wie sie in dem Bewußtsein der Strandbewohner lebendig sind*).

Ich gebe zuerst in schlichter deutscher Prosa eines der Lieder, welche auf der weinreichen Insel Krk (Veglia) in Aller Mund sind:

„Schön ist, o Gott! Kate Kaurkinja. Um sie freit die ganze Lika und Krbawa**), um sie freit auch das steinige Uferland.

*) Aus Viencic narodnih pjesama sabrao Andrija Juranic. U. Zadru 1865.

**) Zwei Landschaften am Meere.

„Um ſie freien zwei heldengleiche Jünglinge. Der eine iſt der Held Mijat, der Haiduk, der andere Held iſt Zarewitſch Jowan.

„Sie aber will ſich mit keinem verloben, als mit Held Mijat, dem Haiduken.

„Doch die Mutter will ſie nicht dem Haiduken geben, denn der Haiduk wird ihr Verderben ſein. Sondern ſie ſchreibt dem Jowan einen Brief und ſpricht in dem Brief ſchöne Worte zu ihm: daß er verſammeln ſolle die Hochzeitsleute und Schwäger, daß er kommen ſolle um die junge Dirne.

„Als dem Jowan dieſer Brief zukam und er ihn kaum geleſen hatte, verſammelte er ſogleich ſeine Hochzeitsleute und ging hinaus um die junge Dirne.

„Das Gerücht davon dringt zu Mijat, dem Haiduken. Er geht auf das grüne Gebirge und ſucht auf dem Gebirge die Haiduken, daß er die Hochzeitsleute vom Wege abhalte.

„Aber Gott gab es und die jungfräuliche Maria, daß er die Haiduken nicht finden konnte und ſo geht er allein auf den Weg, um ſie abzuhalten.

„Jowan führte die Jungfrau fort, aber ſie lenkt das Pferd nicht, ſondern ſitzt hinter ihm auf dem Rücken des Roſſes.

„Doch es geſchah ihm Alles zu Leid. Es erwartet ihn Mijat der Haiduk, er erwartet ihn in der Mitte des ebenen Feldes.

„Von ferne ſpricht Jowan zu ihm: Nicht gar ſtark biſt Du, o ſtarker Held!

„Scharf blickt Mijat der Haiduk und drückt an das Geſicht ſein Gewehr und ſagt zu ſich ſelbſt: Lieber Gott,

in Allem ſei Dir Preis. Leicht könnte ich ihn tödten, aber ich fürchte, daß ich das Mädchen treffe.

„Darauf ſagt zu jenem Mijat: Steig herab vom Roß, Du junger Kämpfer, daß wir ſehen, wer der ſtärkere Held iſt.

„Jowan kann nicht anders, er ſteigt vom Pferde ſogleich herab und geht Mijat entgegen auf den Kampfplatz.

„Das junge Mädchen aber ſagt: Kämpfe Du beſſer, Du mein theurer Mijat, den ich mir auch ſelbſt auserwählt habe!

„Als das Mädchen noch dieſe Worte ſprach, zuckte Mijat der Haiduk mit dem Säbel und ſchlug dem Jowan den Kopf ab.

„Darauf trieb er die Hochzeitsleute alle in die Flucht, that aber Keinem ein Leides.

„Zum jungen Mädchen aber ſagt er: Kehre zurück, Du von Gott Verfluchte!“

In einem anmuthigen Gegenſatze zu der wilden Geſchichte dieſes verſchmähten und trotzigen Bräutigams ſteht eine thränenreiche Liebesſcene, deren Erinnerung die Strandbewohner am Quarnero bewahren. Die Verſe lauten Wort für Wort überſetzt folgendermaßen:

„Es pflegte eine Mutter ihre einzige Tochter und ſuchte drei Jahre lang für ſie einen Namen und wählte ihr den Namen Zlato Materino (Muttergold).

„Als Zlato zu ihrer Reife heranwuchs, hätte ſie ſich gerne vermählt, aber die Mutter gibt ſie keinem, ſondern hält ſie auf dem Hofe wegen ihrer Schönheit zurück.

„Es warb um ſie Burja Zelentſchitſch. Ihm aber wollte ſie die Mutter nicht geben, doch die Beiden liebten ſich heimlich.

„Es warb um ſie Kraljewitſch Marko. Dieſem ver-

ſprach ſie die Mutter, verlobte ſie und ließ die Ringe wechſeln.

„Zlato geht von einem Gemache in's andere und ſchreibt einen kleinen Brief und ſchickt ihn an den Burja Zelentſchitſch.

„In dem Briefe ſchrieb ſie ihm dieſes: Heirate immer, wohin es Dir lieb iſt, mich hat die Mutter einem Andern verſprochen, verlobt und die Ringe wechſeln laſſen.

„Burja geht von einem Gemache in das andere, dann ſchreibt er einen kleinen Brief und ſchickt ihn an Zlato Materino:

„Heirate immer, wohin es Dir lieb iſt, auch ich Held vermähle mich bald, o Zlato, mit der ſchwarzen Erde. Meine Bettſtatt iſt ein hölzerner Sarg und mein Liebchen iſt die ſchwarze Erde.

„Den Brief lieſt Zlato Materina, lieſt den Brief und vergießt Thränen.

„Zlato geht von einem Gemache in das andere, dann ſchreibt ſie einen kleinen Brief und ſchickt ihn an den Kraljewitſch Marko:

„In der erſten Woche, welche kommt, verſammle die Hochzeitsleute und komme zu mir, und bringe alle Herren und der Herren Söhne.“

„Es ſitzt Zlato am großen Fenſter und ruft zu ihrer lieben Mutter: Ach, Mutter, weſſen ſind dieſe Hochzeitsleute?

„Das ſind die Hochzeitsleute des Kraljewitſch Marko.“

„Darauf vermählten ſich dieſe und Zlato ſagt zum Kraljewitſch Marko:

„Führe mich nicht dorthin durch das Bergland, ſondern führe mich vorbei an dem Hofe Burja's, damit ich dem Burja größeres Leid anthue.

„Unter dem Fenſter iſt ein grüner Orangenbaum, unter dem Orangenbaum ſitzt Burja's Mutter, kämmt die Haare und ſeufzt tief auf.

„Es fragt ſie Zlato Materino: Was iſt Dir o Mutter, daß du weinſt?

„Warum ſoll ich nicht ſeufzen und weinen, wenn mir Burja auf dem Todtenbett liegt!

„Es ſpricht zu ihr Zlato Materino: Iſt es erlaubt, daß ich zu Burja rede?

„Rede, o Zlato, ſo lange es Dir lieb iſt.

„Zlato geht von einem Gemache in das andere und als ſie in Burja's Gemach gelangte, neigte ſie ſich über Burja's Haupt, neigte ſich und weinte.

„Als Burja wieder zu Wort kam, ſprach er ſo zu ſeiner lieben Mutter: Was, o Mutter iſt hier ausgegoſſen worden, daß mich das kühle Waſſer benetzt?

„Es antwortet ihm darauf die Mutter: Nichts iſt hier ausgegoſſen worden und nicht benetzt Dich das kühle Waſſer, ſondern die Thränen ſind es von Zlato Materino, welche rinnen wie das Rika-Waſſer, dieſe benetzen Dir die liebe Stirne.

„Darauf ſagt Burja Zelentſchitſch: Wehe mir Zlato, das iſt zu ſpät!

„Solches ſagt er und haucht ſeine Seele aus.

„Darauf ſpricht Zlato Materino: Verflucht ſei jede Mutter, welche losreißt die Freundin vom Freund und welche Geneigtes vermählt mit dem Ungeneigten.

„Solches ſagte ſie und hauchte ihre Seele aus.

„Stumm war der Held, ſtumm auch das Mädchen. —"

Es ließe ſich eine große Ernte ſammeln von dieſer ſeltſamen Flora. Ihr Daſein beweiſt, daß die dichteriſche

Kraft der Menſchen gar nichts zu ſchaffen hat mit den Beſtrebungen der Nützlichkeit und mit dem Daſein von Einrichtungen, welche das bürgerliche Wohl gründen. In der That iſt die geſtaltende Kraft der Phantaſie regellos, mächtig und unvergänglich wie das freie Element, deſſen Anſchlag die Felsküſte erſchüttert, von deren Klippen die Berggeiſter, die weißen Wilm herabwinken, an welcher Königsſöhne ihre Bräute in den grünen Schluchten ſuchen und die Mutter unter dem Orangenbaume um den ſterbenden Sohn weint.

Zweites Capitel.

Zara.

Die Inſel Premuda, welche, etwa vier oder fünf Stunden von Zara entfernt, ſich aus dem Gewirre der Klippen erhebt, iſt für die Schifffahrer des adriatiſchen Meeres dadurch wichtig, daß nach ihrer Behauptung ſich an ihr jene bekannte Meeresſtrömung theilt, welche von Corfu in der Richtung gegen Venedig den Adria durchfluthet. Nach Angaben der Seeleute dringt ein Strom Waſſers in der Tiefe von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß von Jonien herauf gegen das Norduſer.

Während er ſich durch die dalmatiſche Inſelwelt hindurch bewegt, ſtaut er ſich an deren zahlloſen Klippen, welche ihn hemmen. Seine Geſchwindigkeit in den Irrgängen des Klippenreiches iſt deshalb eine geringe und wird für den ganzen Tag auf wenig mehr als zwei deutſche Meilen geſchätzt.

So ſchleppt ſich die Strömung träge fort, bis ſie hier in den zaratiniſchen Klippen auf den breiten Felsrücken von

Premuda trifft. Da ſoll ſie ſich nun ſpalten; ihr öſtlicher Theil dringt weiter in den Quarnero oder den Golf von Fiume vor, der weſtliche zieht ſich hinüber gegen die Mündungen der großen Alpenflüſſe, die Marken und den flachen Strand der Romagna.

Aber auch der öſtliche Arm der Strömung, welcher in den Quarnero vordringt, zieht ſich von Fiume an, der iſtriſchen Oſtküſte entlang, wieder rückwärts, bewegt ſich jenſeits des Caps Promontore nördlich gegen Venedig und trifft am italieniſchen Geſtade wieder mit dem weſtlichen Stromarm zuſammen. Dort drüben, wo kein Fels, keine Klippe den Schwall zurückdämmt, fließt er mit unvergleichlich mächtigerer Schnelligkeit wieder gegen den Süden, das joniſche Meer hinab.

Mehr als das flache Premuda ziehen die Augen des Seefahrers die zerſägten Scoglien auf ſich, welche links von ihnen aus dem Meere ragen und den treffenden Namen „le pettini“ (die Kämme) führen. Es iſt ein langer, durchbrochener Felsrücken, den Zinnen eines halb zerſtörten, crenelirten Mauerwerkes vergleichbar.

Ermüdend wäre es, fort und fort den eintönigen Eindruck zu ſchildern, welchen die endloſen Felsrücken von San Piero di Nembo, von Scarga, von Uglian und vielen anderen Klippen in der wogenden See hervorbringen, deren mächtige, ſchäumige Wogenkämme im Scirocco das Bild der feſten „pettini“ nachzuahmen ſcheinen. Da wir ohnehin auf dieſen wunderlichen Archipel noch des Ausführlicheren zu ſprechen kommen werden, ſo richten wir unſere Blicke nunmehr an die herankommende Küſte des Feſtlandes, welche uns ſchon längſt durch jenes hohe beſchneite Gebirge angekündigt wurde, das Croatien vom dalmatiniſchen Kö-

nigreiche trennt, den langgezogenen Velebit, im südslavischen Liede nicht minder gefeiert, als irgend ein Waldgebirge des Serbenlandes.

Zwischen diesem und Zara erstreckt sich eine weite, nur wenig von Hügeln wellig unterbrochene Ebene hin, an deren Strande die weiße Stadt aufliegt — nach dem Ausspruche eines Italieners mit dem Pulverdampf über dem Meere bei ruhigem Wetter vergleichbar.

Der erste Anblick des Landes unterscheidet sich in nichts von dem der flachen Scoglien, welche bisher durch ihre fast ununterbrochene Aufeinanderfolge (l'una in fila dell' altra) ja auch ein scheinbares Festland dargestellt haben.

Ueberall spärlicher Olivenwald, entlaubte Kirsch- und Maulbeerbäume, steiniger Boden, Mauern aus zusammengelesenen Steinen, welche die Gründe tausendfach unterbrechen — das ist die Skizze des Landes, wie es sich auf den ersten Anblick darstellt.

In vergangenen Jahrhunderten mag dieser Anblick ein wesentlich anderer gewesen sein, weil die Bewohner der Stadt in steter Furcht vor heranschleichenden Feinden und Türkenüberfällen, es nicht wagten, näher als etwa eine halbe Meile entfernt einen Baum stehen zu lassen. Doch ist trotz dieses Wachsthums nunmehr die allgemeine Lage der Stadt und das Wesen ihrer Landschaft keineswegs durch absonderlich malerische Eigenschaften ausgezeichnet und nur der Velebit im Norden, welcher sich von hier aus anschaut, wie die Alpen aus der Ebene der Lombardie bringt eine erhebende und gewaltige Stimmung in das sonst öde Bild der flachen Küste.

Derjenige, welcher zunächst eine genaue Uebersicht der ganzen Umgegend gewinnen will, thut am besten, wenn er

sich über den schmalen Meeresarm nach der langen Insel Uglian übersetzen läßt, welche der erste der Steinwälle ist, die Zara im Westen gegen die offenen Fluthen des Adria schützen. Dort erhebt sich, auf einem jener pyramidenförmigen Berge, deren Anblick uns her und her auf den Scoglien begleitet hat, in der Höhe von etwa tausend Fuß eine alte Venetianer Veste, einst von der Republick gebaut, um die Bewegungen der Ungarn zu beobachten, welche damals in Zara hausten. Von dieser hohen Warte herab, an deren Hängen noch hie und da eine Pinie grünt, erreicht der Blick weite Fernen der grünen Fluth und des graugrünen Festlandes. Die langen Linien von Isola Grossa, dem noch längeren äußersten Felswall im Westen, der mit Uglian parallel aus der Fluth emportaucht, Eso, Bucognazza und sein Weingefild, und die Stadt selbst nebst dem weiten von uns durch die Klippen des Quarnero herzurückgelegten Wege, erscheinen da in gewaltiger Rundschau.

Jadera, dann Diodora, jetzt von den Slaven Zadar, von den Italienern Zara genannt, liegt auf einer Halbinsel, welche seit dem Jahre 1409 zu Zwecken der Befestigung durch menschliche Hand in eine vollständige Insel umgewandelt worden ist. Von außen betrachtet, lassen die grasbewachsenen Wälle und die flachen braunen Dächer, über welche wenig Kirchthürme hervorragen, keineswegs die anregenden Eindrücke vermuthen, welche der Fremdling in sich aufnimmt, wenn er die mit reinlichen Steinplatten bedeckten Gassen des Stadtinneren selbst betritt. Zara sieht, was seine Gebäude anbelangt, so durch und durch italienisch aus, wie nur irgend eine Stadt der Halbinsel. Wendet man aber seine Augen von den Denkmälern der Baukunst ab auf die Menschen, so erblickt man überall jenen durchgreifenden

Unterſchied, welcher in ganz Dalmatien das ſlaviſche und das italieniſche Weſen wie Waſſer und Oel auseinander hält.*) Neben den Cylindern der Kaufmannswelt und der Würdenträger, neben der exotiſchen Crinoline und Pariſermode wandelt getrennt und unvermiſcht die rothe Mütze und das blaue Gewand des Slaven. Das italieniſche, deutſche oder abendländiſche Element im Allgemeinen hat hier nicht mehr Berechtigung oder Bedeutung als in Corfu oder im Piräus. Das lehrt der erſte Blick und das lehrt die Erfahrung von Jahren. Der Strand, der Handel, die Betriebſamkeit am Waſſer hat völlig jenes Weſen alla franca angenommen, welches man an allen Küſten des Mittelmeeres findet, von welchem das adriatiſche Meer nur den ſiebenzehnten Theil ausmacht. Dazwiſchen, daneben und dahinter ſteht aber das Serbenvolk, an Geſtalt, Anlagen, Geſinnung und Sitten ſo urwüchſig ſlaviſch, wie nur irgend einer der Bruderſtämme zwiſchen der Drau und dem Pontus.

Die Werke der Baukunſt ſind italieniſch, das Volk iſt ſlaviſch; das iſt der Eindruck, welcher uns nicht mehr verläßt bis zum Berge Dubawizza, dem ſüdlichen Grenzſteine des Landes.

Ich habe die Bauern an der Küſte, welche die Wurzelſtämme eines abgetriebenen Waldes ausgruben mit den Matroſen eines ruſſiſchen Kriegsſchiffes reden gehört, welches

*) Bei dieſer Gelegenheit möchte ich darauf hinweiſen, daß die Ableitung des Wortes Morlak von More und Wlach (Meer und Italiener), welche alſo aus dem Slaven einen „italieniſchen Meerbewohner" machen will, lächerlich iſt. More, der erweichende Conſonant l, und das Wortbildungsſuffix ak zuſammen bilden das Wort. Morlak heißt alſo einfach: maritimus.

raußen auf dem Meere ankerte. Sie unterhielten ſich beidereitig ohne irgend welche Verwunderung über das ungeſtörte Verſtändniß, mit welchem die Männer der fernen Steppe die Klippenbewohner des ſüdlichen Meeres begriffen. Ich habe die Denkmünzen auf der Bruſt der Morlaken geſehen, welche zur tauſendjährigen Erinnerung an die Gründung des ruſſiſchen Reiches geprägt worden ſind. Und wer an allem dem noch zweifeln wollte, der vergleiche den Gedankenkreis der groß- oder weißruſſiſchen Volksdichtung mit den Liedern der Dalmatiner und Bosniaken. Man wird bemerken, daß ſich Völker, welche ſo denken, in ihrem innerſten Weſen näher ſtehen, als die Bewohner der norddeutſchen Düne und der Hochlande von Tirol.

Sollte einmal jene verhängnißvolle Zeit über unſeren Erdtheil hereinbrechen, in welcher ſich die Völker unbekümmert um die Ergebniſſe der Geſchichte, mit Nichtachtung aller künſtlichen Schranken, ihren fremden Herren zum Trotz, ſich als gleichartige zu gleichartigen fügen und durch ſolches Aneinanderſchließen ungeheuerliche Staatenbildungen darſtellen, dann wird man ſehen, wohin die Slaven der thrakiſchen Halbinſel und ihr Primorje (ihr „am Meere“) mit ihnen, ihre Wünſche ſenden.

Wir werden im Laufe unſerer Wanderungen noch mehrmals Gelegenheit haben, durch Thatſachen auf dieſes Verhältniß hinzudeuten, von welchem Europa nichts weiß, oder vorläufig nichts wiſſen will. Der italieniſche Firniß, welchen die meiſten Reiſebeſchreiber, die auf dem Meere an dem Lande vorüber gefahren ſind, bei ihrem zeitweiligen Abſteigen in den Uferſtädten wahrgenommen haben, pappt oberflächlich auf dem wirklichen Inhalt und iſt unweſentlicher, als die Etiquette auf einer Flaſche.

Ich werde den Beweis davon nicht ſchuldig bleiben. Vorläufig weiſe ich auf die Freigebigkeit hin, mit welcher der knauſerige Italiener die Sammlungen unterſtützt, welche zu Gunſten der armen verwundeten Soldaten veranſtaltet werden, die man vom Kampfe gegen die aufſtändiſchen Slaven der Bocche in die Spitäler ſchleppt. Die ſchlauen Fremdlinge kennen ihren wirklichen Feind. Dieſer aber kennt auch ſie. Vorläufig wird das Land mit der Deviſe „Theile und Herrſche“ unter der dermaligen Herrſchaft eines Dritten erhalten. Sollte dieſe Deviſe einmal zu Schanden werden, ſo würde ſich zeigen, welche Seite über die eigentliche Kraft des Volkes verfügt. — —

Zara war in alter Zeit eine Colonie der Römer, wovon, wenn gar keine anderen Zeugen mehr vorhanden wären, die anſehnlichen Spuren einer Waſſerleitung ein Denkmal bilden würden, die friſches Waſſer aus den nördlichen Gebirgen an den ſalzigen Strand herabführt. Der Sage nach wird ſie auf die Regierung Trajan's zurückgeführt. Wo dieſes Volk ſeinen Fuß hinſetzte, ſorgte es zunächſt, unbekümmert um alle Mühen und Koſten, für das wichtigſte Bedürfniß der Bürger, für welches das Mittelalter keinen Sinn hatte. Von den Dingen, welche Letzteres nach Zara brachte, iſt am merkwürdigſten der Körper jenes Simeon, welcher nach dem Zeugniß der Evangeliſten das Kind Jeſus im Tempel auf die Hände nahm. Das Volk nennt ihn den heiligen Simeon — meines Wiſſens der einzige heilige Jude, von welchem die Ueberlieferung etwas weiß. Wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, einen Körper aus Schutt und Aſche des verbrannten Jeruſalem nach Zara zu ſchaffen, ſo iſt allerdings an einem kleinen Wunder nicht zu zweifeln.

Ein dankenswertheres Geſchenk als letzteres, mit wel-

chem ſich etwa die Ueberreſte der drei Männer im Feuerofen, Sidrach, Midrach und Abdenayo vergleichen laſſen, welche man drüben auf der Inſel Arbe aufbewahrt, iſt die Umgeſtaltung eines Theiles des unnützen Feſtungswalles in einen anmuthigen Garten. Man verdankt denſelben der Fürſorge des Generals von Welden, welcher vor vierzig Jahren den Vätern der Stadt erlaubte, Zierſträucher und Blumen auf die Baſtion Grimani zu pflanzen.

Zu dieſem Haine gelangt man zwar, den Wall anſteigend, aus jeder der nördlichen Gaſſen, welche in der Richtung gegen den Hafen zu liegen, am bequemſten aber über den Platz der ſogenannten fünf Brunnen.

Dieſe fünf Brunnen ſind mächtige Ziſternen, mit Eiſengittern umgeben, mit Eimern an ſtarken Ketten. Wenn man in ihre Tiefe hinabhorcht, ſo vernimmt man das Sauſen des Waſſers, welches in unterirdiſcher Leitung an ihrer Höhlung vorüber rinnt.

Sowohl dieſe fünf Brunnen, als das benachbarte Thor, das auf den kleinen Hafen hinausführt, werden von der Ueberlieferung mit dem Wirken des großen italieniſchen Baumeiſters San Micheli in Zuſammenhang gebracht, welchem Dalmatien manche Zierde verdankt und der, ein Michel Angelo im Kleinen, Feſtungen nicht minder zu bauen verſtand, als Paläſte und Brunnen.

Neben dieſen fünf großen Ziſternen befindet ſich der Eingang des Parkes, von welchem aus man ſowohl den Velebit, als die Felſen von Uglian und zu beiden Seiten das Meer erblickt. Hohe Nadelhölzer, Myrthen und Lorbeer grünen auf dem alten Bollwerk. Dazwiſchen ſtehen weiße Götterbilder und hie und da erinnert, hinter Gittern ver-

wahrt, ein römiſcher Fries, ein Säulenknauf, ein alter grauer Marmor an die Zeiten der alten Diodora.

Auch ein gelbes Thor wird von dem Walle und dem Garten überbrückt, welches laut der Inſchrift Melia Annina dem Andenken ihres Gatten Lepicius widmete.

Zara iſt nicht arm an ſolchen Erinnerungen aus der Kaiſerzeit. Auf dem Markte ragt eine prächtige Säule und auch auf dem Platze der fünf Brunnen ſelbſt erhebt ſich eine ſolche und ein alter Thurm, den nunmehr eine Art Wachſtube verunziert. Beim Ausgraben des Grundes, auf welchem jetzt das neue Theater ſteht, entdeckte man Moſaikböden, Ueberreſte von Bädern und menſchliche Skelette.

Mit vielem Geſchmack hat man inmitten des Parkes einen Hügel angebracht, von welchem aus derjenige bequem die Gegend überſchauen mag, der ſich nicht zum Berge San Michele auf Uglian hinüber wagt Weit und breit ein blauer Geſichtskreis von Meer, Flachland und Bergen — in der nächſten Nähe immergrünende Bäume und im Meereshauch der Wohlgeruch von den Blüten des Gartens. Es iſt ein träumeriſcher Ort. Klingen dazu aus der Stadt die unabläſſigen kurzen Glockenſchläge herüber, von welchen es, wie jeder Wanderer im Süden weiß, den ganzen Tag einſchläfernd forthellt, ſo kommt leicht einer jener Augenblicke über den Einſamen, in welchen ihm, von der unveränderlichen Licht- und Tonfluth umwallt, Vergangenheit und Gegenwart wie ein Wahn erſcheinen und die Zeit ſelbſt, die raſtloſe, ſich ihm als eine wunderliche Täuſchung verflüchtigt.

Es wird nicht leicht Jemand dort oben ſtehen, ohne daß ihn die Hügelketten, welche jenſeits des Hafens das

nördliche Flachland unterbrechen und ſich, immer höher anſteigend, gegen den Welebit hin verdunkeln, zu einem Beſuche lockten. Sehen wir uns einmal die Landſchaft dort drüben in der Nähe an.

Wer nicht den anſehnlichen Umweg um die Hafenbucht herum machen will, der ſteigt an den Strand hinab und läßt ſich dorthin über den Hafen hinüberfahren.

Am Strande, wo die ſlaviſchen Fiſcher und Schiffer auf ihren winzigen Fahrzeugen ſitzen und ſich ihre ſpärlichen Fiſchmahlzeiten zubereiten, hat man Muße, ſich das nervige und wetterharte Geſchlecht zu betrachten.

Es iſt heute der Tag der Winterſonnenwende, ein wüthender Scirocco, welcher ſelbſt das Waſſer des kleinen Hafens zu mächtigen Schaumwellen aufpeitſcht, verkündet das Zurückweichen des Geſtirnes gegen unſeren nördlichen Erdtheil. Die meiſten der Männer auf den Schiffen haben zum Schutz gegen das Waſſer, welches zu ihnen hinaufſpritzt, die Kapuzen ihrer braunen Mäntel über den Kopf geſchlagen.

So oft ich eine Geſellſchaft dieſer ſtarken und rauhen Menſchen bei einander ſehe, erinnere ich mich des Zwiſtes, welcher vor mehr als hundertdreißig Jahren wegen zwanzig ihrer Vorfahren zwiſchen ſeiner preußiſchen Majeſtät in der durchlauchtigſten Republik Venedig entſtand. Jene lag durch ihren Geſandten, den Baron von Gotter, dem Dogen fortwährend in den Ohren, er möge ihr zwanzig ſtarke Morlaken oder Dalmatiner verſchaffen, mit welchen der König ſeine bekannte Potsdamer Rieſengarde zu zieren gedachte. Der Doge bot alles Mögliche auf, um dem Könige den Gefallen zu erweiſen. Aber ſeine Mühe war umſonſt. Es fand ſich ſelbſt unter den ärmſten Morlaken in ganz Dalmatien nicht

ein einziger Menſch, welcher auch um die höchſte Belohnung preußiſcher Grenadier werden wollte. Dadurch ließ ſich indeſſen der König nicht beſchwichtigen und es blieb zuletzt, wenn man ſich nicht ſeinem Zorn ausſetzen wollte, nur ein einziges Mittel. Der Doge theilte dem Geſandten mit, daß man Willens ſei, acht der ſtärkſten Männer aus der venetianer Miliz ſelbſt, welche er anwerben möge, deſertiren zu laſſen, das heißt, ein Auge zuzudrücken, wenn ſie entflöhen. Es fanden ſich in der That acht Mann, welche um den Betrag von zweitauſendfünfhundert Zecchinen den Handel eingingen. Doch dieſe erwieſen ſich noch klüger, als der Doge. Denn nachdem ſie das Blutgeld verjubelt hatten, liefen ſie alle miteinander davon, ohne vorher Venedig nur mit einem Fuße verlaſſen zu haben. Die Wuth des Königs über dieſen Verluſt war grenzenlos und es bedurfte diplomatiſcher Vermittlung, um einen Bruch mit der Republik ſelbſt zu verhindern.

Die Stärke ihres Körpers verdanken die Morlaken vielleicht dem unwirthlichen Boden, der zu wuchtiger Arbeit zwingt, ihrem unausgeſetzten Aufenthalt in freier Luft — denn ihre Häuſer haben, wie wir ſehen werden, mehr Aehnlichkeit mit den Schlupfwinkeln wilder Thiere als mit menſchlichen Wohnungen — und dem energiſchen Klima, welches in den Wintermonaten in vierundzwanzig Stunden zweimal zwiſchen afrikaniſcher Brühhitze und eiſigem Nordſturm wechſeln kann.

Wer in dieſem ſonnendurchglühten, winddurchbrausten kahlen Lande zimpferlich angelegt iſt, geht zu Grunde und die Natur ſelbſt übernimmt die Ausübung ſpartaniſcher Erziehungskunſt.

Das Zara gegenüberliegende Ufer, zu welchem das

Schiff überfährt, iſt nur ſpärlich mit elenden Dörfern beſetzt und ſtellt in ſeinem wunderlichen, ſo gänzlich von allen übrigen Gegenden Europa's verſchiedenen Ausſehen den wahren landſchaftlichen Typus des ganzen nördlichen Dalmatiens dar.

Das breite Schiff iſt mit braunen Kapuzen und blau gekleideten Weibern mit dem rothen Gamaſchenſtrumpf, den die Frauen faſt aller ſlaviſchen Völker mit Vorliebe tragen, ſtark überladen. Die Leute kehren vom Markte in der Stadt zurück, wohin ſie Truthähne, todte Haſen Kohlköpfe gebracht haben.

Keiner verſteht das Wort des Andern, denn der heulende Scirocco verweht jegliche Stimme. Daß die breite Fähre mitten im Hafen tanzt, wie eine Nußſchale, iſt nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß ſelbſt die großen Dampfer in dieſem offenen Port mitunter von den Windſtößen in ihren Bewegungen gehemmt werden. Der Schaum ſpritzt über die ganze Geſellſchaft hinüber, die Männer lachen und die Weiber ſchreien.

Hat die Fähre drüben vorſichtig an den weißen Uferfelſen angelegt, gegen deren zu harte Berührung ſie durch ein paar Beſen geſchützt iſt, die als Puffer oder Polſter an ihrer Seitenwand hängen, ſo hat man mit der Ueberſchreitung dieſes kleinen Waſſerbeckens, deſſen Breite nicht über einen Flintenſchuß beträgt, eine Entfernung zurückgelegt, zu welcher man in andern Ländern ebenſo viele Tage brauchen würde, als hier Ruderſchläge geſchehen ſind.

Drüben iſt eine italieniſche Stadt, hier beginnt die ſlaviſche Wildniß.

Von dieſen weißen Kalkfelſen am Ufer, welche das Meer ausgewaſchen hat, nordwärts zieht ſich eine viele,

viele Meilen lange Strecke hin, deren Einwohner von der abendländiſchen Civiliſation kaum einen Anflug angenommen haben.

Ich will verſuchen, das Ausſehen des Bodens in den Wohnungen eingehend zu ſchildern, weil hier in Wirklichkeit aus dem Theile für das Ganze gelernt werden kann. Wer hier einige Stunden weit geht, der hat einen zutreffenden Begriff von Natur und Menſchen auf der ganzen morlakiſchen Küſte bis Carlopago, Zengg, Buccari, der Umgegend von Fiume und noch weiter den Karſt hinauf. In der lichten Dämmerung, welche der feuchte Sciroccoſturm über die Erde verbreitet, liegt die ganze von Steintrümmern überſäete Flur in einer Beleuchtung da, in welcher am meiſten die Farben Grün, Grau und Weiß hervortraten. Betrachtet man ſich den Boden aber genauer, ſo bemerkt man den verwitterten Kalk von bräunlichem Anſehen, die größeren weißen Steine, das ſpärliche Gras unter den zerzausten, von den Stürmen verkümmerten Oliven und die Fußſteige durch die Pflanzungen, die ſich als breite Bänder von tieferem Braun hindurchziehen.

Das Meer züngelt noch hie und da durch die weißen Klippenſteine herein und wird dieſe flache Bucht im trümmerbedeckten Grasland von den kleineren Fiſcherbarken als Hafen benützt. Aus dem Grunde des Strandes ragt eine dicke eiſerne Säule hervor, vollſtändig dem Hintertheil einer halb vergrabenen Kanone ähnlich, um welche die Taue der Schiffe geſchlungen werden. An einer anderen Stelle wird eine ſolche, aus weißem Kalkſtein gefertigt, vom Waſſer umplätſchert.

Die Häuſer, von welchen die beſten nackt und kahl, aus grauem Mauerwerk aufgeführt, neben ihrem Düngerhaufen

ſtehen, ſind in der Regel ganz oder theilweiſe von einer rohen Mauer aus Findlingſteinen umgeben.

In ihrer Nähe weidet ein Kalb das dürftige Gras ab oder durchwühlt ein Schwein den ſteinigen Boden, oder verfolgt ein dürrer Hund mit wüthendem Gebell den Vorübergehenden.

In Ermanglung einer Scheuer liegt das Heu in zuckerhutförmigen hohen Haufen, aus welchem ein Pfahl hervorragt, in ihrer nächſten Umgebung und nicht ſelten gewahrt man auch andere hohe, braun-ſchwarze Haufen, Aufhäufungen von Weintrebern, welche als Dünger für das Feld angeſammelt werden.

Die Weinſtöcke, deren nackte Reben dort hinter den Mauern aufragen, liefern ein Getränk, welches wenig ſchmackhaft, aber im höchſten Grade betäubend iſt. Seit achtzehn Jahren verheert die Traubenkrankheit auch dieſes armſelige Land. Sie tritt um ſo gefährlicher auf, je näher die Weinſtöcke an der Küſte liegen. Die weichen Traubengattungen ſind ihr mehr ausgeſetzt, als die harten, die alten Rebenſtöcke mehr als die neuen und die Südlage mehr als jede andere.

Leider iſt bei der großen Armuth und Unwiſſenheit des Küſtenvolkes der Gebrauch des Schwefels, wodurch beiſpielsweiſe im italieniſchen Tirol alljährlich die Ernten gerettet werden, noch nicht hinlänglich in Aufnahme gekommen und ſo leiden ſie ſelbſt an dieſem wichtigen Erzeugniſſe ihres verwüſteten Bodens ſchwere Einbuße.

Die Nähe einer Stadt, in welcher es viele wohlhabende Leute gibt, verräth ſich noch hie und da durch ein weißes, rothbedachtes Haus, welches unter den trümmerhaften Anſiedlungen nicht minder eine Oaſe darſtellt, als

ein großer, von Steinen faſt geſäuberter Garten, inmitten der von den weißen Splittern bedeckten Gründe.

Es iſt nicht ohne Reiz, durch das Eiſengitter in die langen Perſpectiven desſelben hineinzuſchauen, in welchen der ſauſende Wind die Mentha-Blüten bewegt, blau wie das empörte Meer und die Scoglien, welche in endloſer Ferne ihren Hintergrund zu bilden ſcheinen.

Ueber dieſe Mauern ſchwanken auch Cypreſſen im warmen Sturm, nur auf dem Grunde des Wohlhabenden vor der Axt ſicher. Sie beugen ſich gegen Norden, wie das Schilfrohr eines Sumpfes.

Selbſt das Getreidefeld, welches auf der andern Seite der weiß und braun geſprenkelten Straße ſich hinzieht, zeigt von dem Wohlſtand ſeines Beſitzers, dem es ermöglicht war, ſo viel helfende Arme herbeizuſchaffen, daß man nirgends mehr den Kalkſchotter aus dem braunen Grunde hervorragen ſieht.

Wie mühevoll dieſe Arbeit iſt, erkennt man, wenn man ſich hie und da über die Brüſtung einer der Steinmauern beugt und die Männer betrachtet, welche mit ihren Hacken breite Furchen in den elenden Grund hauen. In dieſen Furchen knieen oder hocken ſie und werfen die Steine durch die Füße oder über ihren Rücken weg. Es iſt ein Geſchäft, bei welchem der Menſch ſtarr und düſter werden muß. Sähe man nicht an einzelnen Feldern den Erfolg dieſer troſtloſen Arbeit, ſo möchte man meinen, diejenigen, welche hier Steine fortwerfen, ſeien mit ſolchen zu vergleichen, welche das Meer in Eimern ausſchöpfen wollen.

An einer Stelle des Feldes befinden ſich zwei thurmartige Landhäuſer, welche nunmehr als Seidenſpinnereien benützt werden. Sie rühren von einer Anſiedelung von

Friulanern her, welche ſich im Anfange dieſes Jahrhunderts auf dieſem Strande niederließ. Auch weiter oben bei Nona ſtehen noch Häuſer dieſer Colonie. Sie ſind aber ſämmtlich zerfallen und verödet, gleich wie ihre Inſaſſen verdorben und verkommen ſind in dem ungaſtlichen Lande.

Die Landhäuſer zeichnen ſich auch durch die Einfriedigung ihrer Grundſtücke aus. Dieſelben ſind nicht wie diejenigen der armen Bauern durch Mauern abgegrenzt, welche aus übereinander geſchichteten Kalkſteinen beſtehen, ſondern durch Mörtel und Anſtrich wohl verbunden.

Auf dem Wege iſt wenig Leben zu erſpähen. Manchmal ein Bauer in zerlumptem braunen Mantel, mit durchlöcherter Mütze, zerriſſenen Bundſchuhen, der mit trübſeliger Miene aus der Stadt zurückkehrt und welcher den armen Truthahn, den er dort nicht hat verkaufen können, an den Füßen mit abwärts hängendem Kopf wieder nach Hauſe trägt. Ein anderer treibt einen kleinen, wolligen Eſel vor ſich her, der Brennholz, dünne zuſammengebundene Zweige, auf dem Rücken ſchleppt.

Der Holzmarkt befindet ſich am kleinen Hafen von Zara und das Holz wird ausſchließlich von Eſeln getragen. Es iſt werth, daß man ſich denſelben dort betrachtet. Viele von den müden Thieren legen ſich mit ihrer Laſt auf den Bauch oder gar auf die Hüfte, andere ſuchen die ſpärlichen Strohhalme, welche für ſie in den Schmutz hingeſtreut ſind. Vor ihnen ſchlagen die Wellen an den Strand und ſehr häufig überſprüht ſie und die Weiber in den weißen langen Wollröcken, welche ſie hüten, der ſalzige Schaum.

Manchmal ſieht man auch einen Mann im Dorngeſtrüpp und dem kurzen Strauchwerk zwiſchen den Mauern herumgehen und ſich mit einer kleinen Handſichel Zweige

abſchneiden, mit welchen er ſein Mittagsmahl, den Kohl oder die kleinen Fiſche bereitet. Die Slaven nennen dieſe kriechenden Sträucher ſammt und ſonders, mögen ſie irgendwelcher Gattung angehören, einfach zelinika, das heißt Baumwerk oder Grünzeug.

Andere, Vorſorglichere, haben ganze Haufen dieſes Zeuges im Unflath ihrer Höfe aufgeſchichtet, wo dieſelben dem Geflügel als Tummelplatz dienen. Die dornigen Zweige werden auch, nachdem man ſie entblättert hat, als weiteres Schutzmittel des Hofes auf die Brüſtung der elenden Mauern gelegt, welche ſelten über vier oder fünf Fuß hoch ſind.

In ſolcher Oede iſt ſelbſt der flüchtigſte Sonnenſtrahl willkommen, welcher die dichte Hülle des Sciroccohimmels durchbricht. In einem Augenblick zittert wunderbarer Glanz durch die trübſelige Erde. Die grauen Kalkmauern blenden und die fernen Straßen liegen wie breite Zinkſtreifen am Geſichtskreis, ſo daß man das Beiwort die „weiße“ begreifen lernt, mit welchem im ſlaviſchen Liede ſtets die Straße bezeichnet wird. Und ſelbſt im fernen grauen Norden die ſteinigen Flächen und öden Kalkhänge, welche ſich gegen den Welebit hinziehen, fangen einen Augenblick zu lodern an, wie ſchwere, tiefe Gewitterwolken, auf welche ein gelber Strahl der regneriſch untergehenden Sonne fällt. Da ſauſt es durch die Oelbäume und durch die abgeſtorbenen Dornen auf den Mauern — ein vielſtimmiges Lied, welches tief aus dem Herzen dieſer gequälten Welt dringt.

Für denjenigen, welcher auf dieſem Lande dahingeht, iſt das Meer nimmer die öde Fläche, ſondern ein Feld des Glanzes und der Bewegung, nach welchem hin er gern ſeine Blicke abwendet von den hohen Steinhaufen, welche

da im Schweiße des Angesichtes aus den Aeckern zusammen getragen worden sind und von den Dornen auf den Mauern, mit welchen der arme, in Schmutz und Nacht versunkene Mensch sein jämmerliches Eigenthum zu schützen trachtet. Gerne wendet sich in der That der Blick ab von dieser schmerzlichen Verwirklichung des Fluches im Paradiese, hinaus auf die weite Fläche, welche erregt im Blau des hohen Himmels glänzt, wie wenn sie seine Farbe mitten durch die unheimliche Wolkendecke hindurch wiederzuspiegeln vermöchte. Ueber dem tobenden, tiefblauen Meere erscheint die Insel Uglian in purpurner Färbung, welche — alle Kenner südlicher Gewässer werden sich der Erscheinung erinnern — oft in der Netzhaut angeregt wird, wo dunkle Felsen in weiter Ferne aus einem Meere von tiefem Blau aufragen. —

Manchmal verändert sich auch der Anblick des Grundes, ohne deshalb erfreulicher zu werden. Statt der Felder und ihrer Mauer sieht man nur mehr weiße Steine — ein mageres Weideland. Zahllose schwarze Flecken heben sich vom Weiß des Kalkes ab: vereinzeltes, entblättertes Gestrüpp. Nur selten zeigt sich zwischen ihnen ein grüner Punct. Das sind großbeerige Wachholder-Sträuche, die im Winde zittern.

Der Boden hebt sich immer höher, es beginnt die Wellenbewegung der Hügel, welche sich bis zum Welebit hin fortsetzt.

Auf einer dieser Anschwellungen des Bodens liegt das Dorf Bukognazza, weithin sichtbar. Ein bescheidener Kirchthurm erhebt sich über seinen Steinhütten.

Das Haus des Pfarrers ist die einzige Ansiedelung, welche diesen Namen verdient. An seinen Fenstern nimmt

man ſogar weiße Vorhänge wahr, eine Ueppigkeit, welche in morlakiſchen Dörfern ſchon deshalb die Wohnung des Prieſters kennzeichnet, weil alle übrigen Wohnungen überhaupt keine Fenſter oder wenigſtens keine Fenſterſcheiben haben. —

Das Dorf iſt, wie erwähnt, auf dem Grate eines Hügels aufgebaut, welcher weithin die Gegend beherrſcht. Auf dieſem Grate nun brechen die Seitenflächen der Kalkſchichten, aus welchen der Hügel beſteht, aus dem dürftigen Boden hervor — jene Steinplatten, welche den Straßen und dem Pflaſter der Stadt Zara ihr eigenes, gelbliches Anſehen geben. Dieſes Hervortreten ihrer Kanten im Dorfe bewirkt, daß man in demſelben auf lauter Staffeln und Abſtufungen geht, welche in den Steinlagen durch Abwitterung hervorgebracht worden ſind. Es iſt dies jene, den Füßen und den Rippen gefährliche Karſtbildung, welche die Morlaken „skopce“ nennen.

Von dem Elend der Behauſungen auf dieſen Skopce macht ſich der Abendländer keine Vorſtellung. In dieſer Beziehung, wie in ſo manch anderer, unterſcheidet ſich das dalmatiſche Feſtland keineswegs von den Dörfern der ſchwarzen Berge oder des benachbarten Paſchaliks Bosnien.

Die Steinmauern, welche die Gehöfte umgränzen, ſind hier noch niedriger, als auf freiem Felde und die Dornhaufen auf ihnen noch höher. Skelette von Hunden und Schweinen treiben ſich in der Jauche, welche die ausgewaſchenen Mulden der Skopce ausfüllt, umher.

Wir treten in die Behauſung eines Mannes, welcher Wein verkauft und zugleich als eifriger Jäger bekannt iſt.

Seine Hütte iſt eine der beſten im Dorfe, denn man kann durch ihre Thüre eintreten, ohne ſich übermäßig zu

mit welchem das Gedächtniß uns oft durch die grellſten Gegenſätze überraſcht, zwei Bilder aus dem Jagdleben der Morlaken vor das innere Auge, welche, wie ich glaube, in Deutſchland völlig unbekannt ſind, obwohl die beiden Lieder, welche dieſelben enthalten zu den bekannteſten Geſängen des Volkes an der kroatiſchen Küſte gehören. Ich will ſie wortwörtlich und ſchmucklos überſetzen:

„Es leuchtet die Morgenröthe und ich bin ſchon vor dem Hofe. Es kommt der Tag und ich bin ſchon auf die Jagd gegangen.

„Ich bin auf dem Berge und die Sonne geht ſchon hinter den Berg.

„Aber auf dem Berge unter einer grünen Fichte, dort lag ein Mädchen, eingeſchlafen.

„Unter dem Kopfe hatte ſie ein Bündel Klee, auf dem Buſen ſaßen zwei weiße Tauben und im Schooße lag ein buntes Hirſchkalb.

„Ich rüſtete mich, dort die Nacht zuzubringen, führte das Pferd unter die grüne Fichte und ſetzte den Falken auf den Zweig der Fichte.

„Dem Pferde gab ich den Bündel Klee, dem Falken aber die zwei weißen Tauben, meinen Hunden das bunte Hirſchkalb und für mich blieb das ſchöne Mädchen.“

Das andere lautet wörtlich ſo:

„Schön biſt Du gewachſen, o Platane, ganz voll von Perlen und von Edelſteinen!

„O Dich krönt ein Falke, welcher zu Dir hinfliegt am Morgen und am Abend, hinfliegt und auf das Gebirge ſchaut, wo zwei Brüder das flüchtige Wild jagen.

„Der ältere Bruder jagte, er erjagte ein Reh und einen Hirſch und ein Hirſchkalb mit goldenen Hörnern.

„Der jüngere Bruder aber jagte, er erjagte die goldhaarige Sofa.

„Da sprach zu ihm der Aeltere: O Bruder theilen wir die Beute!

„Der Jüngere aber sagte zum Aelteren: „Auf Deinen Theil trifft das Reh und der Hirsch und das Hirschkalb mit den goldenen Hörnern, mich aber trifft die goldhaarige Sofa".

In welch wunderlichem Gegensatze stehen diese Lieder und ihre Ahnung von quellenreichen Waldschluchten und Schattendunkel im wildwimmelnden Forst mit dem Elend in der Jauche der Skopce! Statt der goldhaarigen Sofa steht da draußen ein Morlaken-Weib in seinem langen Wollhemde und kriecht durch die finstere Thüre ihres „Hauses", welches ein halb verfaultes Binsendach bedeckt. Statt der „goldhörnigen" Hirschkälber tummeln sich dort draußen ganz andere Thiere.

Voll Neugierde kommt auch einer der Nachbarn auf Besuch und fragt den Fremdling aus. Dieser war seiner Zeit Soldat gewesen und hatte in einer Stadt nahe am Böhmerwald gelegen. Mit Entzücken spricht er von den vielen Erdäpfeln, welche es dort gäbe, und von den wenigen Skopce — lauter ebene, schöne Erde. Er hatte in der Ferne čechisch reden gelernt. — —

Am nämliche Tage Abends (21. December 1869) wurde zu Bukognazza ein Räuber erschossen. Wir werden noch oft auf das Capitel „Räuber" zurückkommen. Mit diesem aber hatte es folgende Bewandtniß.

Der Räuber wollte am Abend aus dem Stalle neben der Stube in einem fremden „Hause" Vieh wegnehmen. Es war Niemand zu Hause, als ein Knabe, welcher schrie

mit welchem das Gedächtniß uns oft durch die grellſten Gegenſätze überraſcht, zwei Bilder aus dem Jagdleben der Morlaken vor das innere Auge, welche, wie ich glaube, in Deutſchland völlig unbekannt ſind, obwohl die beiden Lieder, welche dieſelben enthalten zu den bekannteſten Geſängen des Volkes an der kroatiſchen Küſte gehören. Ich will ſie wortwörtlich und ſchmucklos überſetzen:

„Es leuchtet die Morgenröthe und ich bin ſchon vor dem Hofe. Es kommt der Tag und ich bin ſchon auf die Jagd gegangen.

„Ich bin auf dem Berge und die Sonne geht ſchon hinter den Berg.

„Aber auf dem Berge unter einer grünen Fichte, dort lag ein Mädchen, eingeſchlafen.

„Unter dem Kopfe hatte ſie ein Bündel Klee, auf dem Buſen ſaßen zwei weiße Tauben und im Schooße lag ein buntes Hirſchkalb.

„Ich rüſtete mich, dort die Nacht zuzubringen, führte das Pferd unter die grüne Fichte und ſetzte den Falken auf den Zweig der Fichte.

„Dem Pferde gab ich den Bündel Klee, dem Falken aber die zwei weißen Tauben, meinen Hunden das bunte Hirſchkalb und für mich blieb das ſchöne Mädchen.“

Das andere lautet wörtlich ſo:

„Schön biſt Du gewachſen, o Platane, ganz voll von Perlen und von Edelſteinen!

„O Dich krönt ein Falke, welcher zu Dir hinfliegt am Morgen und am Abend, hinfliegt und auf das Gebirge ſchaut, wo zwei Brüder das flüchtige Wild jagen.

„Der ältere Bruder jagte, er erjagte ein Reh und einen Hirſch und ein Hirſchkalb mit goldenen Hörnern.

„Der jüngere Bruder aber jagte, er erjagte die goldhaarige Sofa.

„Da sprach zu ihm der Aeltere: O Bruder theilen wir die Beute!

„Der Jüngere aber sagte zum Aelteren: „Auf Deinen Theil trifft das Reh und der Hirsch und das Hirschkalb mit den goldenen Hörnern, mich aber trifft die goldhaarige Sofa".

In welch wunderlichem Gegensatze stehen diese Lieder und ihre Ahnung von quellenreichen Waldschluchten und Schattendunkel im wildwimmelnden Forst mit dem Elend in der Jauche der Skopce! Statt der goldhaarigen Sofa steht da draußen ein Morlaken-Weib in seinem langen Wollhemde und kriecht durch die finstere Thüre ihres „Hauses", welches ein halb verfaultes Binsendach bedeckt. Statt der „goldhörnigen" Hirschkälber tummeln sich dort draußen ganz andere Thiere.

Voll Neugierde kommt auch einer der Nachbarn auf Besuch und fragt den Fremdling aus. Dieser war seiner Zeit Soldat gewesen und hatte in einer Stadt nahe am Böhmerwald gelegen. Mit Entzücken spricht er von den vielen Erdäpfeln, welche es dort gäbe, und von den wenigen Skopce — lauter ebene, schöne Erde. Er hatte in der Ferne čechisch reden gelernt. — —

Am nämliche Tage Abends (21. December 1869) wurde zu Bukognazza ein Räuber erschossen. Wir werden noch oft auf das Capitel „Räuber" zurückkommen. Mit diesem aber hatte es folgende Bewandtniß.

Der Räuber wollte am Abend aus dem Stalle neben der Stube in einem fremden „Hause" Vieh wegnehmen. Es war Niemand zu Hause, als ein Knabe, welcher schrie

und Lärm machte. Der Räuber schoß eine Pistole auf ihn ab, deren Kugel fehl ging. Der Knabe riß ein Gewehr von der Wand und tödtete den Angreifer. Indessen befindet sich auch die Mutter dieses Knaben „wegen Mordes“ dermalen im Zuchthause zu Capo d'Istria. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich, daß die morlakischen Räuber erschießen nicht für „umbringen“ halten. — —

Einer der merkwürdigsten Gänge, welche man von Zara aus am Strande unternehmen kann, ist der nach Albanese, einem langen hingestreckten Dorfe, auf der nämlichen Halbinsel, auf welcher die Hauptstadt liegt.

Dieses Albanese ist, wie der Name andeutet, von Albanesen bewohnt, deren Vorfahren vor einigen hundert Jahren unter dem Schutze des Bischofs von Antivari in Albanien vor der Tobsucht der Türken gesichert lebten. Als dieser geistliche Hirt nach Prevasto in der Bocca von Cattaro übersiedelte, folgten ihm die armen Leute aus Anhänglichkeit nach und nicht minder, als derselbe späterhin Bischof von Zara wurde.

Jetzt ist freilich durch Vermischung mit den anderen Kindern des Landes nicht blos die Muttersprache dieser Ansiedler verschwunden, sondern sie unterscheiden sich auch sowohl im Wuchs, als in Tracht, Sitten und Gewohnheiten in nichts mehr von ihren morlakischen Nachbarn. —

Der Weg dort hinaus führt durch das Thor am kleinen Hafen und längs der Basteien, stets hart am Strande des Meerkanales hin, dessen Wellen sich zwischen die Insel von Zara und das langgestreckte Felseneiland hereindrängen.

Wenn man nicht dem nächsten Wege nach Albanese folgt, sondern sich so lang am Meere hält, bis man etwa

Nachtzeit daselbst zu umwandeln. Man würde offe[illegible] Gefahr laufen, freundlich um Geld für ein paar Ba[illegible] schuhe oder dergleichen angegangen, und unter Umstän[illegible] halb todt geschlagen zu werden. Auch in diesem Puncte [illegible] die Albanesen den Nachbarn gleich geworden; denn b[illegible] Beispiele verderben gute Sitten und die zahlreichen Ge[illegible] darmen, die man dorthin postirt hat, sind nicht allgege[illegible] würtig.

Die Bewohner von Albanese haben dem italienischen Wesen der Stadt einen wälschen Firniß entnommen, d[illegible] sich vorzüglich in der Sprache kennzeichnet. Selbst d[illegible] Weiber verstehen nothdürftig italienisch zu radbrechen. Statt des landläufigen Grußes: Dobra ti srec! (Gut sei Dir das Glück, hört man nicht selten die aus beiden Sprachen zusammengemischten Worte: Buon giorno, brato! (Guten Tag, Bruder! Oder es kommt auch vor, daß vor slavische Wörter der italienische Artikel gesetzt wird. Man fragt z. B. um den Weg und erhält die Auskunft: Ca cesta gehe napred diritto (gerade aus).

Dieselbe Beobachtung vom Nebeneinander des volksthümlichen Wesens beider Nationen, kann man auf dem Kirchhofe anstellen. Der eine Leichenstein trägt eine italienische, der andere eine slavische Inschrift, und neben dem „Sdrava Maria" findet man das „Qui giace", welches in der Regel den epitaphischen Wortschwall der Italiener einleitet.

Die Gräber des armen Volkes sind nur durch dünne Hölzer bezeichnet, nebenan aber liegen monumentale Grabsteine. Die gelben Kalksteinlagen, welche schief übereinander geschichtet den Grund eines Landes darstellen, erscheinen in manchem Grabe, welches geöffnet seines Bewohners harrt.

und es sich wenig angelegen sein lassen, an der unwirthlichen und mitunter gefährlichen Küste umherzuwandern.

Die Quelle, deren Inhalt wie ein starker Bach zu Tage kommt und das Becken mit einer durchsichtigen, dunkelklaren Fluth ausfüllt, entspringt aus verwittertem, gelben Kalkstein, der von der Brandung des Meeres trieft. Aus ihr schöpfen die weißgekleideten Morlakinnen Wasser, und andere schlankgewachsene Weiber knieen waschend auf dem marmorglatten Molo, der sich von der Quelle ins Meer hinauszieht, stets von den brechenden Wogen übersprüht.

Von hier sind es nur wenige Schritte bis zum Dorfe Albanese, welches, wohl wegen der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt, etwas menschenwürdiger aussieht, als andere, weiter landeinwärts gelegene Ansiedelungen des Morlakenlandes.

Das Dorf ist nicht ein wirres Durcheinander von binsenüberdachten, fensterlosen, dunkeln Schmutzhöhlen, sondern seine Häuser, deren Mauern allerdings auch nach Landessitte hoch mit Dornen bedeckt sind, stehen längs einer Gasse, oft in ansehnlicher Entfernung von einander, von Weichsel- und Feigenbäumen, von Kohl- und Weingärten, ja sogar von Weidegründen getrennt. An manchen Stellen erheben sich auch schattige Oelhaine mitten in der Ansiedlung hinter wohlgepflegten Hecken.

Es gibt wohl kein Dorf an der ganzen Küste, welches, von dem trostlosen Inneren der kahlen Häuser abgesehen, den Fremdling im Ganzen mehr anheimelte, als diese Albanesen-Ansiedlung. Dennoch darf man dem gemüthlichen Eindrucke nicht so weit trauen, daß man sich vermessen würde, etwa in winterlicher Dämmerung oder gar zur

Nachtzeit dortselbst zu luftwandeln. Man würde offenbar Gefahr laufen, freundlich um Geld für ein paar Bundschuhe oder dergleichen angegangen, und unter Umständen halb todt geschlagen zu werden. Auch in diesem Puncte sind die Albanesen den Nachbarn gleich geworden; denn böse Beispiele verderben gute Sitten und die zahlreichen Gensdarmen, die man dorthin postirt hat, sind nicht allgegenwärtig.

Die Bewohner von Albanese haben dem italienischen Wesen der Stadt einen wälschen Firniß entnommen, der sich vorzüglich in der Sprache kennzeichnet. Selbst die Weiber verstehen nothdürftig italienisch zu radbrechen. Statt des landläufigen Grußes: Dobra ti srec! (Gut sei Dir das Glück), hört man nicht selten die aus beiden Sprachen zusammengemischten Worte: Buon giorno, brate! (Guten Tag, Bruder!) Oder es kommt auch vor, daß vor slavische Wörter der italienische Artikel gesetzt wird. Man fragt z. B. um den Weg und erhält die Auskunft: Ca cesta gehe napred diritto (gerade aus).

Dieselbe Beobachtung vom Nebeneinander des volksthümlichen Wesens beider Nationen, kann man auf dem Kirchhofe anstellen. Der eine Leichenstein trägt eine italienische, der andere eine slavische Inschrift, und neben dem „Sdrava Maria" findet man das „Qui giace", welches in der Regel den epitaphischen Wortschwall der Italiener einleitet.

Die Gräber des armen Volkes sind nur durch dünne Hölzer bezeichnet, nebenan aber liegen monumentale Grabsteine. Die gelben Kalksteinlagen, welche schief übereinander geschichtet den Grund eines Landes darstellen, erscheinen in manchem Grabe, welches geöffnet seines Bewohners harrt.

unter einigen Olivenbäumen, welche an der Mauer grünen, scharren die Hühner des Pfarrhofes, manchmal vom Spitz des Geistlichen in die Flucht gescheucht. Weiter draußen aber zwischen den Steintrümmern der Felder ziehen nunmehr die Schafe auf der Winterweide hin und her.

Die Landzunge, auf welcher Albanese steht, verengt sich hinter dem Dorfe immer mehr und mehr, bis sie in einer steinigen Haide zum Meere abfällt. Dort wälzen sich mächtig die blauen Wogen gegen den gelben Strand. Die Haide ist von einem Oelwalde begrenzt, zwischen ihren Trümmern aber blüht schon der lilienweiße Crocus, welcher nordwärts von den Alpen erst im März seine Blüten erschließt. An der Küste ist alles Wachsthum vorzeitig. Der Winter nimmt nicht die Farben des Keimens und Blühens vom Lande — er ist nur eine öde, dunkle, stürmische Zeit.

Nicht minder verdient die Landschaft durchwandert zu werden, welche sich jenseits des Hafens längs der Straße nach Scardona hinzieht. —

Stellen wir uns einen anderen Wintertag vor, an welchem sich der Scirocco gelegt hat und sich kein Blättchen rührt in der treibhauswarmen, dunst- und duftschweren Luft. Die Stechfliegen tanzen über dem feuchten Boden in der Schwüle und nichts bewegt sich in der weiten Runde der Erde und des Meeres, als zwitschernde Vögelschaaren, die Nachlese halten in den Hecken und auf den Zweigen der Oelbäume.

Das Meer liegt ruhig da wie ein fauler Teich und sein Wasserspiegel bewegt sich nicht um eine Linie an den zernagten Ufersteinen. Nur an manchen Stellen der Bucht wird eine wimmelnde Bewegung im Wasser wahrgenom-

nen. Es sind die Süßwasser-Quellen, welche auch hier hart am Rande der Salzfluth und nicht wenige von ihnen selbst auf ihrem schlammigen Grunde hervorbrechen. Wenn man dort Wasser schöpft, so erhält man ein bitterliches Getränk, wie es entsteht, wenn man Brunnen- und Meerwasser zusammen schüttet. Außer dieser leisen Zitterbewegung überall unsägliche Ruhe, nur unterbrochen durch das Blöcken der Schafe, welche in der Ferne von Oelbäumen versteckt, das frisch [illegible] Gras abweiden.

Nicht einmal die schlanken Schachtelhalme zwischen den Blöcken des Meeresufers rühren sich, die grauen entlaubten Feigenäste über den Kalksteinen hängen so starr und todt da, als wären sie selbst ein Theil des Felsens, auf welchem sie wurzeln.

Die Landschaft zeigt ein wirres Durcheinander von grauen Mauern, hinter welchen die Oelbäume grünen, von Landhäusern, in deren Gärtchen die Myrthe und die stachelichte Agave sich über die Steinwälle erhebt, von schwarzen Cypressen und gelben Fußsteigen, von runden, hart aus Lehm zusammengestampften Dreschtennen, jetzt von dem Regen in Kothlacken verwandelt — von Obstangern mit braunen Pfützen bedeckt, von stallähnlichen Hütten, aus welchen blauer Rauch sich über die Felstrümmer der Grundstücke hinzieht, von entlaubten Hecken, auf welchen die bunten Morlakengewänder, und von zusammengeschleppten Dornhaufen, auf welchen die groben Hemden trocknen.

Ein anderes Bild bietet die Landstraße, welche von hier nach den Städten Scardona und Sebenico, nach Trau, Spalato und dem Süden des Königreiches führt.

Wer auf ihr hingeht, nimmt in langer Ausdehnung der Straße wenig wahr, was an die Eigenthümlichkeiten

matiſchen Landes erinnert. Lange Reihen von Pappeln
) anderen Alleebäumen begleiten ſie bis zu weiter Ent=
nung von der Stadt, durch große Eiſengitter dringt der
:k in ſchöne Ziergärten mit ſüdlichen Cypreſſen und
:diſchen Tannen. Ein Kirchlein ſteht am Wege zwiſchen
inen Myrthenbäumen. Ueber ſeiner Thüre ſchwebt ein
:gel, darüber hängen die Doppelglocken und an die Wand
miegen ſich mächtige Rebenſtämme. Vielleicht wird die
traße aus dem Grunde von den ſtattlichen Bäumen be=
idet, weil die Bürger von Zara durch ſolche Pflanzung
n Todten Ehre erweiſen wollten, welche auf ihr zur Ruhe=
itte geführt werden. Wenn man ſich der erſten jener Hügel=
ihen nähert, die ſich von hier fort und fort bis zum ſtei=
gen Sebenico ziehen, erblickt man den Ort, an dunklen
ypreſſen erkennbar.

Jene Hügelreihen ſind zwar mit Oel bedeckt, haben
)er in ihrer Bildung und in ihrem allgemeinen Ausſehen,
wie in ihrer ununterbrochenen Aufeinanderfolge viele
ehnlichkeit mit jenen, welche in Kroatien vom Joſefsthal
n ſich um die Ufer der Kulpa, bis Generalski Stol und
is zum Wratnik oder Zengg ziehen und ihre höchſte Er=
ebung im Kapelagebirge zeigen. Freilich ſteht auf jenen
rüner Eichwald (zelena dumbrava, wie es in den Volks=
:dern heißt), dieſe hingegen ſind von Oliven bedeckt, doch
leichen ſich ihre Linien, wie ſich das Volk gleicht, welches
wiſchen ihnen in den ſanft geneigten Mulden hauſt.

Vor dem Friedhofe rauſcht ein brauner, tiefeinge=
chnittener Bach durch das Thal zum Meere, — ſeine
Bellen ſind es allein, welche die Ruhe des weiten Geſichts=
reiſes unterbrechen, an welchem dort die gelbliche Straße
jerade den Hügel hinaufſteigt, einzelne Pinien vom oberſten

Hügelrand ſich rundlich aus dem trüben Himmel abheben, hier aus der Ferne die ſchwarzen Zacken von Uglian herſchauen und um Alles ſich das graue Meer ſchlingt.

Durch ein eiſernes Gitterthor gelangt man auf das weite, grasbewachſene Feld. Große Haufen rother Erde neben friſch gegrabenen Gräbern deuten darauf hin, daß neue Ankömmlinge erwartet werden. Neben einem friſchaufgeworfenen Hügel ſteht ein ſchwarz gekleideter Mann und weint. Den Kranz rother Roſen, welcher die feuchte Erde ziert, hat er eben hingelegt als wir über die Schwelle ſchritten.

Weit und breit nichts Lebendiges. Das düſtere Grün ferner Oelbäume und die ſchwarzen Scoglien ragen allein über die Mauer herüber. Nur das Plätſchern des Baches, der auch bald im Meere ſeine Ruhe findet, durchbricht die große Stille. — —

Die Landhäuſer, an welchen wir auf unſerem Wege vorüber gekommen ſind, geben Stoff zu allerlei Betrachtungen.

In Dalmatien iſt es nicht gerade unter allen Umſtänden ein Vergnügen, ein Landhaus zu beſitzen. In manchem Fall wird die Villa, die ſo anmuthig zwiſchen den Feigenbäumen und den gern von Vögeln beſuchten Myrthen ſteht, ihrem Eigenthümer eine unläugbare Gefahr. —

Man kennt aus den Berichten derjenigen, welche in Neapel oder einigen Gegenden Spaniens gereiſt ſind, die Gewohnheit der Räuber, den Beſitzern von Landhäuſern Briefchen zuzuſtellen, des Inhaltes, daß man ihr Eigenthum unfehlbar zerſtören würde, wenn nicht binnen einer gewiſſen Zeit Geld oder Geldeswerth an einem bezeichneten Orte für die Herren Räuber hinterlegt ſei. Dieſer Brauch wird nicht minder in Dalmatien geübt und es wäre hier zu

lande vorläufig unmöglich, in solcher Entfernung von der Stadt, wie zum Beispiel die Landhäuser meilenweit vom Volke von Genua hin verstreut sind, sich eine Villa zu halten, ohne stete Gefahr der Brandschatzung oder Zerstörung in der Zeit der Abwesenheit von derselben und ohne Lebensgefahr in jener Zeit, in welcher der glückliche Besitzer sein Tusculum selbst genießen will. Die Drohungen erstrecken sich in der Regel auf das Niederhauen der Oelbäume und auf das Verbrennen des Hauses. Diese Erfahrung gilt jedoch vorzugsweise und fast ausschließlich nur für die Morlakenküste, im Kreis Zara. In den anderen Kreisen Ragusa, Spalato, Cattaro kommen derlei Gewaltthaten überaus selten vor, und nur die Verlikka kann beanspruchen, den Zaratiner Kreis an Zahl der Uebelthäter noch weit zu übertreffen.

Ich habe mir die Mühe genommen, aus den Listen der Verbrechen die Thatsachen zusammen zu stellen, welche einen sicheren Boden für die Beurtheilung dieses gräuelvollen Zustandes bieten.

Der Kreis Zara zählt 157,000 Einwohner. In den Jahren 1851—63 wurden unter dieser Bevölkerung 2659 „Handlungen öffentlicher Gewaltthätigkeit“ verübt und 1919 Menschen schwer an ihrem Leibe geschädigt. Ohne Weiteres ermordet aber wurden 507 Menschen.

Noch ärger ist es freilich in der Verlikka bestellt. Dort treffen auf eine Bevölkerung von 8400 Menschen 766 blutige Verbrechen, so daß sich unter je einundzwanzig Menschen ein Mörder oder Todtschläger befindet.

Die blutigen Verbrechen des Kreises Zara betragen mehr als das Doppelte derjenigen Unthaten, welche in allen übrigen drei Kreisen zusammen vorkommen.

Die Nähe der türkiſchen Grenze, hinter welcher Räuber und Mörder leicht Schutz und Verſteck finden, erklärt dieſen traurigen Sachverhalt keineswegs vollſtändig. Denn dieſe Grenze liegt überall verhältnißmäßig nahe und im ſüdlichen Theile noch weit näher, als im nördlichen. Dalmatien iſt überhaupt ein ſchmaler Landſtrich zwiſchen Meer und dem Hauptkamm der dinariſchen Alpen, denn ſeine größte Breite, zwiſchen Sebenico und Graw überſteigt nicht zehn geographiſche Meilen.

In der Armuth des Morlakenvolkes, welches auf einem wenig ergiebigen, ſtark verwüſteten Boden lebt, mag die Haupturſache ſolcher Verwahrloſung geſucht werden. Weiter gegen Süden gibt das Meer den Bewohnern der ſchmalen Küſte und der Inſeln Nahrung durch Schifffahrt und Fiſchfang. Auch wird der Boden immer ergiebiger, je weiter man gegen Süden hinabgeht; Wein, Oel und Feldfrüchte gedeihen reichlicher.

Doch iſt der Unterſchied hierin bei weitem nicht ſo groß, um die Anzahl der Verbrechen im Kreiſe Zara zu erklären. Ein angeborenes rohes und wildes Weſen läßt ſich den Morlaken nicht abſprechen. Rechnet man dazu die Nachläßigkeit der Regierenden, welche freilich hier wie dort gleich groß iſt, ſo hat man eine weitere Handhabe zur Beurtheilung.

Als zur Zeit der Römer der furchtbare Aufſtand der Dalmater ausbrach, welchen Germanicus nur mit der größten Mühe niederkämpfte (nach einigen Geſchichtsſchreibern, war es der blutigſte Krieg, welchen Rom bis dahin ſeit den puniſchen Kriegen geführt hatte) ſprach ihr gefangener Heerführer Baton zum Germanicus: „An Euch o! Römer, allein liegt die Schuld von dem, was hier ge-

chehen iſt. Anſtatt Hirten, ſchicktet ihr Wölfe, um Euere Heerde zu pflegen."

Dieſe geſchichtliche Erinnerung iſt bis auf die „Wölfe" zutreffend für den heutigen Tag. Man müßte das dritte Glied der Vergleichung in einem anderen, vielleicht in mehreren anderen Vierfüßern ſuchen. —

Diejenigen, welche das Land genau kennen, wiſſen viel von dem Formelweſen, der Gedankenloſigkeit und der Faulheit der Beamten zu erzählen, welche mit dem Volke zu thun haben. Insbeſondere die Würdenträger italieniſcher Zunge laſſen dem armen ſlaviſchen Landbewohner es unaufhörlich fühlen, daß die Art und Weiſe, wie regiert wird, in Wirklichkeit kaum anders als eine unnöthige Quälerei genannt werden dürfe. Vom Volk wollen ſie Alles: läſtige Steuern, Zölle, Abgaben jeglicher Art und zuletzt die Söhne. Was für daſſelbe geſchieht, das ſieht Jeder, der ſich die Straßen, die Wohnungen und die Menſchen ſelbſt betrachtet.

Wären nicht die Franzoſen einige Jahre im Lande geweſen, ſo würde es viel ſchlimmer ausſehen. Von den Schutzwäldern (boschi sacri) an, bis zur Erbauung der großen Straßen, von der Abſchaffung der Privilegien bis zur Bekämpfung des Hexenglaubens war die kurze Verwaltung des Marſchall's Marmont eine ſegensreiche. Oeſterreich hat ſeine Heere ſeit mehr als einem halben Jahrhundert an der Küſte ſtehen, aber ohne die Dampfſchiffe des Lloyd konnte kein Geldbrief unangefochten von einer Stadt zur anderen befördert werden. Faſt in jedem Monate hört man: „Die Malviventi ſind vom Gebirge herabgeſtiegen".

Weder die Truppen noch die Gensdarmen hindern ſie, „herab zu ſteigen". In ihren Bergen leben ſie vollends faſt

unbeläſtigt vom Ertrag ihrer Beutezüge, vom Viehdiebſtahl und dem, was ſie dem geängſtigten Bauern abpreſſen. Ein bezeichnendes Merkmal der Freiheit, welche ſie genießen, iſt der Umſtand, daß ihre Beluſtigung dortſelbſt vorzüglich in Scheibenſchießen (!) beſteht.

Dalmatien iſt dermalen, mit Ausnahme der Inſeln, auf welchen die Uferbewohner durch Rhederei mitunter zu bedeutendem Wohlſtand gelangen, ein armes Land. Im Alterthume mag es anders geweſen ſein, denn anzahlreichen Stellen römiſcher Dichter begegnen wir Anſpielungen auf den Goldreichthum des Inſellandes. Bekannt iſt jene Ode des Martial an Macer:

ibis Citoreas, Macer, Saloneas
Felix auriferae colone terrae!

Heutzutage wird es Niemandem mehr einfallen, Jemanden glücklich zu preiſen, der ſich als „Colone“ auf dieſen Felſen anſiedelt.

Auch der bereits früher erwähnte Statius läßt ſich in ſeinem Epithalamus auf Stella vernehmen:

„Der Scheiterhaufen glänzt, vom dalmatiſchen Golde geſättigt“.

Heute lebt der Goldreichthum nur mehr in den Sagen der Eingeborenen, welche von verſchütteten Minen und vergeſſenen Stellen zu erzählen wiſſen.

Drittes Capitel.

Im Innern des Landes.

Aus der Geſchichte iſt erſichtlich, daß wenige Länder ſo von der Eroberungsſucht, von den Umtrieben fremder Herrſcher, von blutigen Kriegen heimgeſucht worden ſind, als dieſe Felsküſten von der Zeit der Liburner an bis zu jenem denkwürdigen Zuge, welchen Marmont mit ſeinen Zehntauſend von Raguſa ab geraden Weges zur Donau und auf das Schlachtfeld von Wagram unternahm.

Die vaterländiſche Muſe, die einheimiſche (domorodna) „Wila“ weiß mancherlei von griechiſchen Kaiſern, von Türken (der „ſchwarzen Arapina“) von den Venedigern „Duſchde“ (Dogen) und von den ungariſchen Kriegen zu ſingen. In der That gleicht das Schickſal des Landes einem jener ſchwarzen Raben, von welchen die Volkslieder erzählen, die „blutig von den Klauen bis an die Augen“ von der Wahlſtatt auffliegen.

Die gnädigen Schutzherren des Landes, die Venetianer, welche vierhundert Jahre lang das Land „verwalteten“, wie eben eine ſelbſtſüchtige Kaufmanns-Republik unterworfene Völkerſchaften zu verwalten pflegt, konnten ſich dennoch rühmen, daß ein Klagen und Weinen im Lande war, als das Banner des geflügelten Löwen, dem Adler Habsburgs weichen mußte. Dem trotzigen Stamm der Dalmatiner erging es wie anderen Leuten, welche die Ruthe küſſen, die ſie ſchlägt. Indeſſen hat die Republik unbeſtreitbare Verdienſte um die Erziehung des Landes. Wenn ſie den Leuten zum Gebrauch ihrer eigenen Schifffahrt die Wälder zerſtörte, ſo befreite ſie dieſelben durch ihr Verbot

des Sclavenhandels doch auch von der Schmach, in Europa neben den Türken die einzige Bevölkerung zu ſein, welche mit Menſchenfleiſch ſchacherte. Die Türken ſelbſt, die ſchwarze „Arapina“ ſind an vielen Stellen ins Land gebrochen, aber ihre Herrſchaft, wie ſie aus manchem Volksliede hervorgeht, iſt mythiſch.

Niemals waren Theile von Dalmatien vollſtändig und geſichert dem Sultan unterworfen. Es iſt deshalb nur ein Nachhall ſerbiſcher Geſänge, wenn es in einem der bekannteſten Volkslieder heißt:

„Lieber Gott, was iſt das für ein großes Wunder! Donnert es oder zittert die Erde, oder ſchlägt das Meer an den Marmorſtein oder toſen auf dem Gebirge die Wilen?

„Es donnert nicht, noch bebt die Erde, noch ſchlägt das Meer an den Marmorſtein, noch toſen auf dem Berge die Wilen.

„Sondern in Zadar krachen die Kanonen, ein Feſt veranſtaltet der Aga Weſir Aga, er hat gefangen genommen den jungen Rodoitſch. Er wirft ihn auf den Boden eines Kerkers, eines Kerkers von zwanzig Klaftern Tiefe“.

Die Türken können nicht angerufen werden, wenn es ſich um die Erklärung der Sittenverwilderung handelt.

Wenn man von Zara auf dem ſchon beſchriebenen Wege nach Albaneſe durch die porta di terra ferma hinauswandelt, um ſich nach Süden, nach Scardona und Sebenico zu begeben, bemerkt man unter den doppelten Thordurchläſſen Geſtalten auf dem Boden im Schmutz im Staube kriechen, welche die Vorübergehenden jämmerlich um ein Almoſen anrufen und in jedem anderen Lande Europa's von der Straße weg nach irgend einem Pflegeort geſchafft

rden wären. Verstümmelte*), Menschen ohne Arme und ße, Blinde mit leeren Augenhöhlen stimmen ein herz- reißendes Geheul an, wenn sie einen Tritt neben sich nehmen.

Ich erinnere mich eines Blinden, welcher noch vor zehn hren in seinen braunen Mantel eingehüllt hier im Staube wie die anderen Armen und Elenden. Dieser hatte einen atischen Gefährten, welcher für ihn Almosen sammelte. e Beiden mußten jedem Menschen auffallen, welcher in ira durch das benannte Thor auf das Festland hinausging.

Als ich nach einigen Jahren wieder kam, waren die wohnheitsbettler verschwunden. Die Geschichte, ein echtes orlaken-Stück, zeigt nebst vielen hundert anderen, daß Volk auch ohne Türken und Türkenkerker verwildern mag.

Die Beiden hatten folgendes Ende genommen.

Der Blinde war mit seinem Begleiter auf den Jahr- rkt von Benkowac gegangen, um Almosen zu sammeln. rt überzeugte sich der Blinde, daß ihn sein Begleiter be- hl. Als sie Nachts miteinander auf dem Stroh eines alles schliefen, schnitt er ihm zur Strafe mit einem mpfen Taschenmesser den Kopf so vollständig ab, daß ser am nächsten Morgen neben dem Leichnam lag.

Heute, an einem Feiertage, tanzen an der nämlichen elle, an welcher einst dieser Blinde seine Klagelaute challen ließ, einige schmutzige Dirnen ihren festlichen Kolo.

Es ist ein Tanz, mit welchem die bedeutenderen Feier- e verherrlicht werden. Eine Anzahl von Mädchen nimmt

*) Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß ein nzose, der das längst erschienene Büchlein „Illyrien und lmatien" benützte, gelegentlich „verstümmelt" durch muet naissance übersetzt!

ſich bei der Hand und dreht ſich, völlig in der Weiſe des „Ringe-Reihe“-Spieles, im Kreiſe umher.

Dazu wird ein unverſtändlicher Text geſungen, oder vielmehr geheult. Nach einer Weile ſind die Stimmen heiſer geworden und der Geſang gleicht nur mehr einem Gejohle, in welchem, außer Vocalen nichts mehr vernommen wird.

Im Hafen liegen heute eine Menge von Fahrzeugen, welche den Fiſchern von Chioggia*) gehören. Man erkennt die Herren leicht an ihren hohen rothen Mützen und an ihren Thonpfeifen, aus welchen ſie fortwährend rauchen, ihre Schiffe aber an den mächtigen braunen Netzen, die zwiſchen den zuſammengerollten gelben Segeln hängen. Sie können alle wegen des Maeſtral**) nicht auslaufen, und lungern gemächlich auf dem leicht bewegten Waſſer unter den Baſteien des kleinen Hafens. Eine kurze Raſt in Albaneſe vor dem ermüdenden Marſch, welcher uns in das Innere des Landes bevorſteht.

In einer finſteren Höhle credenzt uns ein ſchmutziges Weib Wein in einem noch ſchmutzigeren Thongeſchirr. Zur Erklärung des Schmutzes auf dem Weibe diene die Bemerkung, daß ihm der Gebrauch der Seife von dem Augenblick an unterſagt iſt, in welchem es ſich verheiratet. Nur Mädchen geſtattet man dieſes Mittel der Verſchönerung und Gefallſucht, das Weib aber hat den „Soldaten“ (das heißt den Fremden, den Herren) nicht in die Augen zu ſtechen.

Die Umgebung, in welcher dieſer goldgelbe, dem Cipro ähnliche Wein getrunken wird, iſt eine abſcheuliche. Neben einigen unſauberen Weinfäſſern, nur ein ſchwarzer Schemel

*) Ein Städtchen in den Lagunen von Venedig.

**) Nordweſtwind.

und ein anderes Faß, in welchem mit großen Steinen beſchwert, Weintreber liegen, das Winterfutter der Rinder.

In einem anderen Winkel ſitzen ein paar Morlaken und erzählen ſich von den Räubereien, welche in letzter Zeit die Umgebung des Dorfes unſicher gemacht haben.

Der Eine berichtet von etwa dreißig Schafen, die man vor wenigen Tagen mitten im Dorfe geſtohlen hat. Beide ſind darüber einig, daß dieſelben nirgends anderswohin gebracht wurden, als nach Smokowitſch, einem Dorfe jenſeits der Hafenbucht. Es kann gar kein Zweifel darüber obwalten, denn jenes Dorf iſt ja von „griechiſchen Räubern“ bewohnt. Daran knüpft der Andere die Erinnerung an einen vor wenigen Jahren am Ende des Dorfes vorgefallenen Mord an, wobei der vertriebene Pächter den hartherzigen Herrn à l'irlandaise durch das Fenſter erſchoß.

Dieſe Geſchichten erzählen ſich die Morlaken, ihre Rede oft unterbrechend, weil ſie dazu ihr hartes Gerſtenbrod hinabwürgen und fleißig dem Weine zuſprechen, der in einem ungeheuren Gefäße vor ihnen ſteht.

Manchmal ſtampfen ſie vor Vergnügen mit ihren gelben Opanken in den Schlamm des Bodens, daß die Kothſtücke bis in den Wein ſpritzen.

Wenn man ſich der Thüre dieſes Hauſes nähert, hört man ein wunderliches Geſchrei, bald ſchrill, bald ſummend aus allen Theilen des Dorfes. Der Grund dieſes Geſchreies liegt darin, daß faſt das ganze Dorf betrunken iſt und ſeiner Freude durch Schreien und auch durch häufiges Schießen Luft macht. In jedem Hauſe wird Wein getrunken oder Wein verkauft. Und das Getränk iſt, wie man in Deutſchland zu ſagen pflegt, ſelbſt dem Unbemitteltſten zugänglich, da das Volumen einer gewöhnlichen deutſchen Weinflaſche

etwa auf einen Silbergroſchen zu ſtehen kommt. So wird an ſchönen Feiertagen immerwährend fort geſchrieen und geſchoſſen und oft macht das betäubende Getränk ſchließlich ſeine Wirkung in irgend einer Blutthat geltend.

Verſetzen wir uns von dieſer Scene weg in einen hellen, ſonnenglänzenden Wandermorgen, in deſſen Lichte wir diejenige Fahrt in das Innere des Landes antreten wollen, welche in Nachſtehendem ſo treu als möglich geſchildert werden ſoll.

Es ſcheint, daß mit dem freundlichen Sonnenſchein eine freundlichere Stimmung in die ſonſt ſo mürriſchen Einwohner in Albaneſe gekommen iſt. Denn heute gehen Wenige an uns vorüber, ohne uns ihr: dobre jutro! zuzurufen, als ob wir nimmer in der trotzigen Morlakei, ſondern im ſchönen Oberöſterreich am Morgen eines Sommerſonntags geſchmückten Kirchgängern entgegen gingen. Blau, wie dort die Berge in das ſonnige Land, ſo ſchauen hier die zackigen Scoglien her und melodiſch, wie dort die Kirchenglocken, vom waldigen Seeufer, rauſcht hier das Meer in breiten, ſchaumzerſplitterten Wellen mit dumpfer Feierlichkeit an den Strand. Aber die Erſcheinungen neben der Straße ziehen unſere Einbildungskraft bald von dieſem anheimelnden Traume ab.

Einen wunderbaren Gegenſatz bildet der blendende Schnee des Welebit, der weiß wie die Brandung auf dem langhingezogenen ſtahlblauen Gebirge liegt, zu der Farbe der Oelbäume, welche weithin das Hügelland bedecken. Unter den Bäumen ſieht man Schaaren von Eſeln und Schafen, welche auf dem Boden der Weingärten und der Maisfelder, über welchen in wenigen Wochen die Blüte des Kirſchbaumes und der Mandel glänzen werden, vom früheſten

Morgen bis zum ſpäten Abend ſich ihr ſpärliches Futter zuſammen ſuchen.

Zur Neujahrszeit iſt die Flur weit grüner, als zur Zeit der Sommer-Sonnenwende. Freilich iſt das Gras noch nicht zu jener Höhe herangewachſen, wie in den Sommertagen, dafür aber zeigt es die ſaftige und lebendige Farbe des Lebens, während im Juni die Flur meiſt ausſchaut, als wäre ſie ganz und gar mit Aſche beſtreut. Nur die Oelbäume, die Rebenblätter und der großbeerige Wachholder, welche auf unfruchtbaren Gründen über dem Trümmergeſtein gedeihen, behalten auch zu jener Zeit unter dem Sommer-Sonnenbrand des waſſerloſen Felslandes unverändert ihr Grün.

Die Landſtraße, welche in das Innere des Königreiches führt, gehört keineswegs zu den belebten Verkehrswegen. Bosniſche Viehhändler im rothen Turban, von Waffen ſtrotzend, Morlaken im Winde frierend, mit beiden Händen die Säume ihres braunen Mantels über Geſicht und Bruſt zuſammenhaltend, Bauern aus der Gegend des Petrowos Polje, welche mit dürren Zweigen die Heerde von Truthähnen vor ſich her nach der Stadt treiben, während ein gleich ihnen mit Handjar, Piſtole und geblümtem Turban ausgerüſteter Genoſſe vor der Heerde einhergeht und deren Wanderluſt durch Maiskörner wacherhält, die er vor ſie hin auf den Weg ſtreut, zerlumpte Schafhirten mit übelwollenden Hunden, Dorfſoldaten, die ſogenannten Coloniſten, mit blinkendem Trombongewehr, nicht ſelten auch ein Gensdarm mit einem gefeſſelten Dieb oder Räuber — das ſind die gewöhnlichſten Geſtalten der Straße. Nimmt man dazu noch die Croaten, welche über die Bergſtraße des hohen Welebit mit ihren Gemüſekarren

und Erdäpfelwagen herüberkommen und in der Nähe der Stadt die jungen Herren, welche mit der Nachteule auf Vögel jagen, so vervollständigt sich die Anzahl dieser Figuren.

Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit Dalmatiens, daß auf kurzer Wegstrecke fruchtbare und öde Gefilde oder vielmehr bebaute und verlassene fortwährend mit einander abwechseln.

Hier sieht man die Zweige junger Weinrebe und das frische Grün jungen Getreides, den Oel- und den Feigenbaum und gleich daneben eine unabsehbare, von grauen Trümmern bedeckte Halde, von welcher kein einziger Gegenstand hervorragt, als ein hochgethürmter hölzerner Wagen, der in weiter Ferne ein schwarzes Viereck in das Blau des Gesichtskreises einschneidet. Auf diesem Wagen werden die schwarzen Dornbüsche aufgeladen, die man zwischen den Steinen aus dem mageren Erdreich reißt, um die luftige Morlakenhütte zu erwärmen oder das Mahl aus Maismehl, Reis oder Kohl zu bereiten.

Diese Abwechslung von fruchtbarem und wüstem Land ist nur ein Werk des Zufalles. Der Boden ist hier, wo die Fruchtbäume über dem frischen Gras grünen und dort, wo das schwarze Dorngestrüpp die weißen Steine versteckt, ganz und gar der nämliche. Den einen hat der Fleiß des Menschen bearbeitet, den andern wüst liegen gelassen oder nach Jahrzehenten von Wein und Oel-Ernten abermals den Dornen und den Stürmen überliefert.

Hierin liegt ein großer Unterschied zwischen dem Festlande und den Inseln. Auf letzteren wird der Grund mit viel mehr Fleiß und Gewissenhaftigkeit benützt, und so wüste Haiden, wie sie sich in der Nähe der Hauptstadt, stets wieder von Weingärten und Oelhainen unterbrochen, hin-

der zahlreichen, hellgrünen Wachholderſtauden, die
lt zwiſchen den Felsblöcken hervorſprießen, grün
en. So wenig man aber aus ſolchem Grün ſchließen
aß ſich jenes hohe Haus aus der Mitte von Gras-
rhebt, ebenſo wenig darf man auf die Meinung
, daß die zwei Stockwerke etwas anderes enthielten
lakiſche Schmutzhöhlen: unten Wohnung und Stall,
vielen Fällen eine Räumlichkeit, oben dürre Zweige
rnen unter dem nackten Dachgebälk.
e Wachholderſtaude, ſlawiſch smrika, welche der
ier manchmal den Schein des Lebens verleiht, iſt
ıannte großbeerige, weil ihre Früchte im Gegen-
der auch in unſern Wäldern wuchernden Pflanze,
ße einer Kirſche erreichen. Man würde ſich indeſſen
, wenn man glauben wollte, daß nicht auch ſolche
auf denen nichts keimt, als der ſpitznadelige Strauch,
on tiefer Wirkſamkeit darſtellten. Der vielfarbige
auf welchem vom tiefſten Schwarz der Hagelwolke
Purpurrand ferner Dünſte an Wintertagen alle Far-
rellem Glanze ſtehen, die matte Sonne, die aus dem

ſind die Formen, in welchen der Geiſt dieſer Bildung übergewaltig zur Seele des Beſchauers ſpricht.

Hat man einmal den erſten der Hügel, welche ſich vom Meer, mit Thälern und Hochflächen abwechſelnd, zum Welebit hinziehen, überwunden, ſo bemerkt man auch — zuerſt bei der kleinen Anſiedelung Malpaya — einen jener feſten Thürme, in türkiſcher Sprache Kule genannt, welche aus der Zeit herrühren, in welcher die Osmanli's bis vor die Thore der venetianiſchen Städte und an die Ufer des Meeres hin brandſchatzten.

Die Kule ſtehen immer auf den höchſten Puncten der Umgegend, von welchen aus eine freie Rundſchau über die weiten Gefilde geboten iſt. Gewöhnlich wurden dieſe Thürme zur Zeit der Ernte von ihren Herren bezogen, welche von dort aus nach den Grundſtücken ſpähten, von welchen eben die Früchte abgenommen wurden. Eine ſolche Wahrnehmung war für ſie das Zeichen, ſich dort einzuſtellen und den Haradſch zu fordern. Die Türken waren von jeher der Meinung, daß Land und Leute nur für diejenigen da ſeien, welche „regieren“.

Eine ſolche Abwechslung von Fruchtbarkeit und Oede kennzeichnet das Land bis weit in die Gebirge hinein.

Manchmal meint man auf einer jener Hochflächen zu wandeln, welche ſich vom Nordrande der Alpen die Donau hinabziehen. Das Land erſcheint hier wie dort gegen das Gebirge hin als eine flache, am Rande verdunkelte Scheibe auf welcher die blaue Kette wie eine Stahlmauer aufliegt. Manchmal aber iſt es von welligen Hügeln unterbrochen, deren Zwiſchenräume durch das Blau des dahinterſtehenden Gebirges wie von einem lazurnen See ausgefüllt werden Da erſcheinen zunächſt neben der Straße die viereckiger

ruben, in welchen ſich das winterliche Regenwaſſer an
ammelt, jenſeits dieſer die überſchwemmten Aecker mit den
ſten Zweigen junger Reben, darüber hinaus weiße
ſer auf den Hängen und knapp auf dem Rande der
ge aufliegend das noch weißere Band des verſchneiten
ebirs.

Im Uebrigen gibt es auf dieſer Hochfläche, die ſich
en Malpana hinzieht, ſo fruchtreiche Aecker, wie nur
rgendwo auf einer der Inſeln, wo der Fleiß der Bewohner
s Erdreich von wüſtem Geſtein ſäubert. Bis an
e Straße her macht ſich die Sorgfalt der Anſiedler
erklich: da ſtehen junge Maulbeerbäume gepflanzt, jetzt
ch durch eine Hülle von Dornen geſchützt. Sie werden
ſpäten Geſchlechtern Schatten geben.

In ſolcher Umgebung ſteht auf einer zweiten Erhöhung
der Hochfläche Babin Dub, die „Eiche der Großmutter“,
n ſchmutziges Gehöfte, mitten in einem Buſche immer-
ner Bäume. Unabſehbar liegt Ebene und Hügelland
gen das croatiſche Grenzgebirge hier vor den Augen des
anderers.

Babin Dub war immer ein wenig berüchtigt als Ort,
welchem die Räuber frei aus- und eingingen, und deren
ſitzer es nicht allzu genau nahm mit den Gäſten und
en Treiben. Jetzt ſoll es beſſer geworden ſein, in Kurzem
er mag ſich Babin Dub zu einer völlig unbedenklichen
ſiedlung umgewandelt haben, denn in dem gegenüber-
enden Hauſe ſind die Arbeiter beſchäftigt, ein Obdach
eine Gensdarmerie-Abtheilung herzuſtellen.

Im Innern von Babin Dub ſieht es ein wenig beſſer
s, als in den gewöhnlichen Morlaken-Herbergen auf dem
lande.

Der Boden iſt zwar dem der Straße gleich und faſt ſo kothig, als dieſe an Regentagen, dafür aber zeigt das braune Gebälk des Dachbodens größere Stärke, als landesüblich. Um das Feuer ſind Rothmützen verſammelt. Sie ſchwatzen und rauchen, auch der Sohn des Wirthes, ein Bube von höchſtens fünf Jahren, läuft herum, indem er aus einer Pfeife raucht, die viel länger iſt, als er ſelbſt. Ein Gaſt verzehrt ein Stück hartes Brod, das er aus ſeiner Torbica herausnimmt. Es iſt von jenem harten, mit Stroh-Bruchſtücken und Hülſen untermengten Teig gebacken, deſſen Mehl von den armen Leuten ſelbſt auf ihren Handmühlen bereitet wird. Ein anderer nimmt ſein Frühſtück ein, getrocknete ſüße Feigen und Branntwein. Alle aber tragen Waffen in ihrem dicken Gürtel und widmen dem einſamen Fremdling mehr Neugierde und Aufmerkſamkeit, als dieſer ſich vielleicht wünſchen mag. Im Allgemeinen aber iſt es mit den Vorräthen nicht übel beſtellt zu Babin Dub. Denn in einer finſteren Nebenkammer hängen Speckſeiten und ſind anſehnliche Fleiſchvorräthe aufgehäuft.

Hinter dieſem Gehöfte gelangt man abermals in ein weites Land von wüſten Strecken und nur wenigen Pflanzungen.

Wieder tritt die Smrika-Staude, der Wachholder, in ihre Rechte. Es ſcheint aber, als ob die Stürme, die über dieſe Fläche hingehen, nicht einmal dieſen hartlebigen Strauch zum rechten Gedeihen kommen ließen. Lichtgrün, aber winzig erhebt er ſich zwiſchen den ſonnenbeglänzten Flächen der Kalktrümmer. Hie und da aus der Ferne ein Schuß — er gilt einem Haſen oder einer Schnepfe, die da auf der wunderlichen Haide überwintern.

Im Sommer würde dieſelbe freilich ein ganz anderes

hauſpiel bieten. Ungeheuerliche, thurmhohe Staubwolken
ichnen auf weite Strecken den gewundenen Straßenzug.
rgends ein Tropfen trinkbares Waſſer. Dasjenige, was
den letzten Reſten der Tümpel geſchöpft wird, erzeugt
e Fieber. Das Land erſcheint unter der Gluth ausge-
ben. Selbſt am Strande von Zara, an welchem mehrere
ellen zu Tage treten, wird ein Schöffel voll Waſſer von
Hausfrauen mit theurem Gelde bezahlt. Der arme
rlak hilft ſich mit ſeinen Wein-Vorräthen. Wir befinden
in einem Lande, in welchem lange Zeit hindurch das
ſſer in höherem Werthe ſteht, als der Rebenſaft.

Ich habe vorhin den Anblick, welchen das Hügelland
der Richtung gegen den Welebit hin darbietet, mit den
ebenen am Nordabhang der Alpen verglichen. Es
men aber Strecken, auf welchen man ſich noch weit mehr
jene öden Flächen verſetzt glaubt, welche man die römiſche
mpagna nennt.

Die Scoglien, deren blau-ſchwarze Zacken fern aus
m unſichtbaren Meere aufragen, die „dalmatiſchen Felſen“,
e der Morlak ſagt, ſtellen am Geſichtskreiſe das Sabiner
birge dar. Tauſende von weißen Schafen ziehen durch
eines Geſtrüpp. An Sciroccotagen ſtehen unabſehbare
genbogen über der verlaſſenen Erde im vielfarbigen Ge-
ält. Bald glänzt der Welebit wie eine Silbermauer, bald
ht er als ein Lava-Wall da. Hie und da glitzern in der
ne die weißen, von ſchrägen Strahlen getroffenen Fels-
ppen, die ſich zu beſcheidener Höhe aus der Haide erheben.
ber dieſe rollt manchmal leiſe einer jener hohen morla-
chen Wagen hin, deren Räder nicht aus Speichen, nur
s einer Holzſcheibe beſtehen, und an welchen nicht ein
niger Nagel aus Eiſen iſt. Zwiſchen dem Geſtrüpp ſieht

man die Hirten ſpielen. Ferues Gebell — braune K
deren Rücken aus dem Wachholder-Geſtrüpp ragen
Karren mit ſchwarzen Dornen beladen — der ſpiege
Tümpel des Sees von Nadiu — gelbe Wege zu ge
Höhen, wie eine Natter geringelt — hier tiefe Wolken,
helles Licht — ein gefeſſelter Räuber von Bewaffn
langſam geführt: das ſind Eindrücke, welche ſicherlich
jene gefeierte Stätte mahnen, unter deren Boden die
der Weltbezwinger liegt.

In ſolcher Umgebung ſtehen die Häuſer von Z
nico. Doch grünen auf den Grundſtücken zunächſt u
herum der Oelbaum und die junge Saat des Getreides
erhebt der Feigenbaum ſein graues Geäſt.

Ueber den Häuſern ſteht die Ruine eines weitläu
Gebäudes. Es war zur Franzoſenzeit ein Stall fü
Pferde der Reiter, welche damals für die Sicherheit
Landes ſorgten, wie heute die Gensdarmen, bei welcher
einen Beſuch abſtatten.

Der Reiſende im Innern des Landes thut ſtet
Beſten, wenn er ſich um Obdach ſowohl, als um Spei
dieſe Männer wendet. Auch iſt es möglich, ſich gegen
geringes Entgelt von ihnen begleiten zu laſſen, welche
ſicht namentlich in den gebirgigen Gegenden nicht zu
achten iſt. In manchem Bezirke ſind ſicherlich die Gensda
die einzigen zuverläſſigen Leute der Gegend, die einz
welche einem Fremdling mit Rath und That an die
gehen, die beſten Kenner ihrer Widerwärtigkeiten und
fahren. Ihre Führer namentlich verdienen in der Regel
höchſte Lob. So bilden ſie mitten unter dem Schmutz
der Herabgekommenheit der umwohnenden Bauern eine
ſtändige Familie, bei welcher man immer wieder

richt, wenn man einmal ſie in ihrer Häuslichkeit kennen
nt hat.

Betrachten wir uns einmal die Scene im Gensdar-
ie-Zimmer zu Zemonico.

Vor der Thüre des Hauſes waten Einzelne in hohen
nenſtiefeln durch den tiefen Koth, der die „Kaſerne“
dem gegenüberliegenden „Wirthshaus“ trennt. Eben
ein weiß gekleideter Morlak, ein Liſſaner, mit gefeſſelten
den herausgeführt, um nach der Hauptſtadt gebracht
rden. Es iſt ein Räuber.

In der Stube reden die Gensdarmen heute von nichts
derem, als von Tſchawlin, dem großen Hauptmann,
cher dort in den blauen Bergen haust und auf deſſen
f zwölfhundert Gulden Belohnung geſetzt ſind. Sein
greift weit heraus gegen die Küſte her. Der Anführer
Gensdarmen weiß die eine und andere Familie, bei
cher der Geächtete zeitweilig zuſpricht, aber es iſt un-
glich, dieſelbe durch ein noch ſo glänzendes Verſprechen
ihrer Armuth zu Verräthern zu machen.

Vor kurzer Zeit haben die Räuber wieder einmal den
legraphen durchgeſchnitten und wie ſich ein ſpäterhin ge-
gener Genoſſe ſpaßhaft genug äußerte, „allein nach Wien
legraphirt“. Es wäre zu wünſchen, daß Alles in Wien
käme, was in dieſen Köpfen ausgeheckt und von dieſen
nen hantirt wird.

Die Räuber haben ſich nicht auf die bekannten Fort-
ritte der Feuerwaffen eingelaſſen, dagegen ſchießen ſie
Kettenkugeln aus ihren Trombongewehren. In ihrer
ebensweiſe gleichen ſie den Wölfen: ſie gehen aus ihren
hlen und Schluchten nur hervor, wenn ſie Hunger haben.

man die Hirten spielen. Fernes Gebell — braune Kühe deren Rücken aus dem Wachholder-Gestrüpp ragen — Karren mit schwarzen Dornen beladen — der spiegelnd Tümpel des Sees von Nadin — gelbe Wege zu gelbe Höhen, wie eine Natter geringelt — hier tiefe Wolken, dor [illegible] ein gefesselter Räuber von Bewaffnete [illegible] das sind Eindrücke, welche sicherlich a [illegible] Stätte mahnen, unter deren Boden die Asch [illegible] liegt.

[illegible] Umgebung stehen die Häuser von Zemo [illegible] auf den Grundstücken zunächst um si [illegible] und die junge Saat des Getreides un [illegible] graues Geäst.

[illegible] Häusern steht die Ruine eines weitläufige [illegible] Französenzeit ein Stall für d [illegible] welche damals für die Sicherheit d [illegible] Gensdarmen, bei welchen w [illegible]

[illegible] des Landes thut stets a [illegible] als um Speise a [illegible] möglich, sich gegen ei [illegible] welche Vo [illegible] Gegenden nicht zu ve [illegible] die Gensdarm [illegible] der Gegend. Die einzige [illegible] an die Ha [illegible] und G [illegible] der Regel d [illegible] Schmutz u [illegible] eine a [illegible] ge

zuspricht, wenn man einmal sie in ihrer Häuslichkeit kennen gelernt hat.

Betrachten wir uns einmal die Scene im Gensdarmerie-Zimmer zu Zèmonico.

Vor der Thüre des Hauses waten Einzelne in hohen Kanonenstiefeln durch den tiefen Koth, der die „Kaserne" von dem gegenüberliegenden „Wirthshaus" trennt. Eben wird ein weiß gekleideter Morlak, ein Lissauer, mit gefesselten Händen herausgeführt, um nach der Hauptstadt gebracht werden. Es ist ein Räuber.

In der Stube reden die Gensdarmen heute von nichts anderem, als von Tschawlin, dem großen Hauptmann, welcher dort in den blauen Bergen haust und auf dessen Kopf zwölfhundert Gulden Belohnung gesetzt sind. Sein Arm greift weit heraus gegen die Küste her. Der Anführer der Gensdarmen weiß die eine und andere Familie, bei welcher der Geächtete zeitweilig zuspricht, aber es ist unmöglich, dieselbe durch ein noch so glänzendes Versprechen trotz ihrer Armuth zu Verräthern zu machen.

Vor kurzer Zeit haben die Räuber wieder einmal den Telegraphen durchgeschnitten und wie sich ein späterhin gefangener Genosse spaßhaft genug äußerte, „allein nach Wien telegraphirt". Es wäre zu wünschen, daß Alles in Wien ankäme, was in diesen Köpfen ausgeheckt und von diesen Armen hantirt wird.

Die Räuber haben sich nicht auf die bekannten Fortschritte der Feuerwaffen eingelassen, dagegen schießen sie mit Kettenkugeln aus ihren Trombongewehren. In ihrer Lebensweise gleichen sie den Wölfen: sie gehen aus ihren Schlüden und Schluchten nur hervor, wenn sie Hunger haben.

Eine wunderliche Thätigkeit obliegt von Zeit zu Zeit den Gensdarmen.

Die Bauern griechisch-rechtgläubiger Religion haben den Brauch, den Bund, welchen sie mit der Erkorenen ihres Herzens geschlossen haben nicht sofort durch den Segen der Kirche heiligen zu lassen, sondern mit der Jungfrau Monate, Vierteljahre lang auf Probe zu wirthschaften, um sich der Grundlagen des zukünftigen häuslichen Glückes zu vergewissern.

Dauert solche Probezeit dem Popen und Seelenhirten zu lange, so wendet er sich an die öffentliche Gewalt, welche einen Hüter des Gesetzes entsendet, der dem Paare auf der Spitze seines Bayonnetes die Wahl übermittelt: entweder am nächsten Tage vor den Altar zu treten oder den gemeinsamen Herd in der kleinen Hütte zu verlassen.

Während ich in der Stube anwesend war, spielte sogar vor mir selbst ein kleiner Auftritt, welcher eine Episode aus dem Liebesleben eines jugendlichen Paares beleuchtete.

Es erschien ein Morlak mit demüthig abgenommener Mütze und sein ehelich angetrautes, mit Stickereien und Münzen bedecktes Weib vor dem Herrn Führer, um diesem zu klagen, daß die Schwiegermutter das schuldige „Gewand" des Weibes nicht herausgeben wolle. Es bedurfte einer langen Rede des Herrn Führers, bis der klagende Morlak begriff, daß dieser, Vertreter der kaiserlichen Autorität seinem Weibe das „Gewand" nicht beizuschaffen vermöge.

Dieses Alles spielt sich ab, während ein Theil der Männer seiner Mahlzeit obliegt, ein anderer sich mit dem Spielen einer alten Zieh-Harmonika oder mit Stiefelwichsen die Zeit hinbringt.

Außerhalb Zemonico in der Richtung gegen Biljan

hin abermals der Anblick der Haide, nur wenig von Obst bäumen und Getreidefeldern unterbrochen.

Die Schafheerden im braunen, rauſchenden Geſtrüpp, von Weibern in weißen Wollhemden gehütet — der sau-sende Wind, welcher den Salzgeruch des Meeres mit ſich führt — vereinzelte Rinder zwiſchen den grauen Trüm-mern — in der Ferne große ſeichte Tümpel von Regenwaſſer auf felsbedecktem Boden — das iſt das Gefilde vor Biljan.

Kein Haus in der weiten Umgebung iſt vielleicht lehr-reicher für die Beurtheilung von Menſchen und Dingen, als dasjenige, in welchem ſich dermalen zu Biljan das Obdach der Gendarmerie befindet.

Nach dem Geſtändniß des Eigenthümers ſind in früheren Jahren Dutzende von Räubern beim Angriff auf dasſelbe in ſeinem Hofe oder vor ſeinen Mauern nieder-geſchoſſen worden. Die Schießſcharten, aus welchen die wachſamen Knechte feuerten, hat man jetzt freilich vermauert, doch ſind noch im Fußboden Spuren von jenen Vierecken vorhanden, welche für manches größere Morlakenhaus be-zeichnend ſind.

Dieſe Holzvierecke ſind beweglich, hängen an Stricken und ſtellen einen ſogenannten Aufzug dar. Die Oeffnung hatte eben ſo ſehr den Zweck, als Beobachtungsloch zu dienen, um überſchauen zu können, was im unteren Raume vorging, als ſich auch auf dem Brette in dieſen hinabzu-laſſen und ſo ebenſowohl im Falle einer Gefahr fliehen, als mit den Vertheidigern im unteren Stockwerk in Verbindung bleiben zu können.

An der Stallmauer iſt ein dickes Mauerwerk in Form einer gewölbten Baſtion von außen hingefügt, um den Tieren die Rinder unerreichbar zu machen. Es war früher

mehr als einmal vorgekommen, daß ſie von außen e
großes Loch durch die Mauer brachen, und durch dieſes d
Inſaſſen des Stalles herausführten. Dem iſt durch e
wähnte Verſtärkung der Mauer nunmehr vorgebeugt.

Ehe die Gensdarmen hieher verlegt wurden, war d
Beſitzer des Hauſes Willens, an den vier Ecken des Gehö
tes runde Thürmchen anbringen zu laſſen, in welch
Wächter ſchlafen ſollten. Dieſe Vorſicht iſt jetzt unnöthi
Wenn man aber bedenkt, welchen Fährlichkeiten ſowohl d
bewegliche Habe des Hauſes als die Grundſtücke rings um
her ausgeſetzt ſind, ſo wundert man ſich nicht mehr üb
das Project der Thürme.

Eine der gewöhnlichſten Arten der Erpreſſung beſte
im Drohen mit Aernte anzünden oder Oelbäume abhacke
Man darf verſichert ſein, daß, wenn bis zu einem beſtimm
ten Zeitpunct die geforderten Kleider, Schuhe, der Wei
das Pulver u. ſ. w. nicht am bezeichneten Orte hinterle
ſind, gewiß trotz aller angewandten Gegenmittel und ver
ſuchter Abwehr die Räuber ihr Wort halten.

Der Beſitzer des einzelnen Hauſes zu Biljan hat da
erfahren. Trotz ſeiner Schießſcharten und Fallthüren mußt
er ſich öfter, einmal um die Summe von fünf hunde
Gulden, von den Wegelagerern brandſchatzen laſſen, wen
er ſeine Aernte retten wollte. Auch das aus den Abruzze
bekannte Mittel des Geißeln-Mitſchleppens wird zur Er
preſſung von Geld und Werthgegenſtänden mit Erfolg an
gewendet.

Im Uebrigen wirkte oder wirkt die Unſicherheit noch
in anderer Hinſicht überaus ſchädlich auf den Wohlſtand
des Landes ein.

Man ſtelle ſich beiſpielsweiſe eine Weinleſe in der

Art vor, wie sie bei den Morlaken üblich ist. Die Trauben werden in einer Hast abgerissen, als ob sie gestohlen würden — was theilweise wegen der ungemeinen Zerstückelung der Grundstücke fast auch nothwendig erscheint. Denn, beeilen sich diese auf dem und dem Weinfelde nicht, so wird mittlerweile ein anderes, in geringer oder weiter Entfernung davon gelegenes, nackt ausgeplündert. Bei solcher Hast wirft der Morlak Blätter, Stengel, Unrath jeder Art mit in den Bottich. Die schwarze Traube fliegt zur weißen, die reife zur unreifen, die faule zur gesunden.

Es wäre nun denkbar, daß es plötzlich einem Besitzer einfiele, seinen Colonen (denn auch hier herrscht, wie in Italien, durchgängig das Colonensystem vor) zu verbieten, daß er das edelste Erzeugniß des Landes in solcher Weise verderbe. Die erste Folge davon wäre, daß der morlakische Pächter über diese ihm unverständliche Zumuthung in bodenlose Verwunderung geriethe. Weitere Erklärungen blieben ihm unverständlich und die Weinlese geht fort, wie es stets gehalten worden ist — nämlich daß aus dem besten Traubensafte ein Getränk von geringem Werthe gewonnen wird.

Nunmehr möchte aber der Herr des Grundstückes ernstlich in Zorn gerathen und bei sich den Entschluß fassen, fortan sein Eigenthum selbst zu bewirthschaften. Er sagt dem Morlaken, sein Pacht sei gekündigt, und er könne seinen Wanderstab hinsetzen, wohin er nur immer wolle. Nach langem Hin- und Herreden verläßt der Morlak die Hütte — aber mit den Aernten des „Herrn" ist es vorläufig vorüber. Die Weinstöcke werden ihm abgeschnitten, wenn ihre Beeren noch hart wie Flintenkugeln sind, seine Kirschen-

und Oelbäume liegen über kurz oder lang eines Tages gefällt auf dem Grunde.

So bleibt alſo dem Beſitzer nichts Anderes übrig, als die Morlaken in ihrer Weiſe fortwirthſchaften zu laſſen. Von Verbeſſerungen im Bau des Bodens iſt unter der Hand dieſer Leute, von welchen Niemand jemals eine Schule geſehen hat, nichts zu erwarten. Die Unſicherheit iſt alſo eines der mächtigſten Hemmniſſe, welche der Entwicklung des Landes ſich entgegen ſtellen. Dazu kommt noch, daß ſelbſt der Beſitzer wenig Veranlaſſung hat, ſich abſonderlich um den Boden zu bemühen. Denn nach dem herrſchenden Brauche empfängt er nur den vierten Theil des Ertrages, während die übrigen drei Viertel dem Pächter verbleiben. Der Wein aber z. B. wird um ſo äußerſt geringen Preis verkauft, daß, ſo lange ähnliche Verhältniſſe fortdauern, die Thatkraft keineswegs angeſpornt wird.

Es iſt ſicherlich ſchade um das Land. Denn wenn man zu einer jener erweiterten Schießſcharten im Hauſe zu Biljan hinausſchaut, ſo erblickt man weite Weinfelder und eine Anzahl von Mandel- und Kirſchbäumen über die Flur hin verſtreut, welche, wenn man ſie neben einander ſehen könnte, wohl einen ſtattlichen Wald darſtellten. Das Alles aber muß fort und fort ſchlecht gepflegt und noch ſchlechter verwerthet werden, wenn es nicht von der Bosheit der Einwohner gefährdet werden ſoll.

In dieſer Hinſicht iſt es eben doch auf den Inſeln ganz anders beſtellt und wären nicht dieſelben Pflanzen und redeten die Menſchen nicht die nämliche Sprache, ſo möchte man ſich in einem völlig anderen Lande glauben.

Von Biljan bis Benkowac (oder Benkowaz) liegt das

Land noch weit öder und wilder da, als auf der bisher durchwanderten Strecke.

Nunmehr, in der Regenzeit, bedecken weite Tümpel und milchige Sümpfe den Boden. Von hier nach Zara Vecchia hinüberzugehen, das vermöchte nur ein Mensch, dessen Wuchs die Höhe einiger Klafter überschritte.

Von diesen Tümpeln ist im Sommer nur mehr der morastige Boden zu sehen. Das Trinkwasser verschwindet auf Monate. Aus dem Boden aber entsteigen unter der Hitze des dalmatischen Juli jene Fieber, welche der ganzen Bevölkerung Siechthum bringen. Von den Gensdarmen vermögen es höchstens zwei da auszuhalten — die anderen liegen frostgeschüttelt im Spital.

Aber auch jetzt gewährt die Sumpfsteppe einen trostlosen Anblick.

In der Ferne weiden Rosse an den matten Spiegeln der Wasser, die ein grauer, wolkiger, unsäglich trübseliger Gesichtskreis verdüstert. Heerden von Truthähnen treiben sich auf dem spärlichen Gras zwischen den Steinen umher, manchmal vor braunen, langborstigen Säuen die Flucht ergreifend, welche den Morast zwischen den Felsen aufwühlen. Auf diesen Gründen bemerkt man nicht selten auch die kleine schwarze dalmatische Natter, welche langsam und von der frischen Decemberluft durchfröstelt, sich von einem Tümpel zum andern hinringelt.

In der Ferne glitzert hie und da ein Streifen Landes auf, grün, weißlich grau oder schwarz, auf welchen das volle Licht der Sonne durch die Zwischenräume der schweren Wolkenballen fällt, die der Scirocco abermals von Süden heraufgetrieben hat.

Bald ist auch das Castell von Benkowac, von

einem ſolchen Streifen getroffen und leuchtet weißlich von ſeiner Höhe in das ſchweigende Sumpfland.

Bald erreicht uns eine Geſellſchaft. Es iſt ein Morlak, deſſen Haar hinten in einen langen Zopf zuſammengeflochten und mit einer ſilbernen Kugel geſchmückt iſt. Ihn begleitet ein „Coloniſt“, das heißt eine bäuerliche Sicherheitswache, deſſen rothes Gewand ganz und gar mit Thalern behängt iſt. Der Begleiter dieſes Wächters iſt natürlich ein Dieb, welchen er nach Benkowac in den Kerker führt.

Ich frug dieſen Mann, wie viel Silber er an ſich hängen habe. Darauf zog er ſeine rothe Mütze ab und zeigte mir ſechzehn Vereinsthaler, welche auf derſelben feſtgenäht waren, zur offenbaren Augenweide des Diebes, der dieſelben mit lüſternem Blicke betrachtete. Nicht minder ſtolz wies er auf ſeine mit Reihen ſilberner Knöpfe bedeckte Bruſt, indem er ſagte, die Anzahl dieſer Knöpfe ſei ſechzig. Es war aber auch ein „Anführer“ der Coloniſten, welchen ich da vor mir hatte.

Auch der Morlak, welchen er mit ſich führte, hatte in ſeiner Weiſe einen Schmuck auf der Bruſt hängen. Derſelbe beſtand aber nicht aus Silber, ſondern aus Blech und war eine Patrontaſche in der Form von neben einander befindlichen Cylindern.

Sein Pulver aber mochte er wohl verſchoſſen haben, ſonſt wäre er nicht auf dem Wege nach dem Gefängniß in Benkowac geweſen.

Der Anführer der Sicherheitswache erzählte mir, daß geſtern zur Feier ſeines Namenstages die ganze Nacht hindurch vor ſeinem Hauſe geſchoſſen und Zivio gerufen worden ſei.

Im ruhigen Deutschland ist für den friedlichsten Staatsbürger ein Waffenpaß nothwendig, wenn er mit Gewehren und dergleichen herum gehen will. In diesem Lande der Gewaltthaten herrscht ein anderer Brauch. Da unsere Gesetze unzweifelhaft auch für Dalmatien gelten, so sind die Gensdarmen auch in ihrem Rechte, wenn sie hie und da einen der Lungerer von der Waffenlast befreien, die er im Gürtel mit sich schleppt. Doch diese Mühe ist eine vergebliche. Der Tagedieb geht auf das Bezirksamt und erhält kraft des Schlendrians*), der unsere ganze Regierungskunst in diesem Lande kennzeichnet, seine Gewehre, seine Messer, Handjars und Pistolen wieder zurück. So lange hier nicht Ernst gemacht wird, bleibt Alles beim Alten. —

Ueber das Aussehen von Benkowac ist nichts Anderes zu berichten, als daß es ein schmutziges, verkommenes Nest in einer baumlosen, wüsten Haide ist. Was trostloser wirkt, der Anblick mancher Häuser, die verthierten Gesichter und Blicke bewaffneter Faullenzer oder die Oede der Steinanger — das mag sich Jeder selbst beantworten.

Viertes Capitel.

Eine Episode von den Scoglien.

Zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in Dalmatien — es sind nunmehr sieben Jahre verflossen — benützte ich

*) Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß es in Dalmatien ein (vielleicht auch mehrere) Bezirksamt gibt, in welchem die einlaufenden Acten weder numerirt noch eingetragen werden.

merkte, unter jener Barke hindurch in die freien Wellen zu entkommen, aus welchen er bald darauf ſich mit luſtigem Flügelſchlag erhob.

Um mich ein wenig zu erquicken, folgte ich den Fährleuten in ihre Wohnung.

Es war kurze Zeit nach Neujahr und noch lag auf dem Tiſche, von den Feſttagen her, der große Brodlaib, in welchem ein Lorbeerzweig befeſtigt iſt, woran Aepfel hängen. Man ſetzte mir getrocknete Feigen, Brod und Wein vor.

Im Geſpräche mit den Leuten des Hauſes verging mehr als eine Stunde und es brach der Abend heran. Ich dachte an irgend eine Unterkunft und wollte dieſe nicht auf der Lagerſtätte meiner Wirthe ſuchen — aus Gründen, die ſich beim Anblick der Stube von ſelbſt ergaben.

Am nächſten Morgen vor Tagesanbruch ſollte eine größere Barke hinüber nach einem anderen Scoglio und von dieſem auf das Feſtland ſegeln. Ich gedachte dieſe Gelegenheit zu benützen.

Vorerſt aber handelte es ſich um ein Nachtlager und das konnte ſich nirgends finden, als bei dem Prieſter des Dorfes. Ich forderte den Schiffer auf, mich dahin zu begleiten.

Er willigte, nachdem er bemerkt hatte, daß ich ſeinen eigenen Anerbietungen kein Gehör ſchenkte, ein.

Wir gingen fort. Das Weib ſagte zu mir beim Abſchiede: „Lebe wohl, lieber Bruder! Gott gebe Dir einen guten Weg!“ und ſämmtliche Hausgenoſſen begleiteten mich einige Häuſer weit.

Der Schiffer führte mich durch Mauern zwiſchen Oelgärten, deren Bäume, Sträuchern gleich, von der Wurze an in vielfache Stämme getheilt, über das junge Getreid

orragten. Obwohl wir uns im Januar befanden, ſah doch, im letzten Abendſtrahl der Sonne, die Leute von r Arbeit des Säens der Hülſenfrüchte heimkehren. Ueberall aren ſie auch unter den Oelbäumen mit dem Auflockern s rothen Bodens beſchäftigt. Neben manchem Arbeiter nd ein tragbarer, viereckiger Holzkaſten, ein Weinbe=lter. Der Kohl wächst hoch vom Boden auf, daß er den rbeitenden, rothmützigen Weibern bis an die Hüften reicht.

Jeder Flecken Erde zwiſchen den grauen Felskuppen t auf dieſem Scoglio, wie auf allen ſeinen Nachbarn mit roßem Fleiße bebaut. Aber auch auf dem nackten Boden roßte der herannahende Frühling dieſes Landes: weiße änsblümchen, dann jenes duftige, von den Slaven Smin nannte Krant, erhob ſich neben manchem ſcharfkantigen alkblock.

Die Kirche liegt anmuthig zwiſchen Oel= und Feigen=umen ſo verſteckt, daß ſie, von ferne geſehen, nur mit ihrem inen weißen Glockenthurm darüber hervorragt.

Hie und da begegneten wir auch Dirnen, welche mäch=e Bündel von Oel= und Myrthenzweigen auf dem Kopfe gen, faſt das einzige Brennholz, mit welchem die Leute f der Inſel ihre dürftigen Herdflammen unterhalten. Alle r, die uns entgegen kamen, grüßten mit dem frommen ruf: Fala Jsuse! (Gelobt ſei Jeſus!)

Die Sonne ging eben unter, als ich mich von dem hiffer vor dem Hauſe des Geiſtlichen verabſchiedete. eſer deutete nach dem Himmel, über deſſen Scheitelpunct nmehr ſchwarzbraune Wolken von Süden heraufgezogen ren und rief mir noch im Weggehen zu: — „Wer weiß, die Barke morgen ins Meer geht. Wir bekommen Sci=cco und am Ende gar ein Gewitter.“

Dieſe Ausſicht war mir nicht eben angenehm, d
ſtörte ſie meinen Gleichmuth nicht abſonderlich. Es war
Ende gleichgiltig, ob ich einen Tag länger auf dieſem o
auf einem anderen Scoglio verweilte. Die Natur der Sc
glien iſt ſich ſo gleichartig und ihre Erſcheinungen einan
ſo ähnlich, daß Derjenige, welcher eines dieſer Felseila
geſehen hat, auf dieſem und jenem andern nicht mehr v
Neues findet.

Indeſſen beſchloß ich doch, die Barke zu benützen, wen
ſich das Wetter nicht gar zu ſtürmiſch anlaſſen würde.

Das Haus, an deſſen Thür ich nunmehr klopfte, w
einſtöckig und unerwartet ſauber.

Im nächſten Augenblicke that ſich die Thür auf u
ein Mann von hageren Geſichtszügen und durchdringend
ſchwarzen Augen ſtand vor mir.

„Ich habe Sie kommen geſehen," ſagte er in italieniſch
Sprache. „Womit kann ich Ihnen dienen in dieſer Einöde

Ich gab mich als Fremden zu erkennen und trug il
mein Geſuch vor

„Sie ſind willkommen", antwortete er in ruhig
Tone und ohne irgend welche Ueberraſchung zu verrath

Ich begann mich zu bedanken, aber er unterbrach mi

„Warten Sie mit Ihrem Danke! Die Gaſtzimm
eines Prieſters auf dieſem Scoglio ertragen das Loben nic
Ich bitte Sie, mir einſtweilen auf meine Stube zu folg
während Ihr Schlafgemach hergerichtet wird. He, Miſcho

Auf dieſen Ruf erſchien ein vierſchrötiger Menſch i
rother Morlaken-Mütze

Der Prieſter ſagte ihm einige Worte und er verſchwa
wieder hinter einer dunklen Thür neben der Treppe.

Ich übergehe die Aufzählung der nichtsſagenden D

emporragten. Obwohl wir uns im Januar befanden, ſah ich doch, im letzten Abendſtrahl der Sonne, die Leute von der Arbeit des Säens der Hülſenfrüchte heimkehren. Ueberall waren ſie auch unter den Oelbäumen mit dem Auflockern des rothen Bodens beſchäftigt. Neben manchem Arbeiter ſtand ein tragbarer, viereckiger Holzkaſten, ein Weinbehälter. Der Kohl wächst hoch vom Boden auf, daß er den arbeitenden, rothmützigen Weibern bis an die Hüften reicht.

Jeder Flecken Erde zwiſchen den grauen Felskuppen iſt auf dieſem Scoglio, wie auf allen ſeinen Nachbarn mit großem Fleiße bebaut. Aber auch auf dem nackten Boden ſproßte der herannahende Frühling dieſes Landes: weiße Gänsblümchen, dann jenes duftige, von den Slaven Smin genannte Kraut, erhob ſich neben manchem ſcharfkantigen Kalkblock.

Die Kirche liegt anmuthig zwiſchen Oel- und Feigenbäumen ſo verſteckt, daß ſie, von ferne geſehen, nur mit ihrem kleinen weißen Glockenthurm darüber hervorragt.

Hie und da begegneten wir auch Dirnen, welche mächtige Bündel von Oel- und Myrthenzweigen auf dem Kopfe trugen, faſt das einzige Brennholz, mit welchem die Leute auf der Inſel ihre dürftigen Herdflammen unterhalten. Alle aber, die uns entgegen kamen, grüßten mit dem frommen Zuruf: Fala Jsuse! (Gelobt ſei Jeſus!)

Die Sonne ging eben unter, als ich mich von dem Schiffer vor dem Hauſe des Geiſtlichen verabſchiedete. Dieſer deutete nach dem Himmel, über deſſen Scheitelpunct nunmehr ſchwarzbraune Wolken von Süden heraufgezogen waren und rief mir noch im Weggehen zu: — „Wer weiß, ob die Barke morgen ins Meer geht. Wir bekommen Scirocco und am Ende gar ein Gewitter.“

Dieſe Ausſicht war mir nicht eben angenehm, doch ſtörte ſie meinen Gleichmuth nicht abſonderlich. Es war am Ende gleichgiltig, ob ich einen Tag länger auf dieſem oder auf einem anderen Scoglio verweilte. Die Natur der Scoglien iſt ſich ſo gleichartig und ihre Erſcheinungen einander ſo ähnlich, daß Derjenige, welcher eines dieſer Felseilande geſehen hat, auf dieſem und jenem andern nicht mehr viel Neues findet.

Indeſſen beſchloß ich doch, die Barke zu benützen, wenn ſich das Wetter nicht gar zu ſtürmiſch anlaſſen würde.

Das Haus, an deſſen Thür ich nunmehr klopfte, war einſtöckig und unerwartet ſauber.

Im nächſten Augenblicke that ſich die Thür auf und ein Mann von hageren Geſichtszügen und durchdringenden ſchwarzen Augen ſtand vor mir.

„Ich habe Sie kommen geſehen," ſagte er in italieniſcher Sprache. „Womit kann ich Ihnen dienen in dieſer Einöde?"

Ich gab mich als Fremden zu erkennen und trug ihm mein Geſuch vor

„Sie ſind willkommen", antwortete er in ruhigem Tone und ohne irgend welche Ueberraſchung zu verrathen.

Ich begann mich zu bedanken, aber er unterbrach mich:

„Warten Sie mit Ihrem Danke! Die Gaſtzimmer eines Prieſters auf dieſem Scoglio ertragen das Loben nicht. Ich bitte Sie, mir einſtweilen auf meine Stube zu folgen, während Ihr Schlafgemach hergerichtet wird. He, Miſcho!"

Auf dieſen Ruf erſchien ein vierſchrötiger Menſch mit rother Morlaken-Mütze

Der Prieſter ſagte ihm einige Worte und er verſchwand wieder hinter einer dunklen Thür neben der Treppe.

Ich übergehe die Aufzählung der nichtsſagenden Re-

r Erde, wir werden uns vielleicht in Deutſchland, das Ihr ſpäter doch beſucht, wiederſehen. Ihr habt mich wie ein Freund aufgenommen; ich liebe es nicht, mich von meinen Freunden ohne den Gedanken des Wiederſehens zu trennen. Trennung und Hoffnung ſind Geſchwiſter."

„In unſerem Falle," ſagte Lazika, „müſſen wir uns wohl beſcheiden. Ich bin auf dieſe Inſel verbannt, ja, ich möchte ſagen auf ihr — gefangen. Die Nächte dieſer Jahreszeit ſind reich an Wolken, aber noch reicher iſt mein Gemüth n traurigen Gedanken, die unabläſſig in ihm brüten."

„Das ſind ſonderbare Vorſtellungen, o Herr," antwortete ich, „und es mag wohl die Einſamkeit ſein, welche ſie zeugte. Kommt Ihr einmal wieder hinaus von dieſem Land, was wohl wie ein Gefängniß ausſieht — kommt hr wieder hinaus in das Gewühl der Städte, werdet Ihr ue Freudigkeit ſchöpfen."

„Zu ſpät," ſagte Lazika, den Kopf abwärts beugend, s ob er etwas unter dem Tiſche ſuchte. Mein Blick fiel, s er der Richtung ſeiner Augen folgte, wieder auf die ikette der Flaſche.

Es ſtand darauf „Kertſchke", das heißt Wein von rk, dem ſlaviſchen Namen für Veglia, das einige fünfzig iglien weiter nördlich im Quarnerolo liegt. Die Schrift r zierlich und dünn. Es war eine Frauenhand.

„Ihr habt da, wie mir dünkt, einen niedlichen hreiber", ſagte ich plötzlich.

Er ſah mich groß an.

„Dieſes Papier iſt von einer Frauenhand beſchrie-n", fuhr ich fort.

„Es mag ſo ſein."

zu dem Kirchlein zu lesen, zu welchem ich heute vorübergekommen war.

Ich theilte ihm des Scherzes halber mit, daß der Fährmann von der Heiligen, der diese Kirche geweiht ist, gesagt hatte, es sei eine „gute“ Heilige. Auf diese Bemerkung hin lächelte er ganz anders wie bisher, wie es schien mit einer gewissen Bitterkeit.

Er schob mir schweigend eine neue Weinflasche hin, ich aber dachte, es sei meine Stunde gekommen und bat um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen.

„Ihr werdet mir diese Bitte nicht abschlagen,“ antwortete er wieder mit freundlicher Stimme. „Ich habe seit zehn Jahren keinen Fremden mehr beherbergt und wer weiß, ob ich nicht sterbe, ohne wieder einen Gast in meinem Hause gesehen zu haben.“

Ich entschuldigte mich mit der Stärke des Rebensaftes, der auf diesen Felsen wächst.

„Ihr müßt Euch daran gewöhnen, wenn Ihr unser Land durchwandert“, fuhr er mit der nämlichen sanften Stimme fort. „Es ist Wein von Veglia und dem ist die Kraft verliehen, daß er die Wirkungen anderer Weine sänftigt. Stoßt immerhin mit mir an; es ist ohnehin das letzte Glas, das wir in diesem Leben mit einander leeren!“

Er trat an den Tisch, hob die Flasche in die Höhe, zog den Kork aus und schenkte zwei Gläser voll. Der Wein perlte; er war heller als der gewöhnliche Wein Dalmatiens.

„Glückliche Reise!“ rief er lächelnd.

„Auf fröhliches Wiedersehen!“

„Ich will nicht glauben,“ fuhr ich nach einer Weile, um nur irgend etwas zu reden, fort, „was Ihr vorhin gesagt habt. Wir werden uns wohl in irgend einem Winkel

„Ja, es ist besser so," sagte er, wie sich plötzlich erinnernd. „Mischo wird Euch pünctlich wecken und Euch dann zu den Booten geleiten. Weiset ihn nicht zurück, bis Ihr den Fährmann habt; es ist noch stark finster Morgens und bei den schlüpfrigen Wegen könnt Ihr ohne Laterne nicht gehen. Macht mir die Freude und laßt etwas von Euch hören, wenn Ihr wieder in der Heimat seid. Mit Gott!"

Die eichene Thüre fiel hinter ihm zu; seine Schritte verhallten auf dem Gang; ich hörte die andere Thüre gehen, ich war allein.

Ich betrachtete mit dem Leuchter in der Hand die Einzelheiten des Gemaches.

So oft ich in eine Wohnung eintrete, in welcher ich auch nur eine kurze Zeit hausen soll, trachte ich, mir ihr Aussehen in der Erinnerung aufzubewahren.

Ist doch dem Wanderer die Stätte, an welcher er jeweilig lebt, das heißt empfindet und leidet, ein Denkstein an der Straße, auf welcher er der Ewigkeit entgegen pilgert. Beim Beziehen einer neuen Behausung senken sich fragende Ahnungen in Dich nieder: Was wirst Du da schaffen? Welche Fortschritte in der Erkenntniß des Wahren wirst Du da machen? Und verläßt Du sie, so ist es ein Stück Leben, das hinter Dir liegt — unwiederbringlich wie die Zeit, bleibt ein Theil Deiner Geschichte an diesen Mauern hängen.

Denn siehst Du sie auch später vielleicht einmal wieder, so schauen Dich die Wände anders an, es sind nicht mehr die alten — Du selbst siehst sie anders an, Du selbst bist nicht mehr der Alte.

Meine Rundschau ist rasch beendet. Es war nichts da, was mich besonders interessiren konnte. Im Gegensatze zu den anderen Zimmern hatte dieses durchaus nichts

Ich konnte keine Spur von einer Verlegenheit an ihm bemerken.

An ein Fortſchleppen der Unterhaltung war nicht mehr zu denken. Das und die immer weiter vorrückende Nacht beſtimmten mich zur Ruhe zu gehen.

Ich ſtand auf, berührte ihn an der Schulter und ſagte:

„Lieber Herr! Dank für die Güte, mit der Ihr mich, den Unbekannten, in Euere Geſellſchaft, in Euer Haus aufgenommen habt. Wenn es denn ſo ſein ſoll, nun wohlan — Lebewohl! Ich verabſchiede mich jetzt. Euch ruft ſchon in wenig Stunden Euer Beruf, mich ruft die Nothwendigkeit. Machen wir die Trennung kurz, ſie wird mir darum nicht weniger ſchmerzlich.“

Lazika erhob ſich, ohne ein Wort zu entgegnen. Er nahm das Licht, wir traten auf den Gang.

Hier heulte der Wind aus allen Fugen, von der Treppe, vom Gebälk, von den Kaminen. Im Zimmer, welches nach rückwärts ging, hatten wir bisher wenig oder nichts davon vernommen.

Lazika bedeckte das Licht mit der Hand und in einem Augenblick ſtanden wir in meiner reinlich hergerichteten Stube

„Es iſt eine Schande,“ ſagte er, „daß ich gerade heute von böſen Geiſtern geplagt bin. Ihr geht morgen über die See und da hätte ich Euch beim Glaſe die Sorgen vertreiben helfen ſollen, wie Horaz ſagt, ſtatt Euch Geſichter vorzuſchneiden. Wenn ich bedenke, daß Ihr morgen ſchon wieder —“

„Heute!“ fiel ich ihm, ſein eigenes Wort wiederholend, lächelnd in die Rede. „Nochmals herzlichen Dank!“ ſetzte ich, ihm die Hand drückend, hinzu.

„Ja, es ist besser so," sagte er, wie sich plötzlich ernannend. „Mischo wird Euch pünctlich wecken und Euch hinab zu den Booten geleiten. Weiset ihn nicht zurück, bis Ihr den Fährmann habt; es ist noch stark finster Morgens und bei den schlüpfrigen Wegen könnt Ihr ohne Laterne nicht gehen. Macht mir die Freude und laßt etwas von Euch hören, wenn Ihr wieder in der Heimat seid. Mit Gott!"

Die eichene Thüre fiel hinter ihm zu; seine Schritte verhallten auf dem Gang; ich hörte die andere Thüre gehen, ich war allein.

Ich betrachtete mit dem Leuchter in der Hand die Einzelnheiten des Gemaches.

So oft ich in eine Wohnung eintrete, in welcher ich auch nur eine kurze Zeit hausen soll, trachte ich, mir ihr Aussehen in der Erinnerung aufzubewahren.

Ist doch dem Wanderer die Stätte, an welcher er jeweilig lebt, das heißt empfindet und leidet, ein Denkstein an der Straße, auf welcher er der Ewigkeit entgegen pilgert. Beim Beziehen einer neuen Behausung senken sich fragenreiche Ahnungen in Dich nieder: Was wirst Du da schaffen? Welche Fortschritte in der Erkenntniß des Wahren wirst Du da machen? Und verläßt Du sie, so ist es ein Stück Leben, was hinter Dir liegt — unwiederbringlich wie die Zeit, bleibt ein Theil Deiner Geschichte an diesen Mauern hängen.

Denn siehst Du sie auch später vielleicht einmal wieder, so schauen Dich die Wände anders an, es sind nicht mehr die alten — Du selbst siehst sie anders an, Du selbst bist nicht mehr der Alte.

Meine Rundschau ist rasch beendet. Es war nichts da, was mich besonders interessiren konnte. Im Gegensatze zu den anderen Zimmern hatte dieses durchaus nichts

[illegible] Eine schlanke Bres-
[illegible] Darstellung der Schlacht
von [illegible], wo Zar Lazar von Serbien Leben und Reich
verlor, das war Alles. Das Bett war frisch und breit, nach
französischer Art: der oben durch eine vergoldete Faust zu-
sammengehaltene Vorhang von Kattun war mit großen
braunen Blumen besäet.

Ich that einige Züge aus der großen Flasche, die da
stand: das Wasser war kalt, was mir auf die Erhitzung
des Abends und das gewohnte bittere Getränk am Seeufer
überaus wohl that.

Es war fast Mitternacht, gegen Tagesanbruch mußte
ich mich erheben. Ich legte mich fast ganz angekleidet auf
das Bett. Ich weiß nicht, welche Beengung auf mich drückte.
Es mochte der zu reichlich genossene Wein, es mochte die
Scirocco-Schwüle, es mochte die niedrige Spannung der
Luft während des Gewitters, es konnte Alles dies sein —
mir kam es aber vor, als ob noch etwas Besonderes, Un-
greifbares in dieser bleiernen Luft läge.

Es gibt einen Zustand der Täuschung, den wohl
mancher meiner Leser kennt.

Man liegt ganz ruhig in einem Gemache, in welches
kein Ton, nicht das geringste Geräusch der Außenwelt ein-
dringt. Es ist so stille, daß man nichts fließen hört, als
den Strom der Zeit; man hört einen namenlosen, unsäglich
leisen Fluß, ich weiß kein anderes Wort. Es ist das
Pochen des Blutumlaufs, das sich auf diese Weise der
Ohrenhöhlung offenbart. Dieser Fluß jagte seine Wellen
heute besonders gewaltig durch die Adern des Kopfes
hinauf.

Ich begann zu träumen.

Träume hängen in ihrer Färbung von der gerade vorhandenen Blutmenge im Schädel ab; es wundert mich demnach heute nicht mehr, wie besonders bunt die Phantasmagorien jener Nacht waren. Wie grell beleuchtete Nebelbilder wechselten die Landschaften und Personen. Wirr und willenlos, ohne irgend welchen Zusammenhang mit meinen Zu- und Abneigungen hetzte mich das folternde Spiel der Einbildungskraft im Fluge durch das Wanderleben meiner letzten Monate. Bärtige Sereschaner in langen, dunkelrothen Mänteln, hohe Männer und Weiber mit der goldblinkenden Mütze der schwarzen Berge, braune Fischer der Adria zogen vorüber. Zuletzt wurde es einsamer; auf einmal lag ich in einem Kerker. Ich wollte mich regen, meine Fesseln zu lüften oder zu sprengen, ich konnte nicht; ich versuchte mich von meinem Lager zu erheben, ich bewegte kein Glied. Siehe, da drang Lichtschein in meine Zelle; die Thüre öffnete sich von selbst und hinein trat die Göttin des Orientes. Ihre schwarzen Haare krönte das Diadem der Königin, die Augen, tiefe Gluthseeen, waren auf mich gerichtet, ihr Mund stammelte, sie hob die Hände bittend empor. Ich zuckte nicht, ich regte mich nicht. Ich war lahm. Ein Schrei der Verzweiflung entfuhr mir — ich hatte die Ketten zerrissen, aber in demselben Augenblicke stürzte das Gewölbe zusammen und hatte mich unter seinen Trümmern begraben, wenn ich nicht — jäh erwacht wäre und das Dröhnen des Gewitters in den Grundvesten des Gebäudes verspürt hätte. —

Jetzt war ich des Träumens überdrüssig.

Die letzte Gaukelei mit der hilfesuchenden Schönheit und meinen Aerger, ihr nicht zu Hilfe kommen zu können, hatte mich vollends abgespannt.

Ich ſah nach meiner Uhr, es war drei Uhr.

Wenn ich jetzt aufſtand, mir Licht machte und noch eine Stunde im Zimmer auf- und abmarſchirte, war es Zeit zum Aufbruch. Im Nothfalle hätte mir immer noch das Betrachten des Gewitters, das mit ungebrochener Gewalt ſeine Feuergeißeln über die Küſten ſchwang, die Zeit verkürzt.

Ich maß alſo das Zimmer nach allen Dimenſionen; ich las die Notizen unter der Schlacht von Koſſowo, ich zählte die Secunden zwiſchen Blitz und Donner. Endlich ermannte ich mich zu dem Entſchluß, mein Tagebuch durch die Erzählung der heutigen Erlebniſſe zu bereichern; aber es blieb beim Verſuch, der Bleiſtift lief keine Zeile weit. Es war langweilig.

Ich ſetzte mich wieder auf mein Bett nieder, denn die Stühle waren mir zu niedrig. Ich ſann nach.

War es nicht auffallend, daß ich ſeit unſerem Eintritt ins Haus außer Gawro kein lebendiges Weſen bemerkt hatte?

Der Knecht Miſcho, welcher uns die Laterne trug, war wohl nicht der einzige Hausgenoſſe der Haushaltung. Es mußte andere Hände, auch weibliche, geben, welche zum Beiſpiel das Zimmer, in welchem ich mich jetzt in ſo böſer Laune herumtrieb, in Stand ſetzen, in Stand halten mußten. Warum ſah ich davon nichts? Warum war ſelbſt Miſcho unmittelbar nach dem Eintreten gänzlich verſchwunden?

So ſann ich fort.

Bunte Bilder überkamen mich. Die Kreiſe meiner Gedanken ſchwammen in einander — ich ſchlief ein.

Als ich die Augen wieder aufſchlug, war es heller Tag.

Meine Uhr zeigte neun, das Schiff mußte längſt auf dem Meere ſein.

Warum war ich nicht geweckt worden? Welche Nachläſſigkeit zwang mich, ſtatt auf einer bequemen Barke, vielleicht auf einem kleinen offenen Fiſcherboot, von den Wellen der aufgeregten See durchnäßt auf das Feſtland zurückzukehren?

Ich wollte hinausgehen und rufen.

Die Klinke der Thür wich nicht.

Ich beſchaute den Riegel: er rührte und bewegte ſich nicht, weder nach vorn noch nach hinten, er war einfach, Gott weiß ſeit wann, eingeroſtet. Ich riß, was meine Kräfte vermochten. Die Thür blieb wie ſie war.

Endlich gerieth ich auf den Einfall, einen letzten Blick auf das Schloß ſelbſt zu werfen. Und da ſah ich, was ich mit dem erſten gerade ſo gut hätte ſehen können, daß die Zunge innerhalb der Klammer ſteckte, mit einem Worte, daß das Schloß umgedreht worden war. Jetzt war die Reihe des Umdrehens an mir; ich drehte mir den ganzen Kopf um, mit der Frage, was ich in der Nacht mit dem Schloß angefangen haben könne. Zugeſperrt? Wo iſt der Schlüſſel?

Draußen hallten Schritte.

„Endlich!“ hörte ich durch die dicke Thüre Lazika's Stimme, „endlich ſind Sie erwacht. Gott! was habe ich für Sorge ausgeſtanden. Oeffnen Sie ſchnell, ich bitte ſchnell! Es iſt Ihnen doch nichts zugeſtoßen lieber Herr?“

„Herr Lazika“, antwortete ich, um mich vernehmlich zu machen, ſchreiend, „ich weiß nicht was geſchehen iſt, aber ich kann die Thüre nicht öffnen. Sie iſt geſchloſſen, ſie muß von außen geſchloſſen worden ſein.“

„Ach Gott!“ hörte ich noch Lazika ſeufzen, dann eine

geraume Weile nichts mehr. Schritte gingen hin und her. Es wurde geflüſtert. Endlich wurde ein Schlüſſel angeſetzt, das Schloß klirrte, die Thüre ging auf.

Herein traten Lazika und Miſcho.

„Gnädiger Herr," ſagte Miſcho, „verzeihen Sie, gnädiger Herr, bei meiner Seele Seligkeit ich habe geklopft, wie man nur bei einem Herrn, wie Sie ſind, klopfen darf. Es war vier Uhr, die Thüre war zu, Sie haben nicht geantwortet. Ach, lieber Herr, wie habe ich mich gefürchtet! Ich bin gleich zu meinem Herrn hinauf gegangen, der war aber ſchon lange aufgeſtanden und nach der Kirche gegangen, heute viel früher als gewöhnlich. Darauf bin ich ihm in die Kirche nachgelaufen und habe es ihm erzählt. Er konnte nicht mehr fort, denn er ging eben zum Altar. Ach, lieber Gott, was haben wir Beide für eine Angſt ausgeſtanden. Jetzt iſt Gottlob Alles vorbei."

„Sie hören, was er ſagt," unterbrach ihn Lazika, von dem es mir ſchien, als ob er einige Verwirrung verbergen wollte. „Ich ſchickte ihn gleich zu unſerem Arzte. Wie's nun der böſe Zufall will, war der ſchon vor Tag mit der Barke nach dem anderen Scoglio hinüber gegangen."

„Dann eilte ich, ſo wie ich in der Kirche nichts mehr zu thun hatte, zum Schloſſer, der auf der oberen Inſel wohnt. Ich wollte Ihre Thüre mit Gewalt aufbrechen laſſen, wenn Sie bis dahin kein Lebenszeichen von ſich gegeben hätten. Er ſteht noch im Gange unten. Miſcho ſchicke ihn fort. —" Miſcho, der die ganze Zeit über mit offenen Augen und Mund drein gegafft hatte, ließ uns allein.

Ich muß geſtehen, daß mich Lazika's Benehmen überraſchte.

Warum war er heute früher aufgeſtanden? Warum

lief er nach der Kirche, den weiten Weg zum Schloſſer hinauf, ohne vorher zu Hauſe noch einmal nachgeſehen zu haben, ob ich mittlerweile nicht wach geworden ſei? Woher kam der Schlüſſel, mit dem er mir aufſperrte, während, wie er ſagte, der Schloſſer im Gange drunten ſtehen geblieben war? Auch war mir die Befangenheit nicht entgangen, mit welcher er in ſeiner Erzählung der Hauptſache, dem Zuſperren des Zimmers durch eine unbekannte Hand, ausgewichen war, um eine Menge Nebeneinzelnheiten vorzubringen.

Ich ſah ihn groß an.

„Herr Lazika," ſagte ich, „das Vorgefallene iſt nun einmal nicht mehr rückgängig zu machen, es handelt ſich für mich jetzt nur mehr darum, wo und wie ich mich während meiner unfreiwilligen Anweſenheit auf Ihrer gaſtlichen Inſel einrichten ſoll."

Lazika ſichtlich erleichtert, daß ich die Zuſperr-Angelegenheit nicht weiter betrieb, faßte mich raſch am Arm und ſagte mit herzlichem Tone:

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie bei uns — daß Sie bei mir bleiben. Beleidigen Sie mich nicht und nehmen Sie mit dem Wenigen vorlieb, was ich Ihnen bieten kann, und von Herzen gern biete. Sie ſind ja durch mein — Verſchulden in die Lage gekommen."

Dagegen konnte ich nun freilich nichts einwenden. Ich ſagte zu. Lazika zog ſich einſtweilen, um mir ein Frühſtück zu beſorgen, zurück. Ich trat zum Fenſter, ſchlug die Jalouſien vor und ſchaute nach dem Himmel.

Die dichte Wolkendecke war zerriſſen. Das Gewölk hatte ſich in kleine, lichte Häufchen zuſammengeballt, die in ungeheurer Höhe raſch dahintrieben: ein ſicheres Anzeichen

kommender ſchöner Witterung. Die Spitzen eines alten ruinöſen Mauerwerkes, das in einiger Entfernung von meinem Fenſter lag, leuchteten im gelbrothen Sonnenſchein. Ich freute mich des wiedergekehrten Lichtes.

Als ich mich wieder gegen mein Zimmer umwandte, überlegte ich, was wohl Lazika, denn ich zweifelte nicht mehr, daß er ſelbſt es geweſen, bewogen haben könne, mich einzuſperren.

Nach allerlei Gedanken, deren Lächerlichkeit ich jetzt einſehe, deren Entſtehen für damals ich mir aber verzeihe, blieb ich zuletzt bei der Muthmaßung ſtehen, er könne es aus dem Grunde gethan haben, um einmal einen oder zwei Tage lang einen Geſellſchafter zu haben. —

Sein geſtriges Weſen, die Niedergeſchlagenheit während des Abends auf ſeinem Zimmer — alles das ſchien mir auf eine Verſauerung zu deuten, die ich mir aus dem Leben an dieſem abgelegenen Ort der Erde leicht erklären konnte. Ich überlegte und zweifelte wieder.

Es klopfte. Lazika kam herein.

„Das Frühſtück wird Ihnen gebracht werden, lieber Herr. Was gäbe ich, ſo lieb mir Ihre Geſellſchaft iſt, nicht Alles darum, wenn dieſer Streich in meinem Hauſe nicht geſchehen wäre. Gerade Ihnen mußte das begegnen! Rechnen Sie darauf, daß ich Alles, was in meinen Kräften ſteht, aufbieten werde, um Sie die Geſchichte vergeſſen zu machen. Es thut mir nur leid, daß ich Sie jetzt abermals auf eine Stunde verlaſſen muß. Wenn ich zurückkomme, werde ich Ihnen ein wenig unſeren Felſen zeigen. Mit Gott!“

Eine bleiche Weibsperſon hatte mir auf rothlackirtem Blech Chokolade gebracht.

Ich trank friſches Waſſer dazu, tauchte altbackenes

Brod hinein und hatte, von den fröhlichen Sonnenſtrahlen draußen aufgemuntert, bald die unheimliche Nacht und meine räthſelhafte Gefangenſchaft vergeſſen.

Ich hatte in der That nicht länger, als eine Stunde zu warten, bis der Geiſtliche zurückkam.

Er führte mich auf den ſteinigen Weg, der ſich zwiſchen den niedrigen Mauern der Oelgärten und Felder gegen einen Hügel hinzieht, die höchſte Erhebung der Inſel, von welcher man, wie ich vorausſah, wohl das ganze Eiland und die anderen Felſen im fernen Meere überblicken mußte. Der feuchte, warme Morgenwind war uns ein erquicklicher Begleiter.

Nachdem wir eine halbe Stunde faſt ſchweigend neben einander hergegangen waren, hörten die Oelbäume und das bebaute Land auf. —

Wir geriethen in verwitterte Steinterraſſen, das Felſengerippe der Inſel. Sie ſahen aus wie die langgedehnten Sitzreihen einer zerſtörten Arena oder wie die ungeheuerlichen Treppen zu einem verſchwundenen Heiligthume.

Nur hie und da grünte, von einem Felsblock, gegen die Stürme des Meeres geſchützt, ein duftiges Unkraut aus einer der ſcharfkantigen Klüfte.

Da begegnete uns ein Bauer, welcher einen Bündel Dornen auf ſeinem Kopfe trug. Der Mann blieb ſtehen, grüßte den Prieſter und ſagte zu mir gewendet:

„Nicht wahr, o Herr, das iſt ein wüſtes Land? Hier gedeihen nicht einmal die heiligen Brode für die Kirche.“

Mein Begleiter lächelte und ging ſchweigend mit mir weiter dem Hügel zu.

Noch einige hundert Schritte und wir ſtanden auf der Höhe.

Dort erwartete uns ein unbeſchreiblicher Anblick.

Die bewegte See glich von dort oben herab betrachtet einem matten, blendenden Spiegel von Metall. Hie und da nur, wo Scoglien den Wellenſchlag abwehrten, lag es in ſeiner blauen Pracht da. Zahlloſe Felsgipfel ragten dunkel aus dem Meere und aus der Ferne des Feſtlandes leuchtete der breite Schneeſtreifen der höheren Gebirge herüber.

Um uns herum lagen graue Felſen, in der Luft ſchwärmten Inſecten, die ſich des warmen Mittags freuten, die ferne Welt aber bildete eine helle, durchſchimmernde Kugel.

Aus der Tiefe der Inſel drangen die Stimmen der Hirten zu uns herauf, welche einander auf die zwei Männer aufmerkſam machten, die den abſonderlichen Weg nach den Hügeln eingeſchlagen hatten.

„Was iſt weiter als das Meer?“ ſagte Lazika nach langem Schweigen. —

Ich ſchaute ihn verwundert an, er aber fuhr fort:

„Ich will es ihnen mit dem Volksliede unſerer Schiffer ſagen: der Himmel!“

Ich nickte ihm Beifall und ſchaute entzückt hinaus an den Geſichtskreis, an welchem ſich die beiden hohen Mächte zu vereinigen ſcheinen.

Wir ſprachen kein Wort.

Bald führte mich der Prieſter auf der anderen Seite des Abhangs hinab. Es ging ſteil hinunter, und nach wenigen hundert Schritten ſtanden wir am Saume des Meeres.

Hier zog ſich ein breiter Streifen von Kieſelſteinen hin, welche der ewige Wellenſchlag zu winzigen Körnchen zerrieben

Mein Vater war Landmann, ſein Großvater und Urgroßvater waren es auch ſchon geweſen. Wir waren nicht arm, wir waren nicht reich. So viel beſaß mein Vater, daß er mich, als ich ein erwachſener Knabe geworden war, in die Schule nach Raguſa ſchickte. Meine Eltern waren griechiſch-katholiſch, wie ſich das dort von ſelbſt verſteht, und ich war es auch. Jetzt ſehen Sie mich als römiſch-katholiſchen Prieſter. Die Wege des Schickſals ſind wunderbar."

Lazika unterbrach ſich, ehe er ſeine Erzählung kaum begonnen. Sein ausdrucksvolles Geſicht war bewegt, ſeine Augen irrten auf dem weiten Meere herum.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ich war ſechzehn Jahre alt, da ſtarb mein Vater. Ich war ſchon im Collegium und nicht mehr zum Bauer zu brauchen. Das hatte auch mein Vater gewünſcht, der trotz ſeines Standes immer noch ſtädtiſche Neigungen hatte und wollte, es ſolle aus einem ſeiner Kinder ein Kaufmann oder gar ein gelehrter Herr werden.

„Meine Lehrer riethen mir die Rechte zu ſtudiren. Ich hatte nicht viele Neigung dazu, aber noch weniger zu einem anderen Brodſtudium. Schon in der Schule hatte es mich erbittert, daß die Lehrer mich nicht in meiner Mutterſprache unterrichteten und nunmehr ſollte ich draußen im fremden Lande vollends zu einem Italiener, zu einem Wälſchen, gemacht werden. Denn Ihr wißt wohl, o Herr, daß es bis auf den heutigen Tag noch keine Gerechtigkeit gibt für unſer Volk, und daß die fremden Krämer und Eindringlinge uns auch das Letzte verkümmern, was wir noch haben — die Sprache unſerer Väter, welche einſt ein Reich beſaßen, das von dieſen Klippen bis zu den fernen Ebenen des ſchwarzen Meeres reichte."

Augenblicke für mich faſt kein Intereſſe, als Lazika unerwartet mit der Frage herausrückte:

„Haben Sie darüber nachgedacht, wie das zugegangen ſein mag, daß Sie heute Morgen eingeſperrt waren?“

„Allerdings habe ich darüber nachgeſonnen. Für mich ſteht nur feſt, daß es nicht durch ein Verſehen meiner ſelbſt geſchah. Und um auf Andere rathen zu können, dazu müßte ich vorerſt größere Kenntniß der Einwohner Ihres Hauſes beſitzen.“

„Ich will es Ihnen nicht mehr verbergen, ich bin Ihnen die Wahrheit ſchuldig: meine Schweſter Darinka hat Sie eingeſperrt.

„Ihre — Schweſter,“ wiederholte ich mechaniſch.

„Ja meine unglückliche Darinka. Sie ſtaunen? Ich werde Ihnen die Geſchichte des armen Mädchens, die durch einen Zufall in meine eigene verflochten iſt, erzählen. Ich habe es mir heute, als ich zu Ihnen zurückkam, vorgenommen, Sie damit bekannt zu machen. Es iſt zwar eine nicht ſehr außergewöhnliche Geſchichte, aber, wenn Sie das Mädchen verſtehen wollen, müſſen Sie wiſſen, was mit ihr geſchehen iſt. Sie werden ihr zu Hauſe begegnen — ich wünſche nicht, daß Sie mißdeuten, was Sie alsdann ſehen werden. Wir haben noch lange Zeit bis Mittag vor uns. Alſo hören Sie:

„Mein Heimatsort iſt ein armes Dorf auf den Küſtengebirgen Raguſa's. Meine Familie ſtammt eigentlich aus dieſer alten Republik. Einer meiner Ahnen, welcher ſchwer in die Streitigkeiten verflochten war, die ſo oft die Ruhe des Freiſtaates ſtörten, zog es, obgleich er Kaufmann war, vor, ſich irgendwo in der Nähe auf dem Lande anzuſiedeln. So wurde unſere Heimat in jenem Gebirge gegründet.

Mein Vater war Landmann, ſein Großvater und Urgroßvater waren es auch ſchon geweſen. Wir waren nicht arm, wir waren nicht reich. So viel beſaß mein Vater, daß er mich, als ich ein erwachſener Knabe geworden war, in die Schule nach Raguſa ſchickte. Meine Eltern waren griechiſch-katholiſch, wie ſich das dort von ſelbſt verſteht, und ich war es auch. Jetzt ſehen Sie mich als römiſch-katholiſchen Prieſter. Die Wege des Schickſals ſind wunderbar."

Lazika unterbrach ſich, ehe er ſeine Erzählung kaum begonnen. Sein ausdrucksvolles Geſicht war bewegt, ſeine Augen irrten auf dem weiten Meere herum.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ich war ſechzehn Jahre alt, da ſtarb mein Vater. Ich war ſchon im Collegium und nicht mehr zum Bauer zu brauchen. Das hatte auch mein Vater gewünſcht, der trotz ſeines Standes immer noch ſtädtiſche Neigungen hatte und wollte, es ſolle aus einem ſeiner Kinder ein Kaufmann oder gar ein gelehrter Herr werden.

„Meine Lehrer riethen mir die Rechte zu ſtudiren. Ich hatte nicht viele Neigung dazu, aber noch weniger zu einem anderen Brodſtudium. Schon in der Schule hatte es mich erbittert, daß die Lehrer mich nicht in meiner Mutterſprache unterrichteten und nunmehr ſollte ich draußen im fremden Lande vollends zu einem Italiener, zu einem Wälſchen, gemacht werden. Denn Ihr wißt wohl, o Herr, daß es bis auf den heutigen Tag noch keine Gerechtigkeit gibt für unſer Volk, und daß die fremden Krämer und Eindringlinge uns auch das Letzte verkümmern, was wir noch haben — die Sprache unſerer Väter, welche einſt ein Reich beſaßen, das von dieſen Klippen bis zu den fernen Ebenen des ſchwarzen Meeres reichte."

Lazika ſchwieg eine Weile vor Erregung und nur ſeine Lippen bebten. Dann fuhr er fort:

„Das Geld, was zu meiner Ausbildung vonnöthen war, hatte mein Vater gerade ein Jahr vor ſeinem Tode in Raguſa ſelbſt angelegt gehabt. Meine Mutter, eine gute Frau, war damals gegen dieſe Geldanlage, ſo wie gegen das Project, mich ſtudiren zu laſſen, geweſen. Als ſie ſah, daß alle ihre Einwendungen vergeblich waren, wurde ſie mit mir, mit ſich und dem ganzen Hausweſen, das durch den Tod des Vaters in Unordnung kam, unzufrieden.

„Da erhielt ſie von ihrem Bruder, der ſeit Jahren in Belgrad verheiratet war, und der ein ziemliches Vermögen beſaß, die Einladung, mit ihren zwei noch übrigen Kindern, meinen Schweſtern Darinka und Smilja, zu ihm, der kinderlos war, hinüber zu ziehen. Von dieſen war die eine damals ſechs, die andere drei Jahre alt. Meine Mutter nahm das Anerbieten freudig auf. Sie verkaufte ihr ganzes Beſitzthum und zog, ohne ſich um den herannahenden Winter zu kümmern, mit ihren Kindern fort, nach dem weiten Serbien.

„Damals gab es keine Dampfſchiffe, keine Eiſenbahn. Meine Schweſter Smilja, das Kind, deſſen ich mich nur dunkel erinnern kann, wurde, als ſie von Fiume aus bei kalten Regenſchauern auf ſchlechten Wegen durch Slavonien hinabfuhren, ſchwer krank. Bekümmert kam meine Mutter in Semlin an. Dort wurde ein Arzt herbei geholt, aber ſchon ſein zweiter Beſuch fand eine Leiche. Meine Mutter hatte Niemanden mehr als mich und mein Schweſterchen Darinka.“

Hier ſchwieg der Prieſter einige Augenblicke. Mit einem Seufzer ſagte er dann zu mir, indem er ſich mit der rechten Hand über die feuchten Augen fuhr:

„Ich habe noch eine Figur aus Seide zu Hause, welche die Schwesterchen machten, als ich auf der Schule war. Sie nannten dieselbe ihren Bruder und steckten ihr Honig in den Mund.“

Ich verbarg meine Bewegung nicht. Der Priester aber fuhr fort:

„Ich war unterdessen daran, auf die Universität Padua abzugehen. — Eines Tages bestieg ich eine armselige Trabacche, die mit Thunfisch beladen, nach Venedig ging.

„Neun Tage war ich auf dem Meer. Es war das erste Mal, daß ich so weit von meinem Vaterlande fort war. Ich weinte manchmal, ich schäme mich dessen nicht, ich dachte an meinen guten Vater, der jetzt unter dem steinigen Grunde meines Dorfes lag. Ich folgte im Geiste meiner Mutter, deren letzter Brief mir den Tod meines Schwesterleins gemeldet hatte. Das heißt, nicht sie hatte es gemeldet, die Frau konnte ja nicht schreiben, aber mein Oheim hatte mir Nachricht von ihrer Ankunft und dem betrübenden Falle gegeben und mir zugleich als ersten Beweis seiner Zärtlichkeit ein Sümmchen als Naschgeld mit Ermahnungen begleitet, beigelegt. Ich war allein und verlassen auf der Welt.

„Dazu der Sturm und die Seekrankheit — ich kam herabgestimmt nach Venedig. Diese weltberühmte Stadt, welche so viel des Staunenswerthen in sich faßt, war der Ort, welcher geeignet war, mich zu zerstreuen und mich die Schicksale meiner Familie vergessen zu machen. Voller Verwunderung ging ich über die Brücken und Bogen, fuhr in den Gondeln umher und schlenderte die lange Riva entlang. Staunend schritt ich die Gänge des Marcusplatzes, wo es so viel zu schauen gibt, auf und ab. Mit Entzücken hörte ich jeden Tag die schönste Musik.

„Wie war das Alles ſo ganz anders und viel größer, als in dem kleinen Raguſa! Und erſt die Kirche von St. Marcus, wie konnte ſich mit der irgend eine Kirche vergleichen, die ich bis jetzt geſehen hatte? Daß ein anderer Gottesdienſt darin war, ſtörte mich nicht, ich ſah mehr auf die vielen Bilder und da waren Heilige gerade wie in unſerer Kirche, ganz auf Gold gemalt und neben denen ſieht man Fruchtbäume und allerlei Palmen.

„Das weiß ich noch Alles wie heute. Es war das erſte Mal, daß ich in die Welt kam, es war eine traurige, aber auch eine ſchöne Zeit voll allerlei Hoffnungen, Wünſchen für mich.

„Mein Wirth gewann mich lieb. Er ging oft mit mir und zeigte mir die berühmteſten Paläſte und erklärte mir manches, was er von der Geſchichte ihrer Bewohner wußte, deren Geſchlechter ſeit Jahrhunderten ausgeſtorben ſind oder das Brod der Verbannung eſſen.

„Als ich abreiste, fuhr der Mann mit mir hinaus in die Lagunen und ſagte mir erſt am Strande von Meſtre Lebewohl. Gott ſegne ihn!

„Dort blieb ich über Nacht. Am nächſten Tage brachte mich eine Poſtkutſche nach Padua, wo wir in ſtockfinſterem Dunkel ankamen, ſo daß ich gar nichts von den vielen Straßen ſehen konnte, durch die wir hineinfuhren.

„Ich übernachtete in einem Schenkhauſe, an das mich mein gutmüthiger Wirth in Venedig gewieſen hatte.

„Meine Neugierde, die alte und große Stadt, meinen Wohnort auf mehrere Jahre, zu ſehen, ließ mich wenig ſchlafen.

„Am nächſten Morgen war ich in aller Frühe auf den Beinen. Ich durchwanderte, ſo viel ich konnte. Ich weiß

nnte und auf die Bank zuging. — Erröthend lüftete ich
r den Damen den Hut und ſah, nachdem ich mich geſetzt,
ne Weile auf die andere Seite. Die Damen ſetzten ihr Ge-
räch in flüſterndem Tone fort.

„Allmälig gewann ich mehr Muth; ich ſchaute erſt vor
ich hin auf den Sand, dann rechts nach meiner Nachbarin.
Himmel, was ſah ich! da ſaß ein Engel in Geſtalt einer
ngfrau! Ein wunderliebliches roſiges Geſicht, zwei Hände
n der Farbe des Schnees, goldlockiges, langes, ſeidenes
ar und dieſe Augen — Edelſteine in die Farbe des Him-
ls getaucht. Ihr Mund mit brennenden Lippen zuckte,
wenn er lächeln wollte, als eben ihre Begleiterin ihr
as ins Ohr flüſterte. Ach Gott, wie war mir ums Herz.

„Wenn ich für dieſe ſchöne junge Dame mein Leben
ern müßte, wenn ich ihren Dank verdienen könnte, wenn
ihr gefiele — o welche Seligkeit wäre das. Wie Schup-
fiel es mir von den Augen, was das ſei: Liebe. Wie
hatte ich dieſes Wort geleſen, wenn ich zu meiner Unter-
tung die großen Dichter zur Hand nahm, Petrarca,
oſto. Wie oft hatte ich von meinen Freunden ſagen
ört: ich habe ein Liebchen, ich bin verliebt. Ich hatte es
t begriffen. Die Bedeutung des Wortes hatte mich nicht
ührt. Ich hatte nicht recht verſtanden, warum man bei
renaden ſingen ſollte, warum man Blumen nach dem
lkone warf.

„O, hätte ich jetzt tauſend Stimmen gehabt, ich hätte
Jubellied angeſtimmt, hätte ich tauſend Gärten beſeſſen,
hätte ſie verwüſtet, um ihr den Raub zu Füßen zu legen.
war das Gefühl der Liebe, das ſich in einem Augenblick
mir entfaltet hatte.

„Ich war verliebt. Vor einer Viertelſtunde wußte ich

zu hören und die Bilder zu betrachten. Zuletzt wurde das meine einzige Erholung. Denn ich fand bald keinen Geſchmack mehr an dem Treiben meiner Freunde, von denen viele gar nichtsnutzig waren und die nichts zu thun wußten, als ihre Tage mit Tand hinzubringen. Da gerieth ich wieder in eine ſonderbare Gemüthsverfaſſung: ich wollte von meinen Freunden nichts wiſſen und ſehnte mich doch wieder nach Umgang. Hatte ich dieſen gefunden, ſo erſchien er mir leer, und die Leute, mit denen ich ſprach, kalt. Ich ſtieß die Menſchen zurück und trachtete ſie zu gewinnen — mit einem Worte, ich wußte nicht, was ich wollte.

„Bald ſollte ich über meinen Zuſtand aufgeklärt werden.

„Es war mein ſiebenzehnter Geburtstag, ein üppiger Sommertag. Ich fühlte mich an dieſem Tag gerade beſonders verlaſſen.

„Schon ſei drei Vierteljahren hatte ich nichts mehr von meiner Mutter gehört. — Meinen Freunden war ich durch mein ſonderbares Weſen entfremdet und ſelbſt meine Arbeiten waren über mein Brüten und Sinnen ſeit geraumer Zeit ins Stocken gerathen.

„Ich kam aus dem kühlen Dom und ging meiner Gewohnheit nach vor die Stadt hinaus, um dort in den Anlagen, welche mit Akazien und Weiden beſetzt ſind, auf irgend einer Bank die Friſche des Abends zu genießen. Ich fand ſie alle beſetzt, nur auf einer war noch neben einer älteren und einer jungen Dame Platz. Ich war Anfangs zu ſchüchtern, mich da hinzuſetzen, ich ging mehrmals an der Bank vorüber, in der Erwartung ſie einmal leer zu finden.

„Umſonſt, die beiden Damen blieben plaudernd ſitzen. Endlich hatte mich die Nachwirkung von der Hitze des Tages und die lange Bewegung ſo müde gemacht, daß ich mich er-

mannte und auf die Bank zuging. — Erröthend lüftete ich vor den Damen den Hut und sah, nachdem ich mich gesetzt, eine Weile auf die andere Seite. Die Damen setzten ihr Gespräch in flüsterndem Tone fort.

„Allmälig gewann ich mehr Muth; ich schaute erst vor mich hin auf den Sand, dann rechts nach meiner Nachbarin. O Himmel, was sah ich! da saß ein Engel in Gestalt einer Jungfrau! Ein wunderliebliches rosiges Gesicht, zwei Hände von der Farbe des Schnees, goldlockiges, langes, seidenes Haar und diese Augen — Edelsteine in die Farbe des Himmels getaucht. Ihr Mund mit brennenden Lippen zuckte, wie wenn er lächeln wollte, als eben ihre Begleiterin ihr etwas ins Ohr flüsterte. Ach Gott, wie war mir ums Herz.

„Wenn ich für diese schöne junge Dame mein Leben opfern müßte, wenn ich ihren Dank verdienen könnte, wenn ich ihr gefiele — o welche Seligkeit wäre das. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, was das sei: Liebe. Wie oft hatte ich dieses Wort gelesen, wenn ich zu meiner Unterhaltung die großen Dichter zur Hand nahm, Petrarca, Arioſto. Wie oft hatte ich von meinen Freunden sagen gehört: ich habe ein Liebchen, ich bin verliebt. Ich hatte es nicht begriffen. Die Bedeutung des Wortes hatte mich nicht berührt. Ich hatte nicht recht verstanden, warum man bei Serenaden singen sollte, warum man Blumen nach dem Balkone warf.

„O, hätte ich jetzt tausend Stimmen gehabt, ich hätte ein Jubellied angestimmt, hätte ich tausend Gärten besessen, ich hätte sie verwüstet, um ihr den Raub zu Füßen zu legen. Es war das Gefühl der Liebe, das sich in einem Augenblick in mir entfaltet hatte.

„Ich war verliebt. Vor einer Viertelstunde wußte ich

noch nicht, was das war. Jetzt fand ich meine Seligkeit, mein Leben, meine Gegenwart und Zukunft, mein Alles darin. Welche Gewalt hat die Liebe! Sie ist urplötzlich da, wie die Welt, als sie Gott erschuf, in aller ihrer Pracht. Es war eine selige Stunde, vielleicht die einzig glückliche meines Lebens. Der Himmel selbst hatte mir ein Geburtstagsgeschenk gemacht. Ich sah das Mädchen fort und fort an, ich achtete nicht darauf, daß sie erröthete, daß sie sich zu ihrer Begleiterin wandte. Wenn ich eines Wollens fähig gewesen wäre — ich wäre ihr zu Füßen gefallen. Ich schaute sie fort und fort an.

„Endlich erhoben sich beide. Meine blonde Geliebte trug, wie alle jüngeren Frauen Venetiens, eine schwarzseidene Mantille über den Kopf geschlagen. Als sie aufgestanden war und etwas an der Mantille eben zurecht machte, warf sie mir zwischen dem durch den Arm emporgehobenen Stück Seide und ihrem Fächer einen Blick zu, der mich um meine Besinnung brachte. Ich blieb noch eine Weile wie vom Donner gerührt sitzen. Dann erhob ich mich rasch und folgte den Beiden, welche der Stadt zuschritten. Kein Fuhrwerk, welches sich zwischen uns drängte, keine Anstauung der Menge, welche die beginnende Sommernacht auf die Straßen getrieben hatte, war im Stande, mir ihre Fährte zu verlegen. Zum Glück gingen sie langsam. Mehrmals sah ich Herren, auch einen Reiteroffizier hoch zu Roß, sie grüßen.

„Endlich blieben sie vor einem großen und alten, reich aussehenden Hause einer Gasse in der Nähe des Platzes, auf welchem die Märkte abgehalten werden, stehen.

„Die Thür öffnete sich und Beide traten ein, ohne noch einmal umgesehen zu haben. Ich war sicher, daß sie mich nicht bemerkt hatten. Ich sah mich nach einer in der Nähe

Bewegung der Hand ganz kalt geſagt hätte: „Das iſt eine Sbirrenſippſchaft!“

„Ich fuhr zuſammen. Mein erſtes Gefühl war das der empörten Eigenliebe.

„O ich kenne ſie, erſt neulich hat uns Mario etwas davon erzählt; der Vater war bei der Unterſuchungs-Commiſſion in Venedig, welche die Mailänder zum Tod verurtheilte. Da wäre mir die Tochter ſchon wegen des Vaters ſo zuwider, daß ſie ſchöner ſein dürfte, als Alles was man je geſehen oder gehört, ſie wäre mir nur um ſo unheimlicher.

„Dabei machte Carlotto eine Geberde des Abſcheues.

„Worte wie die, welche ich ſoeben vernommen, hätten zu jeder anderen Zeit ganz die beabſichtigte Wirkung gehabt.

„Ich liebte mein eigenes, theures Vaterland, das mich geboren. Wenn ich auch den Beſtrebungen nicht zugethan war, welche meine italieniſchen Genoſſen beſeelten, ſo haßte ich doch Oeſterreich nicht minder glühend als ſie. Uns Allen erſchien das Kaiſerreich ein ungeheueres Zucht- und Prügelhaus, jeder Beamte oder Offizier machte uns den Eindruck eines Büttels, eines Fanghundes, der mithelfen mußte, die Länderbeute für die Dynaſtie feſtzuhalten.

„Solchen Ideen zu entkommen, war bei der damaligen Richtung aller Köpfe unmöglich. Sie kennen den Theil Italiens, von dem ich ſpreche, ich habe Ihnen genug geſagt.

„Nun, das war aber der Zauber und der Bann des Gefühls, das mich ſo unerwartet umſtrickt hatte, daß ich kein Wort von alledem glaubte, was mir Carlotto ſagte und wozu noch der eine oder der andere beifällig nickte. Der Vater meiner Angebeteten war kein Scharfrichter, kein Helfershelfer der Unterdrücker, er konnte es nicht ſein.

„Im Gegentheile, insgeheim regte ſich Mißſtimmung,

„Die alte finstere Stadt mit ihren winkligen Gassen, war mir heute zum herrlichsten Garten geworden, in dem ich im Frühlichte eines Morgens rosige Blumen pflückte und den Gesang unsichtbarer Vögel vom Paradiese vernahm.

„Es war ein großer, ein feierlicher Abend.

„Als endlich die Lichter der Verkäuferinnen, die Laternen der Guckkastenmänner und Marktschreier auf den Straßen flackerten, eilte ich nach dem großen Café Pedrocchi, um mein volles Herz Freunden auszuschütten, an die ich seit Monaten nicht gedacht hatte.

„Die herrliche Colonnade des Hauses glänzte im Lichterschein, fröhliche Rufe und Geplauder hallten aus den tag-hell beleuchteten Räumen. Ich ging fast jeden Abend an der schimmernden Lichtfronte vorüber und ihr Anblick hatte nichts Neues mehr für mich, heute aber erschien mir der Bau wie ein festlich beleuchteter Tempel, worin ich den guten Göttern Dankopfer für unermessenes Glück bringen sollte.

„Bald hatte ich meine Freunde, von denen fast jeder älter war als ich, gefunden. Sie hatten eben zu spielen aufgehört und langweilten sich.

„Sie nahmen mich nicht ohne einige Spöttereien über die Ursachen meines Fernbleibens auf. Das schreckte mich nicht ab. Ich konnte es kaum erwarten, bis ich Gelegenheit fand, ihnen mitzutheilen, was mir begegnet war. Ich schilderte die Schönheit des Mädchens in den begeisterndsten Ausdrücken, ich pries ihren Geist, ihre Tugend, ohne davon etwas gesehen oder gehört zu haben — weiß Gott, was ich sprach und wovon ich noch gesprochen hätte, wenn nicht der meiner Freunde, dem ich am meisten zugethan war, Carlotto, mir den Arm herüber gestreckt und mit abwehrender

Bewegung der Hand ganz kalt geſagt hätte: „Das iſt eine Sbirrenſippſchaft!“

„Ich fuhr zuſammen. Mein erſtes Gefühl war das der empörten Eigenliebe.

„O ich kenne ſie, erſt neulich hat uns Mario etwas davon erzählt; der Vater war bei der Unterſuchungs-Commiſſion in Venedig, welche die Mailänder zum Tod verurtheilte. Da wäre mir die Tochter ſchon wegen des Vaters ſo zuwider, daß ſie ſchöner ſein dürfte, als Alles was man je geſehen oder gehört, ſie wäre mir nur um ſo unheimlicher.

„Dabei machte Carlotto eine Geberde des Abſcheues.

„Worte wie die, welche ich ſoeben vernommen, hätten zu jeder anderen Zeit ganz die beabſichtigte Wirkung gehabt.

„Ich liebte mein eigenes, theures Vaterland, das mich geboren. Wenn ich auch den Beſtrebungen nicht zugethan war, welche meine italieniſchen Genoſſen beſeelten, ſo haßte ich doch Oeſterreich nicht minder glühend als ſie. Uns Allen erſchien das Kaiſerreich ein ungeheueres Zucht- und Prügelhaus, jeder Beamte oder Offizier machte uns den Eindruck eines Büttels, eines Fanghundes, der mithelfen mußte, die Länderbeute für die Dynaſtie feſtzuhalten.

„Solchen Ideen zu entkommen, war bei der damaligen Richtung aller Köpfe unmöglich. Sie kennen den Theil Italiens, von dem ich ſpreche, ich habe Ihnen genug geſagt.

„Nun, das war aber der Zauber und der Bann des Gefühls, das mich ſo unerwartet umſtrickt hatte, daß ich kein Wort von alledem glaubte, was mir Carlotto ſagte und wozu noch der eine oder der andere beifällig nickte. Der Vater meiner Angebeteten war kein Spion, kein Helfershelfer der Unterdrücker, er konnte es nicht ſein.

„Im Gegentheile, insgeheim regte ſich Mißſtimmung,

ja Aerger gegen die Freunde. Sie wollen dich abſchrecken, ſie ſind eiferſüchtig — ſo unverſtändig und lächerlich raiſonnirte ich. Man ſchüttet in eine große und mächtige Flamme ein Glas Waſſer, ſie zuckt einen Augenblick zuſammen, dunkelt für einen Augenblick, bald aber iſt das Waſſer von der Glut zerſetzt und ſeine Elemente nähren das Feuer, ſtatt es niederzuſchlagen.

„Verſtimmt trennte ich mich von meinen Freunden, die ich jetzt für Selbſtſüchtlinge hielt.

„Noch lange irrte ich an jenem Abend durch die belebten Straßen. Viele, viele Mal ging ich an dem ſtolzen Hauſe vorüber und ſchaute durch die Vorhänge hinter den Balkonthüren.

„Erſt als Alles dunkel geworden war, als in dem ganzen Gebäude kein Licht mehr brannte, ſchritt ich meiner Wohnung zu. Müde und toll legte ich mich nieder.

„Es gibt Zufälle, die wenn man ſie liebt, einem an den Haaren herbeigezogen erſcheinen, im wirklichen Leben nimmt man dieſe und noch andere, viel ſeltſamere ruhig hin.

„Ich lebte, wie ich Ihnen ſchon erzählt, von dem Geld, welches mein Vater in Ragusa hinterlegt hatte. Die Summe, welche davon auf jedes einzelne Jahr meiner Studienzeit entfiel, war hinreichend, meinen Lebensunterhalt zu ſichern. Dagegen genügte ſie den Anforderungen nicht, welche die Wünſche eines Jünglings, meiſt zu eigenem Schaden, an die Quelle ſeines Einkommens ſtellen. Ich war deßhalb ſchon wenige Tage, nachdem ich in die Liſte der Studirenden aufgenommen, auf den Gedanken verfallen, es zu machen, wie viele andere, eben ſo wenig und weniger mit Glücksgütern Beſchenkte, und einen Profeſſor zu bitten, ſeinen Einfluß für mich geltend zu machen. Es gibt näm-

lich unter den adeligen Familien viele, welche ihre jungen Knaben nicht aus dem Hause lassen, sondern trachten, ihnen für die Anfangsgründe des Latein einen Lehrer zu gewinnen, wie sie auch einen Maestro für Musik und Zeichnen haben.

„Einen dazu geeigneten finden sie leicht unter den Studenten der Universität. Eine berechtigte Scheu hielt mich in den ersten Monaten ab, einen meiner Professoren dabei um seine Vermittlung anzugehen. Ich wollte erst durch fleißigen Besuch der Vorlesungen und durch Eifer beweisen, daß ich einer Empfehlung nicht unwürdig wäre. So kam es, daß ich erst ungefähr vierzehn Tage vor dem Ereignisse, welches wie ein Blitz in mein bis jetzt ruhiges und einförmiges Dasein zündete, den peinlichen Gang gemacht hatte. Mein Professor hatte mich gütig aufgenommen und mir seine Mitwirkung zugesagt.

„Als ich an dem Tage, welcher auf meinen stürmischen siebenzehnjährigen Geburtstag folgte, in die dunkle Vorhalle des Universitätsgebäudes trat, kam derselbe Professor, bei welchem ich in der genannten Angelegenheit gewesen war, eben die große steinerne Treppe herab. Er winkte mir.

„Lieber Lazika," sagte er, „gehen Sie in die Contrada di Fiori, Nummer 317; klopfen Sie und fragen Sie nach dem Herrn L. (Ich nenne ihn fortan so, Lazika gebrauchte immer das Wort: Teufel.) Sie finden ihn Nachmittags. Theilen Sie ihm mit, Sie seien der junge Mann, über den ich an ihn geschrieben." Ich dankte und ging weg.

„Wie seltsam sieht es um den Verstand aus, wenn er der Tyrannei eines Gefühles, einer Leidenschaft unterworfen ist. L. war der Vater meiner Angebeteten. Mußte nicht die Ueberlegung von einem solchen wunderbaren Spiel des Zufalles angegriffen, aufgerüttelt werden? Hatte ein solches

Zuſammentreffen etwas einfaches, alltägliches? Gewiß nicht!

„Mir aber ſchien das ſelbſtverſtändlich. Ich hatte ſeit vierundzwanzig Stunden von nichts Anderem, als dieſem Hauſe geträumt, ich ſaß neben meiner Geliebten, ich hörte ihre Stimme, ich ſah ihr ins Auge, — ich war ja ſchon lang bei ihr, mir begegnete nichts Unerwartetes.

„Es war noch früh. Die Stunden, welche noch zu verfließen hatten, bis ich L. antreffen konnte, verbrachte ich ſinnend auf meinem Zimmer. Ich hatte keine rechte Ruhe. Bald las ich, bald ging ich die kleine Stube auf und ab, dann ſchaute ich über die gegenüberliegenden Dächer hin, auf denen Aloes und Cacteen in Scherben ſtanden.

„Mir war ſo bang, mir war ſo ſelig zu Muth. Jetzt fühlte ich mich als Mann, dann wieder als ſcheues Kind.

„Ich legte mir hundertmal Alles zurecht, was ich ihr ſagen wollte — nie ſchien es mir zärtlich und beredt genug. Endlich gerieth ich auf den Einfall, ein Gedicht zu verfertigen, das meine Liebe ihr zu Füßen legte und es ihr zu überreichen, ſo wie ſich ihre Hand der meinigen näherte — meine Furchtſamkeit war zu groß, ich ließ wieder davon ab.

„Bald kam ich mir wie von hoher Begeiſterung getragen, dann wieder ganz blöd und gedankenlos vor. So wurde es Nachmittag.

„L. war ein häßlicher Mann. Eine niedrige Stirn, große graue Augen unter borſtigen Brauen, ein ungeheurer Mund und die größten Ohren, die ich je geſehen, ſo ſteht er noch heute vor mir.

„Ein ſiebenzehnjähriger Jüngling iſt kein Menſchenkenner. Damals urtheilte ich nie nach etwas Aeußerlichem und hätte ich es gethan, in dieſem Falle wäre mein Urtheil

zurückgetreten oder verſtummt, denn es war der Vater meiner Geliebten, welcher vor mir ſtand.

„Ich ſollte ſeinen achtjährigen Sohn, Luigi, im Latein unterrichten. Dieſer Luigi war, wie ich nachher ſah, das Ebenbild ſeines Vaters.

„Wir waren bald über die Bedingungen, die für mich weit über meine beſcheidenen Erwartungen hinaus günſtig ausfielen, einig. Der Unterricht ſollte, um keine Zeit mehr zu verlieren, noch an demſelben Tage beginnen und täglich fortgeſetzt werden, damit der Knabe bis zum Herbſte, der herannahte, hinlänglich vorbereitet ſei, in eine Erziehungs-Anſtalt in Mailand einzutreten, was bereits eine abgemachte Sache war.

„Wir gingen durch den Garten nach einem Hintergebäude.

„Mitten darin plätſcherte ein Springbrunnen, ſein Baſſin umfaßte ein goldenes Geländer. Daran ſtand meine Geliebte, zerpflückte eine Oleanderblüte und warf die einzelnen Blätter ins Waſſer, wo ſie, vom herabfallenden Strahl getroffen, bald untergingen, bald heraufſchwammen.

„Ah, Nina, ſieh' das iſt unſer neuer Lehrer, Herr Lazika.

„Meine Tochter, ſagte er zu mir, mit einer Schwenkung der Hand.

„Mir ſchwindelte es vor den Augen, als ich wieder klar ſehen konnte, gingen wir die Treppe in den erſten Stock des Hintergebäudes hinauf.

„Ich weiß nicht mehr, was ich Luigi an dieſem Tage lehrte, nicht mehr, wie lange ich bei ihm blieb. Als ich zurückkam, ſaß Nina auf einer Bank hart am weißbekiesten

Wege und las in einem rotheingebundenen Buche, mit Goldſchnitt. Es mochte wohl eine Gedichtſammlung ſein.

„Das führte mir meine eigenen projectirten Verſe ins Gedächtniß zurück. Sie ſah auf und grüßte mich freundlich. Ich blieb einen Augenblick ſtehen, ſchaute ſcheu auf ſie hin und ſtürzte, linkiſch mich verbeugend, davon.

„So ging das mehrere Tage.

„Nina ging im Garten umher, ſaß auf der Bank oder ſtand am Brunnen, ſchöpfte Waſſer, um ihre Blumen zu begießen — eine ſtumme Verbeugung meiner-, ein freundliches Lächeln ihrerſeits.

„Ein Sonntag brachte Abwechslung in die Sache.

„Luigi war mit ſeiner Erzieherin auf einem der Spaziergänge längs der Ufer des Bacchiglione. Sie waren, obwohl die Stunde des Unterrichtes geſchlagen hatte, noch nicht zurückgekehrt.

„Nina ſagte es mir im Garten. Luigi, meinte ſie, habe ſich mit der langſamen Dame verſpätet. „Sie wiſſen, ſie geht ſo langſam.“

„Ich erinnere mich in der That nicht, ſie je geſehen zu haben,“ antwortete ich etwas verlegen.

„O, als Sie draußen vor der Stadt ſich zu uns auf die Bank ſetzten und uns fortgehen — ſahen,“ ſagte ſie mit dem Ausdruck einer gewiſſen Neckerei.

„Das Eis war gebrochen. In fünf Minuten hatte ich etwas geradebrecht, was einer Liebeserklärung ſo ähnlich als möglich ſah.

„Sie ſchlug ein wenig die Augen nieder, erröthete leicht und zuckte die Achſeln. Mit der Spitze ihres Füßchens wühlte ſie eben eine Blume in den Sand.

„Sie fuhr fort, von der langſamen Dame zu ſprechen.

„Die Ankunft der Erwarteten erlöste uns beide.

„Ich verließ das Haus heute fieberhaft. Liebte sie mich? Liebte sie mich nicht? Diese Frage sollte sich morgen entscheiden.

„Ich brachte die ganze Nacht mit der Abfassung eines Briefes zu, zehnmal zerriß ich ihn, zehnmal begann ich ihn von Neuem. Am Nachmittage des nächsten Tages war er fertig. Die Nachtwache und die Ueberhitzung meiner Phantasie hatten mich so erregt, daß ich vor dem Gedanken, ihn selbst zu überreichen, nicht im Geringsten, selbst dann noch, zurückschreckte, als ich sie schon vor mir, am Geländer des staubenden Springquells, nachlässig gelehnt stehen sah.

„Nina, sagte ich, lesen Sie, es wird mein Leben oder mein Tod sein.

„Sie sah sich nach allen Seiten um, nahm mir das Billet aus der Hand, drohte mir mit demselben abwinkend und ging in einen Seitenweg, den Feigenbäume beschatteten.

„Mir war eine schwere Last vom Herzen gefallen, eine andere lagerte sich wieder sofort darüber. Als ich durch den Garten zurückging, saß sie auf der Bank.

„Herr Lazika, sagte sie, auf ein rosafarbenes Billet deutend, das neben ihr lag, ich habe gethan, was ich nicht hätte thun sollen, ich habe Ihnen geantwortet. Glauben Sie mir Alles, was ich Ihnen geschrieben habe. Beherzigen Sie es und dann — geben auch Sie eine Erwiederung.

Bis zu diesem Punct seiner Erzählung war der Priester, der neben mir saß, gekommen, als ich bemerkte, wie Jemand, es schien noch ein Knabe zu sein, aus der Ferne her uns zuwinkte.

Ich unterbrach Lazika, indem ich ihn darauf aufmerksam machte. Er fuhr ein wenig zusammen und sagte:

„Nun, ich will Ihnen morgen, wenn ich Sie nicht ſchon heute zu ſehr gelangweilt habe, weiter berichten. Weiß Gott, ich habe es nur meiner Schweſter wegen gethan. Ich wiederhole die Bitte, wundern Sie ſich über nichts, wenn Sie ſie ſehen, ſie redet manchmal irre.“

Ich begriff nichts von alledem.

Nachdem wir uns auf den Weg gemacht hatten, blieb der junge Menſch ſtehen und rührte ſich nicht wieder, bis wir ganz nahe zu ihm herangetreten waren. Da ſprang er Lazika entgegen, flüſterte ihm einige Worte zu und lief raſch davon, uns voran.

„Merken Sie ſich einſtweilen das, „fuhr Lazika fort, nachdem er, wie mir ſchien, einige Augenblicke mit ſich ſelbſt gekämpft hatte. „Sie hat eingepackt, Alles, was ſie beſitzt, feſt verſchloſſen und iſt der Ueberzeugung, daß Sie ſie mit ſich nehmen werden, zu ihrem Bräutigam. Sie hat ſelbſt, wie mir der Knabe ſagt, Zauberbriefe in Waſſer und Erde, Feuer und Luft geworfen, damit ihr die Elemente beiſtehen. Sprechen Sie nicht zu Gunſten ihrer Meinung, aber auch nicht gegen ſie. Sie werden mich ſpäter beſſer verſtehen.“

Als wir das obere Stockwerk erreichten, ſtand Darinka, ſie mußte es ſein, da.

Ihr ſchwarzes Haar hatte ſie mit röthlichen Citronenblüthen geſchmückt. Nie habe ich, ſelbſt unter den Geſtalten der Südſlaven, ein vollendeteres Weib geſehen. Sie trug ſerbiſche Tracht. Unter ihrer Mütze, welche der griechiſchen ähnlich war, fiel ihr Haar auf die vollen Schultern herab. Ihre Augen lachten mir entgegenkommend zu. Ihre Hand faßte die meinige und drückte ſie. Dann ſagte ſie mit ſanfter Stimme, den Kopf etwas zur Seite neigend: „Nun denn, in acht Tagen alſo gewiß?“

Lazika, welcher daneben ſtand und eben im Begriffe
weſen war, uns einander vorzuſtellen, nickte mir zu.

„Wie Sie befehlen, meine Herrin," antwortete ich,
ich verneigend.

Darinka führte uns nach einem Gemache, welches viel
rößer war, als die beiden Zimmer, die ich im Hauſe kannte.
s meinige und dasjenige Lazika's. In der Mitte ſtand
n Tiſch mit drei Gedecken, zwei niedere Sopha's zogen
h faſt der ganzen Längenwand des Zimmers entlang.

Um die Ecke eines gegenüberſtehenden elenden Hauſes
h man eine kleine Fläche Meer.

Es war hell und die Jalouſien zurückgeſchlagen.

Darinka drückte mir, während ein ſeltſames Lächeln
ı ihre Lippen ſpielte, ihr Bedauern aus, daß ſie geſtern
ht mehr im Stande geweſen war, des Bruders Gaſt, der
ch ihr ein lieber Gaſt ſei, zu bewillkommnen.

Sie befragte mich über das Ausſehen der Umgegend
n Raguſa, einer Gegend, von der ſie aus ihrer frühen
ndheit nur mehr ganz undeutliche Vorſtellungen beſaß.
m ihrer Heimath konnte ich ihr nun gerade nichts erzäh-
, denn ich war niemals dieſe Straße gekommen.

Doch wußte ich genug von dem Lande im Allgemeinen
d dem Landſtrich zwiſchen Meer und Herzegowina insbe-
dere, ſo daß ich ihre Neugierde in dieſer Beziehung be-
digte.

Ebenſo gelang es mir, ihr ein Vergnügen dadurch zu
eiten, daß ich ihr Manches von Deutſchland, von den
lkreichen Städten des Nordens, mittheilte.

Sie fuhr manchmal mit Fragen dazwiſchen, welche
ıe gänzliche Unbekanntſchaft mit allem dem verriethen,
ıs weſtlich von der Adria, nördlich von den Alpen vor-

geht. Sie ſchien in der Umgebung ihres Bruders, der als unterrichteter Mann auftrat, wenig gewonnen zu haben.

Vielleicht lag das auch in der Verfinſterung ihres Gemüthes, die ſich am deutlichſten durch Seitenblicke und Zuſammenziehen der Augenbrauen offenbarte

Etwas lachender und heiterer wurde ſie, als ich ihr die freie Lebensweiſe ihres Geſchlechtes in unſerem Süddeutſchland ſchilderte, als ich von allerlei Vergnügungen erzählte.

Dabei nahm ihr Geſicht die Miene einer Gefangenen an, der ein beredter Freund entweder von ihrer Erlöſung oder vom Leben ihrer beglückteren Schweſtern draußen in der Freiheit ſpricht.

Von Zeit zu Zeit ſchaute ſie mich verwundert, dann wieder dankbar an — ich bereitete ihr ein Vergnügen, ſo viel war augenſcheinlich.

Bald kamen wir auf Serbien zu ſprechen. Sie wußte wenig von den Wirren und dem Streben des Landes. Wie es ſchien, war der Aufenthalt, den ſie dort nach Erzählung des Bruders mit ihrer Mutter genommen hatte, für die Kenntniß ihrer Umgebung ein unfruchtbarer geweſen. Sie mußte dort ſo zurückgezogen und von der Geſellſchaft gebildeter Männer ausgeſchloſſen leben, wie es jene Sitten bedingen.

Ueber ſolchem Hin- und Herreden war allmählig Eſſenszeit herangerückt.

Ich hatte mancherlei vernommen, doch nicht das Geringſte, was mir zur Erklärung der ſonderbaren Frage hätte dienen können: „Nun denn, in acht Tagen?“

Nach der Mittheilung Gawros hatte ſie die Idee gefaßt, daß ich ſie in dieſer Friſt mit mir nehmen, ſie ihrem Bräutigam zuführen würde.

Wo war dieſer, wer war er? Lebte er überhaupt?

Während ich mich und meine Erinnerungen ſo befragte, konnte ich nicht umhin, mitunter einen Blick auf das ſchöne Räthſel zu werfen. Lieber Leſer, wäreſt Du mit mir und dem Prieſter, von deſſen Geſchichte ich eine Ahnung zu faſſen begann, an dem kleinen Tiſche geſeſſen, Du hätteſt es ſo wenig unterlaſſen, als ich. Das große Oval ihres Geſichtes, die Augen, die feingeſchnittene Naſe, deren Flügel ſich, wie in Leidenſchaft, hoben und ſenkten, die blühweißen Hände und der rührende Ton ihrer Stimme — das Geheimniß, das um dieſes Weib ſich wob, die maleriſche Tracht des Orientes, deren Glanz die jugendliche Geſtalt in einen weihevollen Rahmen faßte, o ich war nahe daran, an Lazika zu denken, wie er in der luftigen Allee vor Padua im Abendſtrahl zum erſten Mal die goldgelockte Nina erblickte. Wenn nur dieſer ſcheue Blick, das ſeltſame Zucken über den Augen nicht geweſen wäre!

Lazika ſprach wenig. Mir war's, als ob ihn die Erzählung von heute Morgen trauriger geſtimmt hätte.

Daß ihr Ende ein für ihn verhängnißvolles ſein mußte, davon gab der ſchwarze prieſterliche Rock hinlänglich Kunde.

Was mußte dazwiſchen liegen, zwiſchen dem Jüngling, der in dem Garten Nina's Briefe mit zitternder Hand entgegen nahm und dem blaſſen Manne, der hier das einſamſte Leben führte, auf einem Eilande, welches nur wenige Leute in Europa mit Namen kennen? Doch ſtille — was liegt zwiſchen mir ſelbſt, als ich in meines Vaters Garten Roſenſträuße ſammelte, um ſie bald darauf an einer geliebten Bruſt wieder zu ſehen und jetzt, wo ich neben dieſen zweien ſaß, vielleicht nicht glücklicher, als Beide!

Der Reiz, welchen Darinka, ſchön wie eine Geſtalt

Byrons, auf den Beſchauer hervorbringen mußte, wurde durch die Wirkung des Malvaſiers, den Gawra ſpendete, nicht beeinträchtigt.

Sie hob ſich für mich immer mehr und mehr aus der Umrahmung der uns Alle umringenden Gegenſtände. Sie ſchwebte mir vor, wie die Heldinnen jenes Dichters, als ich ſeine bald gluthvollen, bald ſchmerzensdunklen Verſe vor meinen Augen in Weſenheiten übertreten ließ. Es war in den Julitagen unter einem ſtahlblauen Himmel. Tief unter mir, am Grunde eines Felsabhanges, floß Deutſchlands ſchönſter Strom dahin. Ich lag im ſinnenden Mittag auf einer beſchatteten Raſenbank. Unbeweglich ſtanden Pappeln und Thuja neben mir; ſtarr und von keinem Lufthauche bewegt, ragten ihre Wipfel in das Blau. Da ſah ich ſie, die Frauen des Korſaren, des Don Juan, des Manfred, des verlangenden Child Harold, ich ſah die Pariſina. Die heißen Pulſe der Jugend wallten ihnen entgegen.

Was damals das flammende innere Auge des Jünglings ſah, das ſtand jetzt vor dem Aeußeren des Mannes. Die Größe, das Sinnliche, das Dunkle des Oſtens — hier hatte es ſich in einem Brennpuncte der Schönheit vereinigt. Und wie? War es eine Schöpfung des Malvaſia, war es das böſe Auge, das meine Vernunft verirrte? Sah ich ſie nicht in der Nacht vor mir ſtehen, die Königin des Orientes? Ja, ſie iſt es — ſie war es.

Wie mit einem Zauberſchlag wurde es mir klar: bei mir hatte ſie Hilfe geſucht vor ihrem Kerkermeiſter, vor Lazika — er mußte es ſein — vor mir hatte ſie die Hände erhoben und ich hatte in ohnmächtiger Ermüdung Alles nur im Halbtraume geſehen.

O dieſer Gedanke! — Nein doch, es iſt eitel Phan-

taſterei. Heute hatte ich Lazika gehört, wie einfach, wie ruhig er ſprach. Mit welcher Innigkeit des Mitgefühls er von ſeiner Schweſter redete, welch' trübes Geſchick auf ihm ſelbſt laſtete — nein, alles iſt Blendwerk und Trug.

Beim Caffee ſagte Lazika nach langer Pauſe zu ſeiner Schweſter:

„Darinka, frage doch unſeren Gaſt, ob er eins Deiner Lieder lieber zur Gusla oder zur Mandoline hört. Er ſitzt ſo trübſinnig da, du mußt ihn zerſtreuen.“

Darinka legte ihre Cigarrette weg und ſchaute mich an.

„Was mich betrifft,“ antwortete ich, „ich halte die Gusla wohl für eigenthümlicher, aber auch für viel weniger ſchön, zur Begleitung eines Liedes beſonders, als die Mandoline. Im Uebrigen wird mir Ihr Geſang ein hoher Genuß ſein und vereinige ich meine Bitte mit Dank gegen Sie und Ihren Bruder.“

Darinka lächelte. Leicht erhob ſie ſich, nahm eine an einer rothſeidenen Schleife hängende Mandoline herab und begann nach dem melancholiſch-tönenden Vorſpiel, welches die melodiſchen Geſänge Serbiens einleitet, folgendes Lied, während welchem ich an die Wilas dachte, die „aus weißem“ Halſe ſingen:

„Trübe fließt der Dunaj hin an Buda, *)
Drin in Buda, in dem finſtern Kerker
Lieget Grujo; unerfahrener Jüngling,
D'rinnen liegt er ſchon im neunten Jahre,
Auf der Schulter ſitzet ihm ein Falke,
Zwitſchert, daß er reiche im zu eſſen,
Dreht die Augen, ihn verlangt zu trinken.

*) Ofen.

„Wachſe, Falke, bis du ganz erwachſen,
Daß ich einſt dich ſchicken kann zur Heimat,
Daß doch du ſie ſiehſt und kennen lerneſt.“
Ihm entgegnet d'rauf der junge Falke:
„Ach, Du Grujo, unerfahrener Jüngling:
Schickſt Du mich, ich kann ſie nicht erkennen“.
Sprach zum jungen Falken d'rauf der Jüngling:
„Ach, mein lieber, theurer, junger Falke,
Dieſe ſei'n die Zeichen dir von meiner Heimat:
In der Mitt' des Hofs ein weißer Brunnen,
An dem Brunnen ſteht ein weißer Weinſtock,
An dem Stocke auch ein Baum, ein krummer.“
Flattert auf der Falk und fliegt zum Hofe;
War der Hof ſchon ganz mit Gras bewachſen,
War der weiße Weinſtock ſchon vertrocknet,
War verſiegt ſchon längſt der weiße Brunnen;
Traf drei Kukukvögel an im Hofe:
Jeden Abend ruft der erſte Kukuk,
Jeden Morgen ruft der zweite Kukuk,
Doch der dritte ruft den ganzen Tag fort.
Flattert auf der Falk und ſchwingt ſich weiter,
Und fliegt fort bis in den dunklen Kerker,
Bis hinein zum unerfahrenen Grujo.
Und er ſetzt ſich auf des Helden Schulter,
Und erzählte von den Kukukvögeln:
„Jeden Abend ruft der erſte Kukuk,
Jeden Morgen ruft der zweite Kukuk,
Doch der dritte ruft den ganzen Tag fort“.
Sprach darauf der unerfahrne Grujo:
„Der da rufet jede Nacht der Kukuk,
Iſt das Weib, das ich zuerſt einſt liebte;

Der da jeden Morgen ruft, der Kukuk,
Das iſt, Falke, meine liebe Schweſter;
Doch der ruft den ganzen langen Tag fort:
Das iſt, Falke, meine liebe Mutter".

Gawro ſchaute weg.

Ich glaube, er war ſehr bewegt.

Auch mich hatte das Lied von dem unerfahrenen Grujo gerührt. Waren doch hier zwei menſchliche Weſen, zwei Gefangene, wie ſie ſich nannten, über deren Mutter Hof Gras gewachſen, vor deren Thüre die Quelle, welche einſt der Vater, der im hohen Riedgras des Ufers ſchlief, gegraben, verſiegt war.

Das Alles hatte mich aber in den erſten Augenblicken bei weitem nicht ſo eingenommen, als die Stimme Darinka's, deren Zittern bei dieſem Geſang mit den einfachen Worten Gefühl und zwar ſchmerzlich bewegtes Gefühl verrieth.

Der Wohllaut des ſüdlichen Idioms, der leicht über die Saiten hintönende Rhythmus des Liedes machten es mir ſchwer, Dir, lieber Leſer, durch obige nach dem Gedächtniß hingeworfene Uebertragung in unſere Sprache einen Begriff von den Empfindungen zu geben, welche mich überkamen, während ich an der Geſtalt hing und ihren Tönen lauſchte. Es war der ſchönſte Augenblick meines Zuſammenſeins mit Darinka.

Lazika ließ uns ſelten oder nie allein.

Wahrſcheinlich beſorgte er, die Gemüthserſchütterung ſeiner Schweſter wahrnehmend, ſie möchte ſeine Abweſenheit benützen, um mich mit dem von ihr entworfenen Plane, den ihr der Irrſinn eingab, bekannt zu machen.

Ich weiß nicht, wie ich in einer ſolchen Probe beſtanden

wäre. Ich danke ihm insgeheim, daß er sie mich nicht bestehen ließ.

Er brachte das Gespräch gar oft auf die volksthümliche Dichtung seines Landes, auf die wilde Ader und die Farbenpracht, welche darin glühen. Er sprach selbst mitunter völlig im wunderlichen Style jener Lieder. Die steinerne Mutter Moskwa, die Falken des Kraljewitsch Marko, die Wolkenschlösser der Wilen, das waren ihm Gegenstände, wie anderen Landgeistlichen der Viehstall oder die Hantirung der Knechte.

Ueberall zeigte sich bei Gawro der Slave: mit begeisterten Worten sprach er von der Geschichte des mächtigen Serbenreiches und von den langen Kämpfen, in denen sein Volk die Welt der Christenheit gewesen war. Er haßte das Primat der italienischen Advocaten und Kaufleute über das slavische Volk des Inselandes. Dagegen hoffte er zuversichtlich auf eine Erhebung aller Serben vom Balkan bis zur Donau und zu den Klippen des Meeres gegen die feindseligen Unterdrücker.

Seine Augen funkelten, während er sprach, und wenn seine Rede die Feinde des Landes berührte, so zog es über sein Gesicht wie eine unheimliche Verzerrung, wie unauslöschlicher Haß.

Es war nach und nach Abend geworden.

Von der gestrigen Nacht ermüdet, bat ich meine Wirthe, mich zurückziehen zu dürfen. Sie willfahrten mir gerne. Ich nahm Abschied. Sie drückten mir die Hände und begleiteten mich mit Segenswünschen.

Die wenigen Augenblicke, welche mir die Dämmerung noch gönnte, brachte ich damit zu, die Dinge, die ich heute

geſehen und gehört, meinem Tagebuch anzuvertrauen. Es wurden mehr Blätter, als ich dachte.

Bald funkelte der Abendſtern, der nach dem Ausdruck des dalmatiſchen Liedes, vor den anderen Sternen wandelt wie der Schäfer vor den Schafen.

Endlich kam auch der Mond, aber er wurde bald wieder von einer Wolke verſteckt. Ich dachte an einen Geſang, mit welchem mich im Laufe des Abends Lazika bekannt gemacht hatte. An ſeinem Schluſſe hatte es geheißen: „Der Mond fiel herab und ein Kukuk klagte“.

Von dieſem Wintermonat bis zu der Zeit, in welcher zwiſchen den ſtets grünen Steineichen des Eilandes der Kukuk klagt, mußten freilich noch viele Wochen vergehen. Ich aber war lange in den Traum vom klagenden Kukuk verſunken — dem einſamen Vogel der einſamen Inſel.

Als nach einiger Zeit der Mond wieder hinter der Wolke hervortrat — ich hatte vorher zerſtreut die Kerze ausgelöſcht — bemerkte ich ein Buch, welches auf dem Tiſche lag. Die Strahlen fielen matt auf die weißen Blätter, als ich ſie aufſchlug. Ich konnte bei dieſem fahlen Scheine erkennen, daß ſie nicht bedruckt, ſondern beſchrieben waren. Das reizte meine Neugierde. Ich zündete die Kerze an und entdeckte eine Anzahl von Liedern, kleinen Begebenheiten und Märchen, die ohne Zweifel mein Wirth ſelbſt ſich entweder aus dem Munde des Volkes angelegt, oder nach manch anderer handſchriftlichen Sammlung — die wegen des Druckes der Verhältniſſe niemals in die Oeffentlichkeit kommt — zuſammengeſtellt hatte.

Nach einigem Herumblättern fiel mir eine Seite auf, deren Rand von einem langen rothen Striche eingefaßt war, als ob dadurch beſonders auf den Inhalt dieſes Blattes

aufmerksam gemacht werden sollte. Ich las es und beschloß, die Worte deutsch in mein noch aufgeschlagenes Tagebuch zu übertragen. Sie lauten:

Ein Märchen vom Helden, der uns retten wird.

In der Herzegowina war ein Mann, der feierte den Jurjew-dan*) und ging weit fort, um Wein zu kaufen, damit er den Namenstag festlich begehen könne. Hierauf kaufte er hundert Oka Wein lud sie auf und kehrte zurück. Als er durch ein hohes Gebirge (planina) zog, stieß er auf eine Höhle und da die Nacht einbrach, beschloß er in dieser Höhle zu übernachten. Aber welch' ein Wunder. Er findet in der Höhle eine Wila. Er war ein wenig erschrocken und frug sie, ob er da übernachten dürfte. Die Wila antwortete ihm: Ja. So lud er den Wein ab, setzte sich zum Feuer und frug die Wila, was sie da mache. Sie antwortete ihm, daß sie hier den Kraljewitsch Marko bediene. Als der Herzegowiner von Marko hörte, freute er sich und bat die Wila, sie möge ihm die Thüre des Gemaches öffnen, in welchem Marko sei. Die Wila öffnete ihm und da gewahrte er zuerst Scharaz**) und dann den Marko selbst, aber er hatte nicht

*) Den Tag des heil. Georg.

**) Das vielbesungene Schlachtroß des Königssohnes. Der Jurjew-dan wird auch noch durch andere Gebräuche ausgezeichnet. Morgens vor Sonnenaufgang pflegen sich die Morlaken an diesem Tage zum ersten Mal zu baden. Die Männer baden sich vorzugsweise im Bache, die Mädchen und Weiber aber tragen am Abend vorher omaja nach Hause (d. h. Wasser, welches über ein Mühlrad hingegangen ist), damit alles Böse und alle Krankheit so von ihnen weggehe und abtriefe, wie das Wasser vom Rad. In dieses Wasser legen sie allerlei Pflanzen und lassen es übernacht stehen. Am Morgen waschen sie sich damit im Garten in Mitten des Grünen. Vor dem Jurjew-

ır den langen Bart und war blind geworden. Marko
gte die Wila, was für ein Menſch da wäre. Die Wila
wortete ihm, das ſei ein Herzegowiner, der ausgegangen
um ſich zum Jurjew-dan Wein zu kaufen. Darauf ſagte
ırko zum Herzegowiner: „Komm zu mir, Bruder, und
mir die Hand, damit ich fühle, wie jetzt die Leute be-
affen ſind.“ Der Herzegowiner wollte hingehen, aber die
ila flüſterte ihm zu, er ſolle das ja nicht thun, denn
arko würde ihm ſofort die Hand zerquetſchen.

Da reichte ihm der Herzegowiner ſtatt der Hand den
olben ſeiner Flinte.

Marko erfaßte ihn und zerbrach ihn augenblicklich in
ei Stücke. Darauf ſagte er: „Oh, oh, ſo elende Leute
id jetzt auf der Welt!“ Ihm antwortete der Herzegowiner:
Im Gott, o Marko, wir haben geglaubt, Du ſeieſt längſt
ſtorben!“ Der Held antwortete ihm: „Das bin ich nicht,
ein Sohn! Aber als die Flinte in die Welt kam, habe ich
ich in dieſe Höhle zurückgezogen. Denn ich habe geſehen,
ıß die Flinte auch den größten Helden bezwingen kann
ıd ſo lange die Flinte da iſt, wird es kein Heldenthum
:ben in der Jugend. Jetzt aber werde ich bald aus dieſer
öhle heraus gehen, um die verfluchten Türken zu ver-
:chten!“

Der Herzegowiner frug: „Wann wird das ſein?“
arko antwortete: „Siehſt Du dieſes Schwert, welches ober

ın darf man auch kein Lammfleiſch eſſen, an dieſem Tage
er ſoll ein Jeder ein Lamm in ſein Haus führen. Auch ſoll
an nicht in den Jurjew-dan hinein ſchlafen, ſonſt bekommt
an Kopfweh.

Siehe Ljubić, Obićaji kod morlakah u dalmaciı.
U Zadru 1846.

mir an der Wand hängt? Es fehlt nicht mehr zwei F
breit, bis es von selbst völlig sich aus der Scheide ge
hat. Ist es aber einmal ganz heraußen, dann werde ic
Scharaz besteigen und Gott wird mir Augen geben,
ich die Türken besiege und unser Reich wieder herst
Darauf verlangte er von ihm, er solle ihm auch einen B
von seinem Wein bringen, damit er den heiligen Jurj
könne, auch habe er vierhundert Jahre lang keinen
mehr getrunken.

Der Herzegowiner brachte ihm eine Strana (fü
Oka) Wein.

Marko ergriff sie und trank sie auf einen Zug
Darauf frug er ihn, „ob er noch Wein habe."

Der Herzegowiner bejahte es und brachte ihm au
zweite Strana. Der Held trank nicht minder diese auf
Zug aus. Darauf frug er: „Wie viel Wein hast du geha
Der Herzegowiner antwortete: „Hundert Oka". D
aber rief: O, elende Welt! Was ist aus dir gewo
Dein Maß ist Betrug. Das war nicht eine Oka, gesch
hundert!"

Danach sagte er der Wila, sie solle dem Herzego
einige Ducaten geben, damit er sich noch einmal Wei
den Namenstag kaufen möge und verbot ihm bei s
Leben, er solle Niemandem etwas davon erzählen.

Der Herzegowiner aber kaufte sich abermals hu
Oka Wein, brachte ihn nach Hause und feierte sein
mensfest.

Und wisset, daß dies die Wahrheit ist, daß M
noch jetzt in jener Höhle lebt, daß er aber bald heraus
men und die Türken schlagen, sie alle verjagen und
serbisches Reich wieder aufrichten wird."

Ich muß geſtehen, daß, bevor dieſe wunderliche Erzäh-
ung in meine Hände fiel, ich an andere Dinge gedacht hatte,
s an unterdrückte Völker und den ſüdſlaviſchen Kyffhäuſer.
ie arme Darinka hatte meine Einbildungskraft weit mehr
eſchäftigt, als der Serbenkönig Lazar und Marko Kralje-
itſch mit dem treuen Roſſe Scharaz. Nunmehr aber flogen
eine Gedanken hinüber, über das Meer und ich erinnerte
mich an ein anderes Volk und ſeinen, in der großen Höhle
verborgenen Retter, an den wir in jungen Jahren geglaubt
haben. Bald aber löſten ſich alle Geſtalten in den nebel-
haften Schein des Geweſenen auf und ich entſchlief.

Der nächſte Morgen war, wie die mondhelle Nacht
vermuthen ließ, ſonnig.

Ich dachte gar nicht mehr daran, den Scoglio zu ver-
aſſen. Es war mir, als müſſe ich noch eine unbeſchränkte
eit in des ſeltſamen Prieſters Geſellſchaft verbleiben.

Schon lange vor Mittag holte er mich ab, und wir
ngen zu unſerem geſtrigen Sitze auf dem weißen Felshügel.

Die Steineichen an ſeinem Fuße rauſchten im lauen
orgenwind. Oben aber auf dem Felſen, der die Sonne
rückwarf, war es faſt heiß. Alle Blätter und Steinflächen
h und fern glänzten. Der Boden war feucht überzogen
m Dunſte des Scirocco.

„Ich will Ihnen ein Lied ſagen, Herr,“ begann La-
r, „welches Darinka oft auf dieſer nämlichen Stelle ge-
ngen hat.“

Ich nickte dankbar und der Prieſter declamirte mit
ſterer Stimme, während ſeine Augen nach dem Meere und
i Felſeneilanden blitzten:

„Müde bin ich ſchon zu ſitzen
An den Fenſtern dieſer Hütte

aufmerksam gemacht werden sollte. Ich las es und beschloß, die Worte deutsch in mein noch aufgeschlagenes Tagebuch zu übertragen. Sie lauten:

Ein Märchen vom Helden, der uns retten wird.

In der Herzegowina war ein Mann, der feierte den Jurjew-dan*) und ging weit fort, um Wein zu kaufen, damit er den Namenstag festlich begehen könne. Hierauf kaufte er hundert Oka Wein lud sie auf und kehrte zurück. Als er durch ein hohes Gebirge (planina) zog, stieß er auf eine Höhle und da die Nacht einbrach, beschloß er in dieser Höhle zu übernachten. Aber welch' ein Wunder. Er findet in der Höhle eine Wila. Er war ein wenig erschrocken und frug sie, ob er da übernachten dürfte. Die Wila antwortete ihm: Ja. So lud er den Wein ab, setzte sich zum Feuer und frug die Wila, was sie da mache. Sie antwortete ihm, daß sie hier den Kraljewitsch Marko bediene. Als der Herzegowiner von Marko hörte, freute er sich und bat die Wila, sie möge ihm die Thüre des Gemaches öffnen, in welchem Marko sei. Die Wila öffnete ihm und da gewahrte er zuerst Scharaz**) und dann den Marko selbst, aber er hatte nicht

*) Den Tag des heil. Georg.

**) Das vielbesungene Schlachtroß des Königssohnes. Der Jurjew-dan wird auch noch durch andere Gebräuche ausgezeichnet. Morgens vor Sonnenaufgang pflegen sich die Morlaken an diesem Tage zum ersten Mal zu baden. Die Männer baden sich vorzugsweise im Bache, die Mädchen und Weiber aber tragen am Abend vorher omaja nach Hause (d. h. Wasser, welches über ein Mühlrad hingegangen ist), damit alles Böse und alle Krankheit so von ihnen weggehe und abtriefe, wie das Wasser vom Rad. In dieses Wasser legen sie allerlei Pflanzen und lassen es übernacht stehen. Am Morgen waschen sie sich damit im Garten in Mitten des Grünen. Vor dem Jurjew-

Blick war ſie erzeugt, durch jenen Brief zur That geworden.

„Ich hatte kaum die Schwelle überſchritten, als ich den mir überreichten Brief auseinander riß, daß die eine Hälfte an der losgetrennten Oblate hängen blieb.

„Nina ſchrieb, wie eine Gouvernante ſchreiben würde: unſere Begegnung ſei zu flüchtig, ich gehöre einem anderen Glaubensbekenntniſſe an, ſie meine, ich ſei ein überſpannter junger Mann und bat mich ſchließlich, ſie in keine Verlegenheit zu ſetzen.

„Wenn ich mich jetzt an dieſes Schreiben erinnere," fuhr Luzika fort, „welches der Klugheit eines Rechtsanwaltes keine Schande gemacht haben würde, ſo denke ich faſt neidiſch an das Glück meiner eigenen jugendlichen Unbefangenheit, welche mich damals in dieſen kalten und widerwärtigen Zeilen nichts Anderes ſehen ließ, als die Aeußerung holder Scheu. Mich aber reizte der Brief zu erhöhter Leidenſchaftlichkeit. Ihr könnt Euch denken, was ich antwortete.

„Alle Liebe, ſagte ich, vielleicht in unbewußter Erinnerung der italieniſchen Dichter, die ich geleſen hatte, würde im Himmel vorhergeſehen. Sie entſteht beim Anblick des von Gott beſtimmten Weſens. Gott, der alle Menſchen liebt, würde es mir verzeihen, wenn ich zu einer Genoſſenſchaft, zu einer Religion überginge, die ihn auf andere Weiſe verehre. Wegen ihres Reichthums und Ranges äußerte ich mich, daß ſelbſt Königstöchter ihre Liebe einem Hirten oder ſonſt einem armen Menſchen geſchenkt hätten. Und zuletzt ſagte ich, daß ich ſie lieben würde bis an das Ende meiner Tage.

„Ich übergab ihr den Brief abermals ſelbſt, als ich durch den Garten zum Hintergebäude ging.

[illegible] Es fehlt nicht mehr zwei Finger [illegible] aus der Scheide gezogen [illegible] dann werde ich den [illegible] geben, daß [illegible] Reich wieder herstelle." [illegible] er solle ihm auch einen Becher [illegible] Wein bringen, damit er den heiligen Jurj feiern könne, auch habe er vierhundert Jahre lang keinen Wein mehr getrunken.

Der Herzegowiner brachte ihm eine Strana (fünfzig Oka) Wein.

Marko ergriff sie und trank sie auf einen Zug aus. Darauf frug er ihn, „ob er noch Wein habe."

Der Herzegowiner bejahte es und brachte ihm auch die zweite Strana. Der Held trank nicht minder diese auf einen Zug aus. Darauf frug er: „Wie viel Wein hast du gehabt?" Der Herzegowiner antwortete: „Hundert Oka". Marko aber rief: O, elende Welt! Was ist aus dir geworden! Dein Maß ist Betrug. Das war nicht eine Oka, geschweige hundert!"

Danach sagte er der Wila, sie solle dem Herzegowiner einige Ducaten geben, damit er sich noch einmal Wein auf den Namenstag kaufen möge und verbot ihm bei seinem Leben, er solle Niemandem etwas davon erzählen.

Der Herzegowiner aber kaufte sich abermals hundert Oka Wein, brachte ihn nach Hause und feierte sein Namensfest.

Und wisset, daß dies die Wahrheit ist, daß Marko noch jetzt in jener Höhle lebt, daß er aber bald herauskommen und die Türken schlagen, sie alle verjagen und unser serbisches Reich wieder aufrichten wird."

lick war ſie erzeugt, durch jenen Brief zur That ge-
orden.

„Ich hatte kaum die Schwelle überſchritten, als ich den
ir überreichten Brief auseinander riß, daß die eine Hälfte
der losgetrennten Oblate hängen blieb.

„Nina ſchrieb, wie eine Gouvernante ſchreiben würde:
iſere Begegnung ſei zu flüchtig, ich gehöre einem anderen
laubensbekenntniſſe an, ſie meine, ich ſei ein überſpannter
nger Mann und bat mich ſchließlich, ſie in keine Verlegen-
t zu ſetzen.

„Wenn ich mich jetzt an dieſes Schreiben erinnere," fuhr
zika fort, „welches der Klugheit eines Rechtsanwaltes keine
hande gemacht haben würde, ſo denke ich faſt neidiſch an
s Glück meiner eigenen jugendlichen Unbefangenheit,
lche mich damals in dieſen kalten und widerwärtigen
ilen nichts Anderes ſehen ließ, als die Aeußerung holder
heu. Mich aber reizte der Brief zu erhöhter Leidenſchaft-
keit. Ihr könnt Euch denken, was ich antwortete.

„Alle Liebe, ſagte ich, vielleicht in unbewußter Erinne-
ng der italieniſchen Dichter, die ich geleſen hatte, würde
Himmel vorhergeſehen. Sie entſteht beim Anblick des
n Gott beſtimmten Weſens. Gott, der alle Menſchen
bt, würde es mir verzeihen, wenn ich zu einer Genoſſen-
aft, zu einer Religion überginge, die ihn auf andere
eiſe verehre. Wegen ihres Reichthums und Ranges
ßerte ich mich, daß ſelbſt Königstöchter ihre Liebe einem
rten oder ſonſt einem armen Menſchen geſchenkt hätten.
ıd zuletzt ſagte ich, daß ich ſie lieben würde bis an das
ıde meiner Tage.

„Ich übergab ihr den Brief abermals ſelbſt, als ich
rch den Garten zum Hintergebäude ging.

Und zu blicken nach dem Meere,
Wüſtem Meere, weitem Felde:
Ob ſchon naht des Theuren Segel,
Ob ſchon naht des Theuren Fahne,
Ob ſchon ſchallt der Tamburinklang,
Und dazu des Theuren Lied."

In der goldenen Ruhe, die weit um uns über das todte Geſtein ſich ausbreitete, fand ich kein Wort der Erwiederung auf dieſen rührenden Ausdruck tiefen Gefühles. Solches iſt nur dem Volkslied möglich.

Wenn es aber noch eine Hinweiſung auf das Schickſal des Mädchens bedurft hätte, ſo wäre es mir aus dieſer, ſo ſeltſam raſch gebotenen Erinnerung ſeines Bruders erkennbar geworden. Gawro bemerkte, daß ich ihn verſtand. Er fuhr fort:

„Wehe dem Wald ohne Vogel und der Freundin ohne den Freund! So ſingt unſer Volk. Ich aber ſetze mit den Worten der Schrift hinzu: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei."

Mich wunderte von dieſem Manne nichts mehr und ſo nahm ich auch dieſen Ausſpruch, der mit ſeinem eigenen Gewand in ſolchem Gegenſatze ſtand, ohne Befremden hin. Er aber ſagte:

„Ich habe Euch hieher geführt, um Euch mit dem Reſte meiner Geſchichte bekannt zu machen.

„Sie bewegt mich wie noch kein anderes Erlebniß in dieſem Lande, „antwortete ich und der Ton meiner Stimme konnte ihm wohl Bürgſchaft für die Wahrheit ſein.

Er warf mir einen ſeiner unbeſchreiblichen Blicke zu und fuhr fort:

„Was iſt die Liebe? Ein Nichts! Durch einen

Blick war sie erzeugt, durch jenen Brief zur That geworden.

„Ich hatte kaum die Schwelle überschritten, als ich den mir überreichten Brief auseinander riß, daß die eine Hälfte an der losgetrennten Oblate hängen blieb.

„Nina schrieb, wie eine Gouvernante schreiben würde: unsere Begegnung sei zu flüchtig, ich gehöre einem anderen Glaubensbekenntnisse an, sie meine, ich sei ein überspannter junger Mann und bat mich schließlich, sie in keine Verlegenheit zu setzen.

„Wenn ich mich jetzt an dieses Schreiben erinnere," fuhr Lazika fort, „welches der Klugheit eines Rechtsanwaltes keine Schande gemacht haben würde, so denke ich fast neidisch an das Glück meiner eigenen jugendlichen Unbefangenheit, welche mich damals in diesen kalten und widerwärtigen Zeilen nichts Anderes sehen ließ, als die Aeußerung holder Scheu. Mich aber reizte der Brief zu erhöhter Leidenschaftlichkeit. Ihr könnt Euch denken, was ich antwortete.

„Alle Liebe, sagte ich, vielleicht in unbewußter Erinnerung der italienischen Dichter, die ich gelesen hatte, würde im Himmel vorhergesehen. Sie entsteht beim Anblick des von Gott bestimmten Wesens. Gott, der alle Menschen liebt, würde es mir verzeihen, wenn ich zu einer Genossenschaft, zu einer Religion überginge, die ihn auf andere Weise verehre. Wegen ihres Reichthums und Ranges äußerte ich mich, daß selbst Königstöchter ihre Liebe einem Hirten oder sonst einem armen Menschen geschenkt hätten. Und zuletzt sagte ich, daß ich sie lieben würde bis an das Ende meiner Tage.

„Ich übergab ihr den Brief abermals selbst, als ich durch den Garten zum Hintergebäude ging.

„Sie ſah mich neckiſch, wie gewöhnlich, an und verſchwand.

„Als ich wieder herabkam, war ſie nicht mehr im Garten. Das erfüllte mich halb mit Furcht, es möge ſie mein Brief erzürnt haben, halb mit Hoffnung, weil ich dachte, ſie möchte wohl noch mit Abfaſſung der Antwort beſchäftigt ſein.

„In dieſem Falle konnte ich mich der Freude hingeben, denn ich dachte wohl, daß eine Antwort, die ſo langer Zeit bedurfte, keine abſchlägige ſein konnte.

„Aber daſſelbe wiederholte ſich durch mehrere Tage. Ich ſah ſie nicht mehr im Garten. Endlich wurde ich unruhig.

„Am fünften oder ſechsten Tage ſtand ſie am Geländer des Springbrunnens. Sie war nicht verlegen oder überraſcht, als ſie mich ſah. Ich raffte mich zu der Tollkühnheit auf, zu fragen, ob ſie keine Antwort für mich habe.

„Darauf antwortete ſie, indem ſie mir ſtarr und gläſern in die Augen ſchaute:

„Ich dachte, Sie hätten ſich überlegt, was ich — geſchrieben habe?

„Ich ſchwieg, roth wie eine der Oleanderblüten neben dem Waſſerbecken.

„Haben Sie ſich beſonders überlegt, was ich von der — Verſchiedenheit ſchrieb, die Sie von uns trennt, Herr Lehrer? fuhr ſie fort, indem ſie einigen Goldfiſchen, die im Waſſerbecken ſchnappten, Brod zuwarf.

„Die Unterſchiede — antwortete ich ſtammelnd — ich habe keine Furcht, ich werde Sie ewig lieben, Nina!

„Sie bückte ſich, um einen größeren Brodbiſſen, der ihr beim zerbröckeln entfallen war, aufzuheben.

„Ich nahm deutlich wahr, daß ſie lachte.

„Ich konnte kein Wort mehr vorbringen.

„Beſchämt ging ich durch das Vorderhaus auf die Straße. Wie ich nach Hauſe kam, konnte ich mich nicht entſinnen. Sie hatte mich ausgelacht. Ich war arm, ein hoffnungsloſer Student und — nicht römiſch-katholiſch.

„Bei dieſem Gedanken ſtieg mir plötzlich das Blut zu Kopf.

„Wie! dachte ich, reich kannſt du nicht plötzlich werden, auch nicht mit einem Mal ein Mächtiger, aber — römiſch, das haſt du in Deiner Gewalt!

„Im nächſten Augenblicke zitterte ich. Ich dachte an den Gram, den ich meiner Mutter bereiten würde, wenn ſie erfahre, daß ich unter die Heiden gegangen war. Ich preßte die Hand auf meine Bruſt: ſie fühlte das hölzerne ſchwarze Bild der Gottesgebärerin, das mir einſt mein Vater um den Hals gehängt. Er hatte es um viel Geld von einem Juden gekauft, der es nebſt gelbem Wachs und weißem Weihrauch von einer Wallfahrt zum heiligen Berge Athos mitgebracht hatte.

„Mein Vater ſagte mir damals, ich ſolle bei allem Unglück, das mich treffen möge, meine Andacht an das Bild halten und die wunderthätige Mutter würde mich nicht verlaſſen. Welchen Zuſtand aber gab es, der ſchmerzlicher für mich war, als der, worin ich mich eben befand? Ich ſollte den Glauben meines Vaters aufgeben, der mich überaus liebt, meiner Mutter, die ich ſo lange nicht mehr geſehen hatte! Es entſpann ſich in meiner Bruſt ein böſer Kampf, aus welchem mich erſt nach vielen Stunden der Schlaf erlöſte. Ich träumte von der Kreuzfahne des König Lazar und ſah den Popen, der mich in meiner Jugend unterrichtete, goldſtrahlend am Altare ſtehen, als hätte er die Meßgewänder des heiligen Jowan an.

„Als ich wieder erwachte, ſchien die Sonne in mein Zimmer. Ich fühlte mich etwas geſtärkt, ich hatte mehr Lebensmuth als geſtern, wo ich verlaſſen in dem Schatten der Dämmerung allein dageſeſſen war. Der Glanz des Tages fachte ein neues Leben an.

„Die Größe des Opfers, welches ich ihr zu bringen genöthigt ſchien, däuchte mir im Lichte des neuen Tages geringer als geſtern im Dunkel, in welchem ſich gern der Sinn zum Innigen wendet.

„Plötzlich trieb es mich an, augenblicklich etwas zu unternehmen, was mir das Zurückweichen nicht mehr möglich machte.

„An dieſem Tage erfüllte ſich an mir, wenn auch in anderem Sinne, das Wort der heiligen Bücher: „Vater und Mutter wirſt Du verlaſſen und dem Weibe folgen.“

„Mit Selbſtüberwindung kämpfte ich jeden Gedanken nieder, der ſich noch gegen mein Unternehmen erhob. Ich wollte von nichts mehr hören. Nur ein Ziel hatte ich. Noch heute ſollte ſie aus meinem eigenen Munde vernehmen, daß ich die erſten Schritte gethan hatte, um ihr das größte Opfer zu bringen, das möglich war. Ich ſchwelgte im Voraus in dem Genuſſe dieſes Gedankens.

„Um jeden inneren Widerſpruch niederzuſchlagen, begab ich mich ins Jeſuiten-Collegium.

„Dort ließ ich mich bei Pater Euphemius, einem zu jener Zeit bekannten Kanzelredner, anmelden. Der würdige Mann fragte mich um mein Begehr. O Liebe, Du erhebſt nicht nur zu hohen Thaten, wie die Dichter ſagen, Du biſt eine Leidenſchaft, darum erniedrigſt Du deine Sclaven. So beantwortete ich die freundliche Frage, was mich bewogen habe, meiner Mutterkirche den Rücken zu drehen, mit der

ge: Es iſt meine Ueberzeugung, daß ich mich der wahren
che hingebe. Damals ſage ich, war es für mich eine Lüge;
hatte dieſe Ueberzeugung nicht. Jetzt, nach vielen Jahren,
chdem ich im Gebet und in der Sühne gerungen, hat
tt in ſeiner Barmherzigkeit ſie mir geſchenkt. Der fromme
r ließ ſich täuſchen. Er ahnte nicht, welche Wallung von
ruhe und Leidenſchaft hinter meinem glatten Geſicht auf-
d abtrieb.

„Er ſagte mir, ich ſolle noch einige Tage überlegen und
nn wieder zu ihm kommen. Er that es ohne Zweifel, um
r meine Perſon die Erkundigungen einzuziehen, die ihm
thwendig dünkten, ehe er mich in ſeinen Umgang zog.

„Jetzt hatte ich die Brücke hinter mir zerſtört. Wenn
auch nicht der Drang meiner Leidenſchaft gethan hätte,
on mein Ehrgefühl wäre zu ſtark geweſen, jetzt noch zu-
kzubleiben.

„Ich war im Taumel, ich wollte im Taumel ſein. Zum
ſten Mal ſeit ich in Padua ſtudirte, beſuchte ich Morgens
n Weinhaus. Ich verließ es erſt, als ich die Stunde
ahrnahm, die mich in Ninas Haus rief. Ich fand Gele-
nheit, ihr zuzuflüſtern, was ich gethan hatte.

„Sie ſchien es nicht zu beachten.

„Wahrſcheinlich glaubte ſie, es ſei nur ein im Wirbel
r Einbildungskraft aufgegriffener Vorſatz, mit dem ich
ich ſelbſt belöge. Ich will die Thatſache abwarten — ſo
einte ich, dachte ſie.

„Dieß Zurückſtoßen, weit entfernt, mir die Augen zu
nen und mich über die Natur meines Engels aufzuklären,
b meinem Muthe, das Begonnene weiter zu führen, neue
chwingen. Mit einer Inbrunſt, die nicht den Geheimniſſ
nſerer Religion, ſondern dem Zwecke galt, der mich

Alles antrieb, was ich dachte und that, folgte ich den Unterweiſungen des Pater Euphemius, der ſelbſt mein Lehrer geworden war.

„Mit Hingebung beſuchte ich alle Kirchen. Stundenlang betrachtete ich im Chore von Madonna dell' Arena das wunderbare Leben der heiligen Jungfrau, von Giotto's Meiſterhand den Mauern anvertraut. Wollüſtig durchſchauert ſaß ich in ihrem farbigen Dämmerſchein, ſah die leuchtenden Engelsgeſtalten auf den Bildern, ſchwamm im Meere der Stimmen und Töne, die herabfloſſen. Und doch floſſen ſie nicht herab, um meine Leidenſchaft zu beleben, ſondern zum Lobe Gottes, der die Reinheit und das Licht iſt.

„So wurde mir ſelbſt der Glaube zum Sinnengenuß, der Sinnengenuß zum Glauben. Ich athmete eine verderbliche Luft. Sie konnte Leib und Seele tödten.

„Eines Tages, an dem ich weniger aufgeregt als gewöhnlich, ſprach Pater Euphemius zu mir über die chriſtliche Tugend der Wahrheit. Ich weiß nicht, hatte ſeine Miene an jenem Tage etwas beſonders Feierliches, oder war es der Ernſt des Gegenſtandes, der aus ihm ſprach. Ich fühlte zum erſten Male, ſeit ich dieſen Unterricht genoß, eine Erregung, die einem wahrhaft ſittlichen Gefühle gleich kam. Die Täuſchung, in der ich mich ſelbſt befand und die ich auf Andere übertragen hatte, fiel mir auf die Seele. Ich gelobte mir, innerlich anders zu werden und nach außen die Wahrheit zu ſagen.

„Mein Entſchluß hielt nach.

„Als am nächſten Tage Pater Euphemius ſeine Lehrſtunde beendigt hatte, fragte ich ihn, ob er mir erlaube, ihm etwas anzuvertrauen, das mir auf das Gewiſſen drückte. Er forderte mich dazu auf. Ich erzählte ihm nun mein gan-

Verhältniß zu dem Hauſe L.'s Ich ſchilderte ihm, ſo weit es mir einem ſo würdigen Manne gegenüber gelingen konnte, meine Liebe zu Nina.

„Ich verſchwieg ihm nicht, daß ihre Forderungen es waren, welche mir zuerſt den Gedanken eingegeben hatten, in ſeiner Kirche überzutreten. Pater Euphemius ſann eine Weile nach. Dann ſchaute er mich ſcharf an und ſagte: „Mein Sohn, Du haſt geſündigt, aber es liegt in der Hand Gottes, ſich aus dem ſündigen Samen Lebendiges für ſein Reich zu erziehen. Das Vörderſte, was Du thun mußt, iſt, Dich dem Vater des Mädchens zu entdecken, zu dem Du in weltlicher Liebe entbrannt biſt, das biſt Du der Wahrheit ſchuldig. Sage ihm, daß Du ſeine Tochter liebſt. Er mag Dir antworten, was er will, ſo wird etwas daraus entſtehen: die Wahrheit. Dieſe beſitzeſt Du nicht, denn Du haſt Dich, Du haſt Andere getäuſcht. Wenn Du gehört haſt, was der von Gott berufene Anwalt ſeines Kindes von Dir und Deiner Zukunft hält, ſo wirſt Du beſſer wiſſen, worauf Du ſtehſt. Vielleicht öffnen ſich Deine Augen. Geh mit Gott!"

„Es bedurfte mehrerer Tage, bis ich den Muth fand, der Weiſung meines Seelſorgers nachzukommen.

„Mittlerweile war ſich das Benehmen Ninas immer gleich geblieben. Manchmal hatte ſie einen freundlichen Blick für mich, ſo legte ich mir ihn wenigſtens aus; meiſt aber floh ſie meine Gegenwart.

„Ich beſann mich lange, ob ich Nina vorher etwas von meinem Vorſatze mittheilen ſollte oder nicht. Ich konnte darüber nicht mit mir einig werden. Ich fragte den Vater Euphemius.

„Er befahl mir, es nicht zu thun.

„So kam denn der Tag heran, an dem ich ſelbſt di-

Looſe meiner Zukunft ziehen ſollte. Zitternd legte ich die Hand auf das Schloß der Thüre, die ins Zimmer L.'s führte. Das gebieteriſche „Herein!“ mußte mehrmals wiederholt werden.

„Sie kommen doch nicht, über Luigi zu klagen?“ herrſchte er mich an.

„Ich fand keine Worte, eine unendliche Verlegenheit mußte auf meinen Zügen zu leſen ſein.

„Ah, Sie ſind vielleicht in Verlegenheit und brauchen Vorſchuß? Nur nicht ſo zaghaft. Wieviel wünſchen Sie. Wollen Sie den ganzen Monat voraus? Bedenken Sie, etwas abzuverdienen, wofür man das Geld ſchon hat, iſt ſauer.

„Ich war wie verſteinert.

„Lange Zeit konnte ich keine Sylbe hervorbringen. Unterdeſſen ſchaute mich L. mit höhniſchen Blicken an. Er weidete ſich an meiner Befangenheit.

„Ich weiß nicht, welcher Geiſt mir endlich die unſelige Kraft eingab, das Unmögliche zu vollbringen. Der Schweiß quoll auf meiner Stirn. Ich zerknitterte meinen Hut und ſagte mit vernehmbarer Stimme:

„Cavaliere, ich liebe Ihre Tochter.“

„Eine dunkle Röthe flog über ſein fettes Geſicht hinan. Eine breite Ader ſchwoll auf ſeiner Stirne. Er ſtemmte die rechte Hand in die Seite, ſtützte die Linke rückwärts auf den Tiſch und erhob ſich.

„Ein abgebrochenes Gelächter, das wie das Wuthkeuchen eines Hundes klang, entrang ſich ſeinem dicken Hals.

„Daß doch der Teufel in das Bettelgeſindel —! Rühren Sie ſich nicht, bleiben Sie da — nicht von der

Stelle! Haben Sie Angſt, daß ich Sie auspeitſche, was ſie verdient haben, Facchino!“

„Er klingelte.

„Ein Bedienter bekam den Auftrag, Nina zu holen. Es verſtrichen mehrere Minuten, bis ſie kam. Es waren Augenblicke, wie ſie die Verfluchten der Verdammniß durchleben müſſen.

„Als ſie eintrat, machte ſie große Augen, zu ihrem Vater und — mir gerufen worden zu ſein.

„Wiederholen Sie vor meiner Tochter, was Sie ſich vorhin erfrecht haben, mir zu ſagen.“

„Ich blieb ſtumm. Auf mehrfache: Nun? von Seite L.'s wurde ich nicht kühner. Endlich trat er hart an mich heran, zog mich an dem Bruſtſaum meines Rockes und ſagte: „Ich habe Sie aufgefordert, das zu wiederholen, was Sie vorhin mir geſagt haben, und zwar laut.“ Dabei war er vom Zorn faſt übergoſſen.

„Nina, ich ſagte Ihrem Vater, daß ich Sie liebe.“ Ein erneuertes Wuthgelächter des Vaters, ein munteres Kichern der Tochter war die Antwort.

„Nina,“ ſagte der Alte, als er wieder zu ſich gekommen war, „wie kommt's, daß dieſer Bube dazu —“

„Nina ließ ihn nicht ausreden.

„Lieber Vater,“ ſagte ſie, „er dauert mich eigentlich. Ich glaube, die vielen Bücher haben ihn närriſch gemacht. Er ſchrieb mir einen Brief. Ich zeigte ihn der alten Gouvernante, die ein verſtändiges Frauenzimmer iſt. Ich bat ſie, ihn in meinem Namen zu beantworten. Ich kümmerte mich nicht, was darin ſtand, ich weiß es heute noch nicht. Ich merkte mir nur etwas, was ſie gleich anfangs ſagte, als ich ihr ſeinen Brief zeigte: von Ungleichheit des Ranges

glaube ich. Ich fragte die Gouvernante noch, ob ich ihm beim Ueberreichen etwas ſagen ſollte, es hätte mir Spaß gemacht. Sie meinte, ich ſollte ihn zu einer Antwort auffordern. Das that ich ihr zu lieb, weil ich glaubte, ſie würde ſich gern mit dem Schreiben ein wenig ihre Langeweile vertreiben. Du weißt ja, ſeit Luigi alle Tage größer wird, hat ſie wenig mehr zu thun. Ich glaube, ſie iſt ſelbſt eine alte Romannärrin. Die Beiden hätten gut zu einander gepaßt. Denke Dir, vor einigen Tagen erzählte mir Herr Lazika da gar von Jeſuiten und katholiſch werden — Gott weiß, was noch! Ich hätte nicht gedacht, daß es ſo ernſtlich bei ihm rappelt."

„Mir rannen große Thränen herab.

„Ich will Vitorelli hinter ihn ſchicken, der thut den Buben unter die Fuchtel, da lernt der Kerl Gedanken ſammeln," ſagte der Alte zu ſeiner Tochter gewandt.

„Thue das nicht, Vater. Er hat vielleicht ohnehin ſchon, ohne daß wir es wiſſen, zuviel Aufſehen mit ſeiner Narrheit gemacht."

„Dabei hüpfte ſie fort.

„Mein Schmerz verkehrte ſich allmählig in Wuth, in Raſerei.

„L. wollte mir eben den Lohn für den letzten Monat hinhalten. Er bemerkte mir dabei, daß ich ſelbſtverſtändlich heute den letzten Schritt in ſein Haus gethan hätte. Morgen, ſagte er, würde er meinem Profeſſor ſchreiben und ſich für ſeine Empfehlung bedanken.

„Ich ſchlug ihm zuerſt auf die Hand, daß die Silberſtücke auf den Steinen des Zimmers umherrollten, dann in das fette Geſicht. Darauf ſtürzte ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinab in den Garten.

„Nina ſtand lächelnd da und nahm von einem großen Geranienſtock, der auf der Brüſtung des Geländers ſtand, welke Blätter ab. Ich glaube, der Blick, mit dem ich ſie anſtierte, war entſetzlich.

„Wer wird denn die Albernheit ſo weit treiben, ſie dummer, garſtiger Menſch. Seien Sie froh, wenn Papa meinem Bräutigam nichts ſagt. Der könnte Ihnen ein Andenken ſchicken.“

„Es war das letzte Mal, daß ich meine erſte Liebe ſah.

„Zu Hauſe angekommen, brütete ich. Allmählich machte meine Wuth einem Rachegefühl Platz. Ich mußte wiſſen, wer dieſer Bräutigam war.

„Ich werde ihn vernichten, das war von nun an mein einziger Gedanke.“

„In den Städten Italiens ſind die Verhältniſſe großer Familien ebenſo allgemein bekannt, beſonders in der Nachbarſchaft ihrer Wohnhäuſer, wie in deutſchen Kleinſtädten die Gattin eines Bürgers die Kleider der Gattin des andern kennt.

„Es wunderte mich deshalb nicht, daß mir Lazika erzählte, er habe in derſelben Trattoria, in welche er am erſten Abend ſeines Zuſammentreffens mit Nina gegangen war, um den Namen des Hausbeſitzers zu erfragen, im Weiteren Folgendes vernommen: „Nina hatte ſeit einem halben Jahre einen Bräutigam. Er hieß Vitorelli, war ein Mann von ſechzig Jahren und ungeheurem Vermögen. Dieſes ſollte er ſich als Lieferant während der Expedition in Neapel Anfangs der zwanziger Jahre gemacht haben.

„Er war in der Stadt ſchon deßwegen allgemein verhaßt, weil er als eifriger Anhänger der Regierung galt.

Man schrieb ihm großen Einfluß bei Civil- und Militärbehörden zu.

„Ich hatte Alles vergessen, den Pater Euphemius, Nina, meine Zukunft — ich sah nur Eines, wollte nur Eines — Rache. Noch in der Trattoria schrieb ich an diesen Vitorelli einen Brief, in welchem ich ihn zu einem Zweikampfe auf Pistolen unter der Bedingung herausforderte, daß der Eine von uns auf dem Platze bleiben sollte.

„Ich trug ihn selbst auf die Post und ließ mir einen Empfangschein darüber geben. Dann ging ich zu einem Waffenschmiede und kaufte mir um das wenige Geld, das ich noch in Händen hatte, ein paar mächtige Pistolen. Es war zu jener Zeit in Italien streng verboten, Waffen zu kaufen oder zu besitzen, ohne sich durch einen von der Behörde erhaltenen „Waffenpaß" legitimiren zu können. Der Waffenschmied widerstand daher meinen Bitten lange Zeit. Erst als ich ihm durch meine Papiere bewies, daß meine Mutter und Schwester in Serbien wohnten und die Lüge hinzusetzte, ich würde morgen eine Reise antreten, sie zu besuchen und mein Leben lang nicht mehr nach Italien, sondern von dort durch die türkischen Provinzen in meine Heimat Dalmatien gehen, erst da entschloß er sich, wenn auch mit großem Widerwillen und unter fortwährendem Einschärfen des Stillschweigens, mir die Waffe als Vertheidigungs-Werkzeuge zur Reise durch jene unsicheren Länder anzuvertrauen. Pulver und Kugeln dagegen konnte ich nirgends bekommen; zuletzt tröstete ich mich damit, daß das Vitorelli besorgen könne, der mit den Gewalthabern auf gutem Fuße stand.

„Der Abend, die Nacht, der nächste Tag verflossen mir in Erwartung des Augenblickes, in welchem ich meinem in

den Tod verhaßten Gegner gegenüber ſtehen, wo ich ihn zur Zielſcheibe meines Gewehres würde machen können. Den ganzen Tag übte ich mich, eine Piſtole in der Hand, in der Poſitur, wie ich ſie mir bei einem Duell vorſtellte; ich ſtreckte die Hand, mit der Piſtole beſchwert, Viertelſtunden lang aus, um ſie daran zu gewöhnen, nicht zu erzittern.

„Sollte er, der alte, reiche Mann, vielleicht es verſchmähen, mir Genugthuung zu geben? Für dieſen Fall war ich entſchloſſen ihm auf der Straße eine ſolche Beleidigung zuzufügen, daß er gezwungen war, ſich mir gegenüber zu ſtellen.

„Am dritten Tage früh, klopfte es gewaltſam an meine Thüre. Ich öffnete noch ſchlaftrunken.

„Zwei Gensdarmen und ein Polizeiagent traten in mein Zimmer. Ich mußte Alles, was ich beſaß, zuſammenpacken, es wurde von dem Büttel verſiegelt. Meine Papiere, Briefe und die zwei Piſtolen nahmen die Gensdarmen beſonders mit. Auf alle meine Fragen, zuletzt auf mein Wüthen und Toben — Achſelzucken. Endlich ſagte mir der Mann, ich ſei politiſch verdächtig, es liege eine Denunciation gegen mich vor und er habe Befehl, mich nach Mantua zu bringen. Bei dem Worte Mantua lief es mir kalt den Rücken hinauf. Vergeſſen war für den Augenblick die Rache — ich dachte: Gott erhalte Dich Deiner Mutter und Schweſter.

„Vor der Hausthüre ſtand ein Wagen. Meine drei Begleiter ſetzten ſich mit mir hinein. Während wir durch die Straßen der Stadt Padua hinausfuhren, hörte ich manches Mädchen, manche Frau, wie ſie mir und den Gensdarmen nachſchauten, rufen: „Ach, der arme junge

Menſch!“ Sie aber, für die ich mein Leben, ja die Seligkeit meiner Seele gegeben hätte, ſie lachte unterdeß vielleicht mit ihrem Vater, mit ihrem Bräutigam über den verrückten Jungen, der Alles ſo „ernſt“ genommen hatte. Und dieſer Bräutigam! War er nicht am Ende der Veranlaſſer meiner Gefangenſchaft? War er nicht der Anſtifter des Elendes, das über mich hereinbrechen ſollte? Ich glaube es jetzt weniger als damals, wo ich eine ſchmerzliche Wolluſt darin empfand, ſolchen Gedanken nachzuhängen. Ich glaube es war der gegen L. geführte Schlag, der dieſen ſo entflammt hatte, daß er ſelbſtſtändig, wenn auch vielleicht unter Mitwirkung Vitorelli's, den meine Herausforderung geärgert haben mußte, die für ihn nicht ſchwierigen Schritte that, mich in's Verderben zu ſtürzen.

„Bei der Allmacht einer unſichtbaren Polizeigewalt, welche die damalige Zeit bezeichnet, war ihm, dem einflußreichen Manne, es raſch gelungen, den Jüngling ohne Freunde und Hilfsmittel zu vernichten.

„Nach drei Tagen langten wir vor Mantua an.

„Nachdem wir die Mauern dieſer ungeheueren Feſtung, welche einem Menſchen in meiner Lage wie eben ſo viele Grabgewölbe vorkommen müſſen, paſſirt hatten, hielt der Wagen. Man brachte mich in ein Bureau. Dort notirte man meinen Namen, Alter, Stand und alle übrigen Perſönlichkeiten.

„Dann hieß es: In die Kaſematte. Meine bisherigen Begleiter nahmen von mir Abſchied. Es waren freundliche Leute geweſen, ich dankte ihnen dafür. Zwei Feldjäger nahmen mich in die Mitte. Nach einem halbſtündigen Marſch über Baſteien und Brücken, durch Thore und Einläſſe kamen wir an ein großes Thor, das in einen in den Wall hinein-

gebauten dunklen Gang führte. Links und rechts waren Thüren mit Nummern. Ganz am Ende des finsteren Ganges, der durch einige Laternen beleuchtet war, stand auf einem Blechtäfelchen über einer Thür eine Nummer.

„Lieber Gott, es war ein dunkler feuchter Kerker. An den steinernen Mauern trof Wasser herab, oben hatte sich grauer Salpeter angesetzt.

„Erspart mir, Euch hier, im Anblick des Meeres, das Gemälde menschlicher Erbärmlichkeit auszuführen.

„Für mich gab es keinen Tag, keine Nacht. Das Wasser trof immer fort, die modrigen Krystalle des Salzes oben schimmerten gleich röthlich von der Ampel, ob Sonne oder Mond in der Welt droben am Himmel stand. Als man mich zum ersten Mal herausführte, sagte man mir, ich sei drei Wochen da. Ich war krank und lebensfatt. Denken hatte ich in der Luft meines Kerkerloches fast verlernt; es fehlte wenig, ich war blödsinnig. Ich wurde vor drei Männer in Uniform geführt. Einer las mir vor. Ich kann mich erinnern, daß es sich um Hochverrath handelte. Auch von verheimlichtem Waffenbesitz und Mißhandlung und Verfolgung kaiserlicher Diener wurde geredet. Doch ließ in Anbetracht meiner Jugend die oberste Behörde Gnade für Recht ergehen. Anstatt mich in einer Zelle der Sumpfveste vermodern zu lassen, wurde ich auf zwölf Jahre einem Regimente als Gemeiner zugetheilt, das damals in der Bukowina stand.

„Trotz ihrer Mahnungen wußte ich nichts über Mitschuldige auszusagen.

„Vorläufig wanderte ich in die Zelle zurück. Nach sechs Tagen wurde ich endlich dem Tageslicht wiedergegeben.

„In dem Hof einer Kaserne standen achtzehn Schicksals-

und Altersgenoſſen, die vielleicht wegen ähnlicher Verbrechen die Strafe der Eintheilung in kaiſerliche Regimenter, oder vielmehr die Gnade, zu erdulden hatten. So wurden wir zuſammen zu Fuß weiter eskortirt. Jede Mittheilung zwiſchen uns war ſtreng verboten.

„Wir waren ſechsundfünfzig Tage auf dem Marſche. Faſt an jedem der letzteren Tage blieben in den Garniſonsörtern, die wir paſſirten, einige zurück. Denn es war nicht der Wille der oberſten Gewalt, daß die Verſchwörer beiſammen bleiben ſollten. Endlich langten ich und ein Jüngling, den ich ſpäter überaus lieb gewann, in unſerem Beſtimmungsorte an.

„Ich war ſo heruntergekommen, daß Anfangs die Ruhe, die ich in der Kaſerne genoß, die Ordnung und Regelmäßigkeit, in welcher alle Thätigkeit abgemacht, nach welcher die wenigen Bedürfniſſe eines gemeinen Soldaten befriedigt wurden, mir und meinem Genoſſen wie eine Erholung vorkam.

„Bald ſollte uns das anders werden: ich wurde wegen eines leichten Fehlers, der meiner noch großen Unkenntniß des Dienſtes entſprang, zu einem Detachement verſetzt, welches in einem elenden Dorfe lag. Dadurch wurde ich von meinem unglücklichen Freunde getreunt. Während der drei Jahre, in denen ich in jenem traurigen Orte alle Oede des Kaſernenlebens durchmachen mußte, kam ich geiſtig immer weiter herab. Mein Zuſtand grenzte an Stumpfſinn und ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn nicht ein mitleidiger Hauptmann nach Verlauf dieſer Zeit meine Rückverſetzung durchgeſetzt hätte. Dort hatte ich, wenn ich auch mit den Gemeinen des Regimentes mich gar nicht verſtändigen konnte, und Offiziere wie Unteroffiziere meine An-

näherung mieden, wenigstens den Troſt, meinen Landsmann — als ſolchen betrachtete ich ihn — an meiner Seite zu haben.

„So vergingen noch fünf Jahre des Elends und der Knechtſchaft. Da war eine Kataſtrophe, die meinem Geiſte, wie meinem Körper eingegraben bleiben wird, die Veranlaſſung zur Befreiung.

„Man hatte mir etwas als groben Fehler angerechnet; eine Bagatelle, ich will Sie damit nicht langweilen. Der erſt vor Kurzem angekommene neue Oberſt erkannte auf Gaſſen — das heißt Spießruthenlaufen. Mehrere Offiziere hatten den Muth, ſich für mich zu verwenden, es half nichts. Es wurde geſtattet, daß man mir Handſchuhe über die Schultern legte, damit ſie weniger zerfleiſcht wurden. Noch höre ich das eintönige Geheul der Trommeln, welche unabläſſig gerührt wurden, bis ich niederſank. Nach einigen Gängen brach ich zuſammen. Von den mir zugedachten Hieben, wurde mir jedoch keiner geſchenkt. Ohnmächtig wie ich war, wurde ich auf eine Bank gebunden. Die Soldaten mußten ſo oft an mir vorübergehen, als ich es noch an ihnen hätte thun ſollen, und mußten mich mit Gerten ſchlagen. Hier“ — ſagte Lazika mit unheimlicher Geberde ſeinen ſchwarzen Rock am Aermel zurückſtreifend — „ſehen Sie!“

Ich erblickte Narben, die wie bläuliche Nattern über den Vorderarm ſich dahinſchlängelten.

„So iſt mein Leib“, ſagte Lazika. „Welche Eindrücke die Geißelung meiner Erinnerung — doch nein,“ ſagte er hinzu, „Gott iſt die Liebe!

„Ich lag mehrere Wochen fiebernd im Lazareth.

„Kaum war ich hergeſtellt und konnte ohne zu große Schmerzen wieder Gewehr und Torniſter tragen, ließ mich

der Oberſt zu ſich kommen und eröffnete mir, ich ſei durch die Gnade Seiner Majeſtät trotz meiner Unwürdigkeit, von der ich erſt neulich ein Exempel gegeben, des Militärdienſtes entlaſſen und könne mich nach Hauſe begeben.

„Ihr habt wohl ſchon ſagen gehört“, fuhr Lazika fort, „daß auf Gefangene, die über eine beſtimmte Zeit hinaus im Kerker feſtgehalten werden, die Ankündigung der Freiheit oft nur wenig Eindruck hervorbringt. Iſt eine Reihe von jammervollen Jahren vorüber, ſo befindet ſich der Elende in einem ſolchen Zuſtande, daß er nicht plötzlich — ſei es auch durch Verkündung — hohen Glückes — ſondern nach und nach zur Theilnahme angeregt werden muß.

„Die Springfeder iſt gebrochen. Auch bei mir war ſie vernichtet.

„Mein erſtes Gefühl war ein ſchmerzliches über die Trennung von meinem Freunde, dem die Thränen in den Augen ſtanden, als ich ihm mein „Glück“ ankündigte. Unſer Abſchied war herzzerreißend — ich habe ihn nicht mehr geſehen. Jetzt ruht ſein gequälter Leib wahrſcheinlich längſt in der ſcythiſchen Erde. Gott, deſſen alle Erde iſt, wird auch ihn in ſeinen Händen tragen.“

Ueber die Wange des armen Prieſters rann eine Thräne. Das alte Meer rauſchte ſein Amen dazu herauf.

Er ſchwieg eine Weile und ich ſchaute tief bewegt hinaus in den endloſen Himmel, in die Sonnenſtrahlen, die durch das dunkle Oellaub zu Füßen des Hügels auf die braune Erde fielen und auf die fernen blauen Felsrücken des ſelig glänzenden Meeres. Dann fuhr er fort:

„Das Werk, welches Pater Euphemius zu Padua begonnen, das meine Leidenſchaft und die folgenden Schickſale unterbrochen hatten, war in der Vereinſamung des

mden Landes herangereift. Müde richtete ich meine licke nach oben — hier hatte ich nichts mehr zu finden. h ſelbſt ein Mühſeliger, wollte mich dem Berufe widmen, : Mühſeligen zu tröſten. Ich beſchloß, Prieſter zu werden.

„Vorerſt wollte ich noch meine Mutter und Schweſter jen, von denen ich als Soldat manchmal Briefe erhalten tte. Sie waren noch in Belgrad. Arm wie ich war, machte) mich durch Siebenbürgen und das Banat zu Fuß auf n Weg.

„Ich kam bis Orawizza. Dort bemächtigte ſich ein ieber meines Körpers, der durch die Anſtrengungen ent- äftet war.

„Ich lag lange in einem Spital.

„Meiner Mutter wollte ich, um ihr nicht das ganze lend aufzudecken, nicht ſchreiben.

„Wohl aber hatte ich mich in Raguſa erkundigen laſſen, ie es mit dem Reſte meines Vermögens ſtehe. Es war ch da. Der Kaufmann, der es verwaltete, theilte mir mit, freue ihn, wieder etwas von mir zu hören. Er hatte mich t acht Jahren für verſchollen gehalten. Es mußten alſo e Briefe, die ich während meiner Dienſtzeit in dieſer An- legenheit geſchrieben hatte, unterſchlagen worden ſein.

„Endlich kam ich in Belgrad an. Unſer Wiederſehen ırde getrübt durch das Erſtaunen meiner Mutter, mich abgehärmt wiederzuſehen.

„Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte reiste ich, n Segenswünſchen begleitet ab. Zuerſt beſuchte ich meine eimat — dann ging es dem nur von Gott angewieſenen uen Berufe zu. Ich meldete mich zur Aufnahme in das ieſterſeminar zu U. Sie wurde mir gewährt.

„Als ich bei einbrechender Dämmerung die lange Allee

von Trauerweiden, die zu jener maleriſch am Fuße der Alpen gelagerten Stadt führt, mit den ermüdeten Pferden langſam hinfuhr, traten mir die Schatten, die ſich auf die Erde zu legen begannen, wie entſchwundene Geſtalten meines Lebens vor die Seele. Mein Vater, meine Freunde, meine — nein, ſie war es nicht! ſie winkten mir entgegen. Mich aber ſchleppte der Wagen immer näher und näher dahin, wo das Nothwendigſte, das Vergeſſen des Vergangenen und das Hoffen auf das Zukünftige war.

„Was ſoll ich Euch von den vier Jahren, die ich in jenen Mauern zubrachte, erzählen? Ich war in der That allem Irdiſchen entfremdet.

„Als ich zum Prieſter geweiht war, hatte ich an meinen Oberhirten nur eine Bitte: die, mir ein Seelenſorgeramt in der allergrößten Abgeſchiedenheit zu gewähren. Er ſchickte mich auf dieſen Felſen. Die Ueberlieferung erzählt, daß die Kreuzfahrer, aus dem heiligen Lande zurückkehrend, hier ihre Ausſätzigen ans Land brachten. Hier bin ich, hier bleibe ich, hier halte ich mich ſelbſt gefangen. Das Meer, das dieſe Inſel umrauſcht, führt zwar hinaus in die Welt — aber es führt zu Menſchen, das heißt zu Elend. Hier lebe ich in meiner Beſchränktheit ruhig meine Tage fort. Ich arbeite für den Herrn, was ich kann, ich unterſtütze und tröſte die Armen, welche unſer Eiland bewohnen, wie es mir mein Amt auferlegt. Dein Reich komme! Das iſt mein tägliches Gebet. — —“

Lazika verſtummte. Wir ſtanden auf und ſchritten langſam über den Hügel unſerem Hauſe zu. Oft blieben wir ſtehen und ſchauten über die Rosmarinbüſche des Geklippes ſtillſchweigend hinaus auf die weite See. Dann lenkten wir wieder, jeder in ſeinen Gedanken verſenkt, unſere

…tte weiter. Wir hatten nicht ein Wort geſprochen. Oft …ir die Frage nach Darinka auf der Zunge, doch war …as Schweigen dieſes Mannes ehrwürdig.

Als wir zu Hauſe bei Tiſche ſaßen, ſagte das ſchöne …chen:

„Ich freue mich, was Luigi ſagen wird, wenn er …wieder ſieht. Wenn ſie ihm nur nicht geſagt haben, …ich irrſinnig bin, die böſen Menſchen. O, wenn ich ihn …, ich wäre wieder klug. Wie werde ich ihn zanken, daß …mich nie beſucht hat! Er wird glauben, ich ſei böſe! O …wenn er es dann ſo recht meint, ſo werde ich ihm um …Hals fallen".

Ein durchdringender, ſtarrer Blick Lazika's hemmte ſie …mitten ihrer Rede. Sie ſchlug die Augen nieder, klopfte …der Gabel auf den Teller, wie ein Kind, und fragte mich, …ich heute geſchlafen hätte.

Ich antwortete Anfangs, durch ihr Benehmen ver…wirrt, etwas linkiſch. Bald aber knüpfte ſich das Geſpräch …lebendig, wie geſtern, an. Sie ſang wieder Lieder, erzählte …mir Geſchichten und Abenteuer von den Ufern der Neſſawa. …Auch ich wurde mittheilſam, ich ſprach ihr von meinen Freunden und von meiner Heimat. Sie faßte Alles leicht und beluſtigte ſich. Von Zeit zu Zeit nur wurde ihre Miene etwas düſterer. Dann ſchielte ſie nach Gawro und ſchaute auch mich wie fragend an.

Wir trennten uns ſpät. — —

Am nächſten Morgen, der wieder in wunderbarer Klarheit über dem ſüdlichen Lande leuchtete, führte mich Lazika, ernſt geſtimmt, nach einer anderen Richtung. Wir gingen lang ohne zu ſteigen am Ufer des Meeres fort. Endlich bogen wir ein. Wir ſtanden vor einer kleinen

Schlucht. Ich ſah über einem weißen Stein eine Rebe, die ſich um eine Föhre ſchlang, wie auf dem Grabe des leider berühmten Galio Tomitſch.

Auf dem Steine aber ſtand geſchrieben: mojoj majci (meiner Mutter.).

Ich begann den Zuſammenhang zu faſſen.

„Hier habe ich“, ſagte Lazika, „meiner Mutter ein Kenotaph errichtet. Sie ſchläft freilich weit fort an der Donau, aber mir iſt es, als ob ſie hier läge. Es iſt mein liebſter Spaziergang, meine ſchönſte Erholung. Ich glaube, fuhr er weicher fort, ſo ſollte es jeder Menſch halten. Die Stätte, wo der ſchläft, der ihn am meiſten geliebt hat, und ſei es nur eine angenommene, nur ein Ort der Erinnerung, wie dieſe, ſollte eines ſeiner größten Heiligthümer ſein. Die Rebe, die ſich um den Baum ſchlingt, iſt ein Sinnbild der Liebe. Weht mich ja doch hier ein Hauch des einzig wahren und ewigen Geiſtes an — der Odem der Liebe.“

„Ich wußte nicht, daß Ihre Mutter todt ſei“, warf ich nach einigen Augenblicken dazwiſchen.

„Sie ſtarb im zweiten Jahre, das ich im Prieſterſeminar zubrachte. Sie hat die Leidensgeſchichte ihres Sohnes nie erfahren.

„Ich war ſchon drei Jahre auf dieſer Inſel, da ſchrieb ich meiner Schweſter, die noch immer beim Onkel in Belgrad wohnte, was mit mir geſchehen war.

„Ich theilte ihr mit, daß ich katholiſcher Prieſter auf dieſer Inſel ſei, und bat ſie, die weite Reiſe nicht zu ſcheuen und mich einmal zu beſuchen, denn ich ſei zu vereinſamt und ſehne mich, wieder eines der Meinigen, deren letztes ſie war, zu ſehen.

„Nach vier Wochen kam das Kind hier an. Sie er-

wähnte kein Wort von meinem neuen Glauben, meinem neuen Stande.

„Sie freute sich über mein Haus, meine Einrichtung und versprach mir, während ihres Hierseins eine gute Hausfrau spielen zu wollen.

„Das dauerte so mehrere Tage, während welcher Zeit ich oft über das Unrecht nachdachte, das ich beabsichtigte, indem ich wünschte, sie längere Zeit um mich zu behalten. Ein junges Mädchen dieses Alters darf nicht in einem Kerker wohnen, wie ich, der ich mit dem Leben abgerechnet habe, so dachte ich mir. Ihre Bestimmung ist Gattin und Mutter zu werden — und sie dieser entgegen zu führen, dazu war hier keine Möglichkeit.

„Ich begann, an Trennung und Geschiedensein gewöhnt, bereits wieder an Mittel zu denken, wie sich diese meine Absichten verwirklichen ließen, als sie mir eines Tages erröthend anvertraute, sie habe einen Bräutigam. Sie habe mit den Verwandten des Onkels öfter Bälle besucht, welche die Offiziere zu Semlin veranstalteten. Dort habe sie ihren Geliebten kennen gelernt, der noch sehr jung, aber reich und so liebenswürdig sei, daß keine Gewalt der Erde mehr sie werde von ihm abspenstig machen. Auch er liebe sie innig. Er habe eben jetzt nach Italien, seiner Heimat, geschrieben, um die Zustimmung seiner Eltern zu erlangen. Er habe durchaus nicht haben wollen, daß sie ihren Bruder besuche, und habe sich erst bei ihrem festen Versprechen, bald wieder zurückzukehren, beruhigt.

„Darauf ging sie fort. Sie zeigte mir einen Brief, er war voll der glühendsten Liebesversicherungen.

„Ich las die Unterschrift: Luigi L.

„Der Brief entfiel meinen Händen. Ich war starr vor

Entſetzen. Herr, Dein Gericht iſt unbegreiflich! Mein ehemaliger Zögling — der Sproſſe eines verfluchten Geſchlechtes, der Bruder — ich konnte nicht mehr, ich war ohnmächtig.

„Die Thränen Darinka's, welche auf meine Stirne fielen, erweckten mich. Sie ſchluchzte.

„Was habe ich dir gethan, mein Bruder? O, ich Unglückliche!

„Ich tröſtete ſie mit einer Lüge. Ich ſagte, es überkämen mich öfter Anwandlungen ſolcher Schwäche. Darauf verſprach ich ihr, Ferneres über die Sache mit ihr zu verhandeln, und ging auf meine Kammer.

„Der Bruder einer Nina ſollte des reinen Herzens Darinka's würdig ſein? Nimmermehr! Dieſe Brut kann nur Unheil bringen.

„Ich rang die ganze Nacht mit mir ſelbſt. Der Abſcheu vor den Verräthern kämpfte in mir mit dem Streben nach dem Glück des einzigen Weſens, welches mir auf der Welt noch am Herzen lag. Der Streit war ſchrecklich — endlich ſiegte die Selbſtverläugnung.

„Gott hat vielleicht gewollt, daß der Bruder durch Liebe ſühnt, was Vater und Schweſter durch Bosheit geſündigt haben, ſagte ich zu mir ſelbſt.

„Jetzt ſprach ich mit Darinka.

„Ich ſagte ihr etwa Folgendes: Das unſtäte Leben eines Soldaten ſei weniger geeignet, häusliches Glück zu gründen, als eine andere Lebensſtellung. Ich würde aber Alles aufbieten, um ſie zu unterſtützen. Darauf ſtellte ich ihr die eigene Unerfahrenheit vor und ſchloß damit, daß ich die Hilfe, die ich ihr bieten werde, vor meinem Gewiſſen erſt

verantworten könne, wenn ich Weiteres über ihren Bräutigam würde erfahren haben.

„Sie lächelte und gab ſich zufrieden. —

„Drei Monate ſpäter hatte ich die Gewißheit in den Händen, daß Luigi ein würdiger Sproſſe ſeines Hauſes war.

„Eines Abends that ich den verhängnißvollen Schritt und legte Darinka die drei Briefe vor, die ich von verſchiedenen Leuten zu Semlin über ihn erhalten hatte.

„Der Inhalt dieſer Briefe brachte keine Wirkung auf Darinka hervor. Sie erklärte Alles für Verleumdung und Neid. Sie ſagte, jener Mann, welcher den peinlichſten der drei Briefe geſchrieben, gönne ihr das Glück, Luigi zu beſitzen, nicht, weil er ſelbſt eine Tochter habe.' Vergebens ſtellte ich ihr vor, daß ich von einem Verlöbniß, von ihr und allen dieſen Dingen nicht eine Zeile erwähnt hätte. Sie wendete dagegen ein, dieſe Leute wüßten Alles und ich ſei der Betrogene. Dabei wurde ſie leidenſchaftlich und endlich gelobte ſie, niemals von dem Verleumdeten laſſen zu wollen.

„In dieſer Noth glaubte ich, ihre Rettung darin zu finden, daß ich ſie in die Familiengeſchichte dieſes Menſchen in ſo fern einweihte, als ſie mit meinen eigenen traurigen Schickſalen verflochten war.

„Ich hoffte, damit zuerſt einen gewaltigen Sturm, ſodann Gleichgiltigkeit hervorzubringen. Es war ein gewagtes Mittel, aber das letzte.

„Eines Abends nun erzählte ich ihr mein eigenes Leben von dem Tage an, an welchem ich im Baumgange zu Padua die Schweſter zum erſten Mal geſehen, bis zu dem, an welchem ich im Kaſernenhofe mit Ruthen gepeitſcht wurde.

„Ich konnte Darinka nur am Anfang dieſer Erzählung anſehen.

„Von dem Augenblicke an, in welchem ich meine Verjagung aus L.'s Haus berichtete, ahnte sie die schreckliche Entwickelung. Mit aufgerissenen Augen, mit athemlosen Lippen saß sie da — eine Bildsäule des Entsetzens.

„Ich hatte ausgesprochen und sie starrte mich noch immer an.

„Plötzlich legte sie ihren Kopf auf das Kissen des Divans. Ein langes Schluchzen — dann rannen die Thränen unaufhörlich. Ich war in Verzweiflung — es reute mich Alles, was ich gethan hatte.

„Die Krankheit ihrer Liebe war geheilt, aber das brennende Eisen war zu tief gedrungen.

„Als sie von den Mägden in ihr Bett getragen wurde, hörten diese sie murmeln: „Du hast nicht gewollt, o Gott!"

„Als ich am nächsten Morgen aus der Kirche zurück kam, stieg sie eben die Treppe herab. Sie umarmte mich und dankte mir, daß ich sie so glücklich gemacht habe. Sie lachte wie ein Kind.

„Mir wurde es unheimlich zu Muth. Ich sah sie genauer an und gewahrte jenen scheuen, seitwärts gewandten Blick, den Sie bemerkt haben werden. Sie war wahnsinnig.

„Nur dreimal sah ich ein Bewußtsein, eine Erinnerung an den Unglücklichen in ihr aufleuchten, der den Grund ihres Verhängnisses gelegt hat. Es war jedes Mal, so oft mich Fremde besuchten. Sie sind der Dritte. Von diesen glaubt sie, sie führten sie ihrem Bräutigam zu. Von einem meinte sie sogar, er sei von ihm nach ihr geschickt.

„Sie sperrte Sie ein, damit sie während Ihrer Anwesenheit Zeit gewönne, ihre Hochzeitsausstattung, wie sie es nennt, einzupacken.

„Sie will mit Ihnen zu Luigi, der in der Blüthe der

Jugend geſtorben iſt. Hätte ich manchen Regungen meiner Schwäche nachgegeben, ſo wäre ſie jetzt mit ihm verloren, an Leib und Seele verloren. Ein einziger Blick von mir bändigt ſie. Ich weiß nicht, wie das iſt, aber dann ſcheint ſie irgend ein unbeſtimmtes Gefühl ihres Irrſinns und der Nothwendigkeit des Gehorſams zu überkommen. — — —“

Ehe ich am nächſten Abend das Felseiland verließ, waren Gawro, Darinka und ich zu einem Abſchiedsmahle verſammelt. Hell funkelten die Kerzen in den Wein, den bei dieſer feierlichen Gelegenheit Silberbecher faßten.

Darinka war heiter und ſchien nicht an ihren Luigi zu denken.

Wir beide ſchwiegen. Ich glaube, jeder von uns ſann darüber nach, wie alles Leben ewiges Kommen, ewiges Verabſchieden iſt. Die Fluth der menſchlichen Beſtrebungen hatte uns an einander geführt. Ihn ließ ſie hier zurück, mich trug ſie weiter.

Als ich ſieben Jahre ſpäter wieder an einem Januartage nach Lazika und ſeiner Schweſter fragte, wies man mich nach der niedrigen Mauer des Kirchhofes. Hart an dieſer befindet ſich ihr Grab. Es iſt ein Roſenſtrauch darauf gepflanzt, der zugleich Knospen, Blüthen und rothe Früchte trägt, als ſollte dadurch das wandelloſe Leben inmitten der Vergänglichkeit angedeutet werden.

Zwei Kreuze ohne Inſchrift bezeichnen die Stätte. Rings herum auf der rothen Erde wuchert der blaublüthige Menthaſtrauch.

So viel hat ſich dort in ſieben Jahren geändert.

Gerade ſo aber wie damals ſchlug die tiefgrüne Welle an den gelben Kalk der jäh abfallenden Küſte. Gerade ſo veilchenroth glänzten die Gebirge des Feſtlandes im Abend-

ſtrahl und, nachdem ſie ſchneebleich geworden waren, ſchien die ewige Meerfluth den vielfarbigen Schimmer in ſich aufgenommen zu haben, welcher jene nach kurzem Verweilen verlaſſen hatte.

Fünftes Capitel.

Dalmatiſche Landſchaften.

Wenn man längs des „Canales von Zara“ zur alten, halb in Trümmer verwandelten Biſchofsſtadt Nona nordwärts wandert, geht man nahe der Stadt durch Olivengärten und Getreidefelder, in weiterer Entfernung aber durch Haiden, auf welchen Büſche ſtehen, die den Hirtenknaben nicht bis zur Hüfte reichen und über welche die wolligen Rücken der Schafe überall hinwegſchauen.

Manchmal lodert eine hohe Flamme, bei welcher die Schäfer, unbekümmert um die Gefahr eines Brandes, ihr Mahl kochen, über das vergilbte Laub oder über die grünen Nadeln der Wachholderſtauden empor. An noch mehreren Stellen aber zeigen die verkohlten Ueberreſte von Büſchen und zuſammengetragenen Zweigen die Zahl der geſelligen Feuer an, welche vor kürzerer oder längerer Zeit an der Zerſtörung des ſpärlichen Wuchſes arbeiteten.

Wohl ſteht, der eine vom anderen durch weite Entfernung getrennt, noch hie und da ein höherer Buchenſtamm über dem niedrigen Nachwuchs. Doch iſt ſelbſt dieſes Ueberbleibſel aus einer Zeit, in welcher der Steinboden noch reichlicher beſchattet wurde, nur ein trauriges Denkzeichen.

Nicht nur die gelbe Straße durchzieht das weite Ge-

filde, ſondern auch zahlloſe Wege zwiſchen den Gärten und Weideplätzen, zwiſchen dem Geſtrüpp und den offenen Trümmerhalden.

Die meiſten dieſer Wege ſchlängeln ſich zwiſchen Mauern von loſe aufeinander gelegten Steinen hin, welche aus den Pflanzungen hinter ihnen zuſammengetragen worden ſind. Auf dieſe Wege werden alle Steine hinausgeworfen, welche der Landbebauer von ſeinem Grunde entfernt. Es iſt deßhalb nirgends ein mühſeligeres Gehen, als innerhalb ſolchen Gemäuers, an welchem ſich, um den engen Pfad noch ſchwieriger zu machen, in üppiger Fülle Dornhecken angeſiedelt haben.

Es iſt in dieſen Hohlwegen zwiſchen den Mauern überall der nämliche Anblick. Vor uns die grauen Steinhaufen, hinter ihnen der Oelhain und über ihm das Weiß der Gebirge.

Wir kommen an einem Dorfe vorüber. Es iſt ein Feiertag. Auf einem großen Steinhaufen neben der Kirche ſitzen die weiß und roth gekleideten Weiber und auf dem ſchmutzigen Boden nebenan tanzen Dirnen in bunterem Gewande den einförmigen Kolo. Dabei ſtoßen ſie ein wüſtes Geheul aus, welches einer ununterbrochenen Wehklage gleicht, die aus nächtlicher Ferne in unſere Ohren dringt.

Wieder einige Schritte weiter iſt weißes Stroh über den Boden hingeſtreut, welches den armen Thieren des dürren Landes vielfach das Heu erſetzen muß, wovon ſie in waſſer- und triftreichen Gegenden genährt werden. In dieſem Stroh wühlen Rinder, Schweine und Hühner einträchtig umher.

In ziemlicher Entfernung, von der Straße oſtwärts, liegt ein Süßwaſſerſee, deſſen Ufer zwiſchen gelbem Röhricht

verſumpft ſind. Rings um ihn her dehnt ſich ſchon endlos die Steinhaide aus, nur von Schafen belebt, welche in dem ungeheuren Revier hin- und herwandernd die kurzen Halme zwiſchen den Felſen aufſuchen.

Beſonders wird dieſe Oede noch durch das hohe Grenzgebirge verdüſtert, welches mit ſeinen grauen und des Pflanzenwuchſes entblößten Abhängen wie eine unbewegliche Gewitterwolke den Geſichtskreis verhüllt.

Vor uns ſteigt der Boden ſanft zu weißen Steinkuppen an, über deren Rundung der ſchwarzblaue Scirocco-himmel aufliegt. Keine Bewegung weit und breit — nur ein Schifflein auf dem dunklen Meere, die Rufe der Hirten in der Ferne.

Das einzige Leben auf dem weißen Grunde, ſo weit das Auge reicht, iſt das Gras, welches auf der Straße wächst. Sonſt regungsloſe Wüſte. Ein Gegenſtand ſchimmert noch weißer, als das Steinfeld: es ſind die Trümmer eines fernen Hauſes, die in der Sonne glänzen, und die einzige Unterbrechung der blendenden Wüſtenfarbe iſt der ungeheuerliche Schatten des Wanderers, welchen die niedrige Winterſonne über die Steine hinwirft.

Wenn man eine ſolche Wüſte durchwandert hat, dann erfreuen ſelbſt die dürren, raſchelnden Büſche wieder das Auge. Welche Schrecken mag eine Sommerreiſe durch dieſe waſſerloſe, flammende Oede bieten!

Ich erinnere mich eines Tages, an welchem die Haide vor Nona ein Bild darbot, welches in ſolcher Erhabenheit nur entſtehen kann, wenn das Auge mit einem Blick drei erhabene Dinge, das Meer, das wüſte Land und das hohe Gebirge zu umfaſſen vermag.

Es war Abend und über den ſchwarzen Scoglien von

estrugu, Melada und Isto hatte sich ein unabsehbares ebirge von goldigen Wolkengipfeln angehäuft. Sonst ır der weite Himmel überall von Gewitterwolken über= zert und der hohe Zug der dinarischen Alpen konnte nur manchem rosarothen Fleck erkannt werden, welcher durch ıe Lücke der Wetterwand hindurchleuchtete.

Weit draußen am Meere glänzten braun und golden ebrige Landzungen in der Fluth und jenseits grauer ıchten.

Neben mir aber that sich plötzlich eine Pforte auf, ren Wölbung weit über das höchste Gebirge emporragte: loderte aus der gelben Haide, auf welcher alle die feuch= ı Steine im Abendlichte glänzten, mit einem Mal ein ppel=Regenbogen auf, so nahe, daß seine vielfarbige amme durch einen Wurf erreicht zu werden schien und der pf meiner Schattengestalt sich innerhalb seiner Wölbung f dem goldgelben Boden bewegte.

Sturmvögel, deren Fittige mitunter, wie Schaum= mme, im grellen Lichte weißlich blitzten, flogen unter ihm ndurch in den Himmel hinein, welchen der wandelnde orhang des fernen Wetters abschloß.

Da, wo der Bogen auf der Erde in den Wachholder= ischen aufzustehen schien, gingen die äußersten Aeste des trauches, vielfarbig brennend und züngelnd, wie ein Flam= nstrom in das Wesen des himmlischen Gebildes über.

Je mehr sich die Sonne dem Rande der Scoglien näherte, desto höher hob sich der Bogen von der Erde und desto undeutlicher wurde manche Farbe in seiner Wöl= bung. Bald brannte nur mehr hoch in den grauen Dünsten eine veilchenrothe Flamme und nach kurzer Zeit erlosch auch diese. Nunmehr aber begannen die dichten Wolkenballen

ſich in Gluthröthe anzufachen und bald brannte es über den ſchwarzen Mauern, als ob der Feuerkern der Erde aus ihren Graten hervortreten wolle.

Im Scheitelpunkte aber, am klaren Himmel, ſchimmerte die Mondſichel. Bei der Reinheit der Luft in dieſem ſüdlichen Lande iſt auch ſchwachen Augen der dunkle Theil der Kugel, vom Erdſchein matt erhellt, vollkommen wahrnehmbar.

So ſah es am Abend in dieſer Wüſte aus. — —

Hie und da findet man auf der Straße nach Nona Wachholder- und andere Buſch-Anpflanzungen in Vierecken, durch Mauern gegen die Unthaten der Hirten und den Hunger ihrer Pflegebefohlenen geſchützt. Es ſind die kleinen Anfänge einer Wiederbewaldung, die neben Menſchen und Thieren noch den Sonnenbrand, den Waſſermangel und die ungebändigten Stürme zu gefährlichen Feinden hat.

Jetzt, in der winterlichen Regenzeit, erhält ſich freilich manche Lacke in den Mulden des Karſtbodens und die Sümpfe vor Nona, in welchen zur Sommerszeit aus dickem Koth gefährliche Fieberdünſte ſteigen, ſind überall von trübem Waſſer überfluthet.

Es gibt wenig Städte, welche von außen betrachtet, einen ſo trübſeligen Anblick gewähren, als dieſes Nona.

Ueber das Sumpfwaſſer, welches die grauen Mauern umgibt, führt eine ſteinerne Brücke. Rings den Mauern entlang ſteht braunes Riedgras. Links dringt der Blick in die ſeichte Meerbucht, jenſeits welcher ſich die Berge von Pago erheben, und rechts über die troſtloſe Oede, die ſich bis zum Welebit hin fortſetzt. Vor der Stadt erhebt ſich auf einem Hügel ein zertrümmerter Thurm, der mit allerlei düſteren Türkenlegenden in Zuſammenhang gebracht wird.

Wenn man das niedrige Thor mit dem Venetianer

Löwen — deſſen Waſſerumgebung, deſſen Verwitterung und Aehnliches ſtark an den Eingang in die Stadt Trau erinnern — durchſchritten hat, ſo ſteht man in einer ſchmutzigen Gaſſe, in welcher beſonders der Gegenſatz zwiſchen den weißen neuen Häuſern und zahlreichen Ruinen und altem Mauerwerk auffällt. Dieſes Mauerwerk — der Ueberlieferung nach ſoll es von nicht weniger als vierzehn zerſtörten Kirchen herrühren — nimmt faſt ſo viel Raum ein, als die bewohnten Gebäude, und gibt der Stadt ein Gepräge, welches ſicherlich einzig in ſeiner Art iſt. Hier ein Wohnhaus mit grünen Fenſterläden und rothem Ziegeldach, nebenan ein mächtiges Mauerwerk ohne Dach, ohne Fenſter, ohne Gebälk — dieſes Schauſtück wiederholt ſich fort und fort in der alten Anſiedelung.

Welcher Aufeinanderfolge von Mord und Brand, von Blutvergießen und Verheerungen das arme Nona ſolche Eigenthümlichkeit verdankt, das leſe man in den Geſchichtsbüchern nach. Das Land Dalmatien iſt nicht minder arm an Erinnerungen ſolcher Gräuel, als die Ueberlieferungen ſämmtlicher Südſlaven. Dieſes Volk war von jeher das unglückliche Bollwerk des Abendlandes gegen das blutgierigſte Volk der Erde, und wer über manche Erſcheinungen ſeiner heutigen Verwahrloſung und ſeines Elendes verdammend den Kopf ſchüttelt, der erinnere ſich daran, daß der Türke ſeine Anſiedelungen Jahrhunderte lang mit der Brandfackel bedroht und der Venetianer Kaufherr dem Ackerbauer ein Herr war, der zu Zeiten nicht weniger Fluch auf ſich lud, als die Mordbrenner vom Altai. — —

Ich nahm in Nona, wie überall, meine Zuflucht zu den Gensdarmen, die ein reinliches Obdach gewähren. Ihr Befehlshaber, ein alter graubärtiger, mit einem Verdienſt-

kreuz geſchmückter Lombarde aus Pavia, geleitete mich hinaus auf die Landzunge von Brevilaqua, wo er in einer jämmerlichen Hütte Nachforſchungen nach einem Todtſchlag vorzunehmen hatte, der hier vor wenigen Tagen verübt worden war.

Nicht weit davon entfernt bemerkte ich ein Haus, in welchem zu meinem Erſtaunen die Menſchen das Erdgeſchoß, die Rinder aber das erſte Stockwerk bewohnten. Es war luſtig anzuſchauen, wie drei oder vier von dieſen, hinter ihnen im Gefolge Schweine, die Treppe hinaufſtiegen. Es geſchieht das, wie mir ein Bauer ſagte, aus Furcht vor Diebſtählen. Wir haben in Biljan geſehen, in welcher Weiſe die Mauern des Erdgeſchoſſes verſtärkt werden mußten, um die Diebe abzuhalten, eine Breſche zu brechen. Sinnreicher iſt ohne Zweifel und ſicherer die andere Einrichtung.

Der nämliche Bauer gab mir auch über das Zopftragen eine Aufklärung, die den abſonderlichen Brauch wohl in manchem Falle zutreffend erläutert. Er meinte, viele Männer flöchten ſich die Haare nur deßhalb in jener Weiſe zuſammen, damit man deutlich erkenne, daß die Träger noch niemals wegen eines Verbrechens im Gefängniſſe waren. Denn in den Strafanſtalten ſchneidet den Zopf das Meſſer unerbittlich ab. Unter einer Bevölkerung, in welcher es ſo viele Unheilſtifter gibt, mag deßhalb der Zopf wohl wie ein gutes Leumundszeugniß oder ein öffentliches Ehrenzeichen betrachtet werden.

Bei Gelegenheit der Begleitung durch den wackern Lombarden machte ich auch die Bemerkung, daß mehrere Perſonen, insbeſondere Weiber, welche uns entgegen kamen, ſich bei unſerem Anblick bekreuzten. Späterhin erfuhr ich

daß ich da nur etwas Alltägliches beobachtet hatte und daß es in vielen Dörfern Sitte ist, beim Anblick eines Städters, namentlich aber einer Uniform — kurz eines „Herren“ — zum Schutz gegen den bösen Feind, gegen das Wunderliche, Fremde und Seltsame, das der Fremde für den armen Morlaken an sich hat, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Ich halte diesen Brauch, so sehr er anfänglich vielleicht lächerlich scheint, für ein Zeichen, welches Mitleid und noch Anderes erregen muß. Was hat in Wirklichkeit der kümmerlich lebende Mensch dieser Felsküsten von den Kaufleuten, den Soldaten, den Regierenden Anderes gesehen, als die Nothwendigkeit, ihnen Steuern an Blut und Besitz zu bringen, ihnen, die anderer Sprache und anderen Glaubens sind? Wären die Gensdarmen nicht, ich wäre sicherlich in Verlegenheit, wenn ich die Vortheile aufzählen sollte, die *diesem* Volk aus dem Umstande erwachsen sind, daß sein Fürst unter anderen Königskronen auch die des Inselreiches trägt. — —

Wenden wir uns ab von dem wenig erquicklichen Bilde und versetzen wir uns auf ein Schiff, welches mit vollen Segeln, die der Maestral bläht, den Kanal von Zara hinab gegen die Scoglien von Sebenico hinrauscht. Es hat Wein von der Insel Curzola nach Triest gebracht und fährt nunmehr mit Getreide, welches die Schiffer an den Mühlen, die von den Wasserstürzen der Kerka getrieben werden, mahlen lassen wollen.

Es ist Morgen — das heißt, die Sterne beginnen urplötzlich vor dem Schimmer zu verschwinden, welcher über die bosnischen Gebirge heraufdringt. Nur mehr in weiter Ferne des Westens jenseits der Scoglien, auf dem offenen Meere, wallt das Meer noch in der eigenthümlichen finsteren Bläue, die ihm die Dämmerung verleiht. Noch brennt auch

die Laterne auf dem Deck und der Patron der Barke ſchläft im Strohlager, das er ſich zwiſchen ſeinen Säcken zurecht gemacht hat.

Wenige Fahrten bringen eine ſolche Menge von Scoglien in unſern Geſichtskreis, als dieſe.

Da iſt zuerſt, wenn Uglian mit ſeiner höchſten, burggekrönten Kuppe auf der „Sciroccoſeite“ hinter uns liegt, das langgeſtreckte Pasman, deſſen höchſte Spitze den Berg der Nachbarinſel ſicherlich noch um ein Bedeutendes überragt. Bald aber, ſo wie wir die Höhe der winzigen Anſiedelung „Torre“ am Feſtlande erreicht haben, tauchen auch jene eigenthümlichen winzigen Eilande auf, von welchen manches nicht größer iſt, als eine der zahlreichen Fiſcherbarken, die zwiſchen ihnen hin und her ſegeln. Andere aber durchziehen den Meerkanal wohl auf die Strecke einiger hundert Klafter und über ihre ſanften Hügel ſcheinen die hohen Kuppen von Pasman, welches abermals durch einen Kanal von ihnen getrennt iſt, ſo knapp aufzuliegen, daß die Täuſchung entſteht, als ob zwiſchen ihnen und der langen Inſel kaum eine Schafheerde, geſchweige denn ein Arm des Meeres Raum hätte.

Da entwickelt ſich ein echt dalmatiſches Panorama: Der Scoglio mit zertrümmertem Hauſe gerade vor Torre und gegenüber von Merljan, dem Dorfe auf Pasman — fernab im Süden nichts als unendliche Kuppen und ſpitzige Gipfel, die aller Orten aus dem Meere empor ragen — dann Biograd, die „weiße Stadt“ (Zara Vecchia) mit Häuſern und Mauerwerk, die ein Hohn auf ſeinen Namen ſind — hinter der „weißen Stadt“ anſteigend ödes Land und an ſeinem Rande, ſcheinbar in wenigen Stunden zu erreichen, der ſilberfarbige Welebit in vollem Schneeglanz.

Falten in bläulichem Silberſchein unterbrechen ſeinen geradlinigen Wall wie grüne Falten hier die Oelhänge von Pasman.

Auf Pasman bemerken wir eine Bildung, die uns im dalmatiſchen Inſelreiche ſelten aus den Augen kommt, jene wellenförmigen Berge, die neben einander daſtehen, wie ein zu Erde gewordenes Meer, ein Abbild oder Nachbild der erregten Fluth, die ihre weißen Ränder umdrängt. Die nächſten dieſer „Wellenberge“ erſcheinen in grüner Farbe, die fernen aber, die vom Geſichtsrande im Meere herſchauen, ſind alle in die Farbe des Himmels und des Waſſers getaucht. Es kann in der That kaum ein mehr großartiger Anblick gedacht werden, als die Unzahl von blauen Pyramiden im endloſen Meer, die dunkeln Scoglien vor den lichtblauen, die weißen Segel dazwiſchen, auf dem Feſtlande der Welebit mit ſeiner blendenden Winterdecke und der Zwiſchenraum, die Tiefen zwiſchen all dieſen Höhen, mit der wallenden Fluth ausgefüllt.

Der Raum, welchen die See in der Gegend des Canals „di Mezzo“, um die Inſel L'Incoronata herum, überwogt, zeigt alle die verſchiedenen Arten von Scoglien, welche der Wanderer auf der ganzen Küſte von Dalmatien hin verſtreut findet — die ſchwarzen und die weißen ausgenagten Riffe, die nackten Steinhaufen, die flachen, ſpärlich mit Oel bedeckten Rücken, die dunkeln Kämme, einem langen Boote ähnlich — die winzigen Kalkterraſſen, die Eilande, welche eine Treppe darſtellen, die Blöcke, die nur in der Größe eines Hauſes aus dem Waſſer hervorragen, die Eilande, die aus vier oder fünf ſanft gewölbten Kuppen beſtehen, auf denen die Rebe gedeiht — die Klumpen, die wie der Rücken eines Nilpferdes aus der Fluth ſchauen,

ferne graublaue Hänge mit ſcharfen Graten, flache Bänke, kaum eine Klafter ſich über das Meer erhebend mit Hirtenhütten, aus Steinen zuſammengetragen — nah und fern ein Gewimmel von Zacken in allen Farben, über welches die glänzenden Meervögel dahin ſchweben mit Flügeln, weiß wie der Schnee des Welebit: das iſt die Landſchaft der Küſte.

Vergada, neben deſſen Felsrand unſer Schiff dahin treibt, iſt ein Muſterſcoglio nach Art derjenigen, welche Kuppen tragen. Hie und da ſchaut ein weißes Haus von ſeinen Höhen herab, vom gegenüber liegenden Feſtland aber nur weißes Gebirg über weiße Kalkwüſten.

Auch Morter, das langgeſtreckte, iſt ein Scoglio, wie hundert andere. Von vielen, kaum einen Flintenſchuß von ſeinem Strande entfernten Riffen gehütet, bedeckt einen Theil ſeiner Berge der Oelbaum, während andere blendend weiß daſtehen. Und dazu iſt die Grenze zwiſchen dem Wachsthum und der Steinöde ſo haarſcharf und ſo ohne jeden ſichtbaren Grund, daß die Verſchiedenheit in Erſtaunen ſetzt. Ueber manche Einſattelung aber ſchauen die roſigen Schneeberge der dinariſchen Alpen. Auch dieſe und jene Anſiedelung erhebt ſich auf ſeinem Rücken: Jezera in dichtem Buſch, Stretto, in Mitten von braunen Weingärten, an einer weit einſchneidenden Bucht, deren blaues Waſſer die gelben Wände beſpült. Zur Rechten erſcheint Capri, ein Felſenriff, wie ſein berühmter Namensbruder im tyrrheniſchen Meer, welches wegen der Unthaten des Tiberius und der blauen Wunder ſeiner Höhle in der ganzen Welt genannt wird — dann Zuri, und endlich beginnt, bald hinter dem winzigen Dörfchen „Tre Bocconi“ jene Einzweigung der See in das Feſtland, welche ſich, an Sebenico

vorbei, bis tief in die verwitterten Felsen von Scardona hinein fortzieht, eine Bocca im kleineren Maßstabe und eine bizarre Laune der Natur, wie jene, die an den Steinhängen des Schwarzen Berges endet.

Abermals tauchen vor dem Blicke des Seefahrers weiße, gelbe, braune, schwarze Inseln und Landzungen in weiter Runde auf, hier verengt sich das Meer zu einem Flusse, dort wieder zu einem mäßigen Landsee, hier sind die Ufer hoch und jäh, dort niedrige, graue Bänke wie hinter dem Wasserengpasse, den das alte Venetianer Fort San Niccolò beherrscht. Das Meer hat in diesen seichten Schluchten eine grasgrüne Farbe, völlig verschieden von der, in welcher es sich draußen, in seinem unumschränkten Raume zeigt.

Vor uns liegt Sebenico mit seinen gelben, zertrümmerten Castellen und seiner Domkuppel, mit Häusern, die am Berge hin über einander geschichtet liegen, gleich wie die Kalklagen, aus denen das geschichtete Ufer des Golfes besteht.

In dieser Stadt beginnt das eigentliche Dalmatien, jenes Dalmatien, mit dessen Betreten man in eine neue und völlig fremdartige Welt gerathen zu sein scheint. Die blendenden Häuser auf den völlig nackten Kalkfelsen, auf deren scharfen Graten ein unbewölkter, tiefblauer Himmel aufliegt — die zerlumpten Gestalten in rothen Turbanen und mit Waffen, die Unzahl von Bettlern, deren Kleidung nur aus lose zusammenhängenden Fetzen besteht, die engen Gassen, in welchen man fortwährend über Treppen zu steigen glaubt, die Lastträger und die beladenen Esel, das dürre, verbrannte Land und das schmerzliche grelle Licht in der Steinwüste — das Alles ist nicht mehr europäisch und

erhöben sich statt der Glockenthürme und Kuppeln Minarete aus dem Häusergewirr, so würde wohl Jeder sich urplötzlich in eine Stadt der Türkei versetzt meinen.

Ich knüpfe sofort an Sebenico die Schilderung einer Fußwanderung an, welche ich vor Jahren von hier aus durch die Boraja, eine der jammervollsten Wüsten des Landes, nach dem gefeierten Troghir (Traù) und nach dem blühenden Garten der „fünf Castelle“ unternahm.

Der Wirth vom „Pellegrino“ einem sauberen weißen Hause mit grünen Läden und gastlichem Inneren, ein Mann von freundlichem Wesen (ein weißer Rabe unter den Wirthen des Landes), dessen Entgegenkommen ganz dem Eindruck seiner Herberge entspricht, die dem Fremdling nach Klingendrath's Gasthaus zu Zara unbedingt das beste Obdach in ganz Dalmatien bietet, — Jadrow, der Wirth vom Pellegrino, also gab mir und meinem Reisegefährten eine schriftliche Empfehlung an Don Giovanni Vitizza, den Pfarrer eines der „Dörfer“ mit, welche an der Straße in die Boraja gelegen sind. Dabei empfahl er uns mit allem Eifer, wir sollten das Haus dieses geistlichen Herrn zu unserem Nachtquartier wählen, weil die ganze Strecke bis zum Ufer von Traù hinab für einen Tagmarsch viel zu lang sei und sich von Verpolje angefangen keine Stelle mehr befinde, an welcher wir unser Haupt niederlegen könnten.

Leider fand dieser Rath bei uns weniger Beifall als die Flaschen von Tartaro- und Maraschino-Wein, mit welchen Jadrow unsere Reisetaschen ausstattete. Dieser Rebensaft gehört (wie, nebenbei bemerkt, auch Herr Leibenfrost zu Wien, der es verstehen muß, anerkennt) zu den besten Erzeugnissen des dalmatischen Bacchus und eignet sich, mit der „Rose“ von Almissa, unter allen anderen fast

ausschließlich zur Versendung in weinbedürftige Länder. Wohl mit diesem Getränke ausgerüstet traten wir also getrost unseren Weg an.

Damals gab es das vornehme Café Zanchi noch nicht, welches jetzt vor der Stadt den übrigen Schmutzhöhlen und wüsten Winkeln kokett Hohn spricht, und darum nahmen wir eine Schale des erwärmenden Schwarzen im „Regenbogen" ein, vor dessen Fenstern lauernde Bettler auf uns hereinschauten, wie die Stechfliegen auf dem Netze, das über einen Schlafenden gespannt ist. —

Es war ein heller Tag, der 2. März des Jahres 1866.

Wir kamen damals geraden Weges aus der von abendländischer Gesittung bedeckten Welt, aus einem deutschen Winter, und darum brachte Alles, was wir da sahen und verspürten, auf uns einen Eindruck von gesteigerter Wirkung hervor. Sebenico, das weiße, mit seiner zerstörten Akropolis im blendenden Lichte des reinen Himmels mitten auf den Felshalden, auf welchen kein Grashalm gedeiht — die Hitze, die zwischen den Klippen des Trümmergesteines blühenden Veilchen und Geranien, nicht minder aber auch die Schafhirten mit ihren langen Flinten, die wir Anfangs fast für Räuber hielten — der grelle Schein, der uns überall umgab und unseren Augen weh that, die rittlings, nach Art der Dulcinea und Maritornes, auf Eseln einhertrabenden Weiber, die rothmützigen Faullenzer, die im Schatten irgend welches Steinhaufens ihre Siesta hielten — das war uns, wenigstens meinem Gefährten, völlig ein neues und unerwartetes Schauspiel.

Manchmal zog eine schwere Sommerwolke über den Himmel und warf einen scharf begränzten Schatten auf eines der grauen Jöcher, in deren Mulden wir dahin

gingen, daß auch einem ſcharfen Auge die Täuſchung entſtand, als ob dort hoch oben, von der Thorheit der Morlaken unberührt, noch eine dunkle Pflanzung von Krummholz gedeihe. Aber die Wolke wanderte vorüber und der Grat blendete wieder wie vorhin im Lichte dieſer ſtechenden Sonne.

Auf der erſten Strecke des Weges unterbrach allerdings noch hie und da ein dürftiges Olivengehölz den grauen Karſt, der ſich hier bis an die Gränzen des Geſichtskreiſes ausdehnt. Aber die Steinwüſte war doch das am meiſten in die Augen fallende Schauſtück.

Frühling! dein Zauber verleugnet ſich nicht einmal auf den troſtloſen Trümmerhalden der Boraja!

An mancher Stelle leuchtete uns doch die weiße Kirſchblüthe oder der Mandelbaum in ſeiner roſarothen Lenzpracht.

Beſonders hinter den weißen Mauern eines Kirchhofes, deſſen Kreuz, wenige Miglien von Sebenico entfernt, blinkend in die Herrlichkeit des Meeres ſchaut, prangte jene roſenfarbene Blüthe, und die Brüſtungen der Mauer waren von den herabgefallenen Blättern bedeckt.

Ueberall Rosmaringeruch, ſchwüle Wärme, wohliger Hauch der Blüthen auf dem Steingefild — es war in Wirklichkeit ein ächt ſüdlicher Märzanfang, wie er etwa den Wanderer in Sicilien entzücken mag.

Aber die Einöde machte bald ihr Recht geltend.

Zuerſt begannen die Augen zu ſchmerzen in dem blendenden Licht, welches der verwitterte Kalk zurückwirft, dann quälte der Durſt.

Nach ermüdendem Marſche gelangten wir in dem Hauſe Don Giovanni Vitizza's zu Verpolje an.

Dieſes Dorf beſteht aus einer Anzahl jämmerlicher Steinhütten, Don Giovanni aber bewohnt ein bequemes Häuschen. Es hat ſich uns gaſtlich erwieſen. Wir wurden freundlich geſpeiſt und getränkt, und mit allerlei belehrenden Reden unterhalten, deren wichtigſte wir jedoch in den Wind ſchlugen, nämlich den Rath, an dieſem Tage nicht weiter zu gehen.

Endlich, als Don Giovanni gewahrte, daß wir ſeiner Einladung nicht folgen wollten, gab er uns wenigſtens eine Empfehlung an den Franziskaner-Mönch mit, der im Dorfe Boraja die Stelle eines Ortsgeiſtlichen bekleidet und der augenſcheinlich aus der Einſamkeit des Kloſters in eine noch tiefere Stille der ihn umgebenden Welt verſetzt worden iſt.

Auf dem Wege dorthin begann die Bora ſich aus den gräulichen Felſen zu erheben, in welchen ſie lauert, ſtets bereit, hervorzubrechen und das keimende Wachsthum auf den Steinhalden, die Geſundheit der Thiere und Menſchen zu bedrohen.

Wir erreichten Boraja, vom eiſigen Wind der Felſenwüſte durchkältet und von einem Menſchenknäuel, deſſen Ausſehen jeglicher Beſchreibung ſpottet, angeſtarrt. Schmutz, Hunger, Verwahrloſung — die Verſunkenheit geiſtiger und körperlicher Eigenſchaften in einem Geſammtbilde: das ſtand über den Hütten und auf den Geſichtern der Menſchen von Boraja geſchrieben, zu deren Seelenhirten wir uns nunmehr durch die Steinriffe und Kothpfützen des „Dorfes“ hindurchſchlugen, in der angenehmen Erwartung eines Obdaches, welches uns endlich vor der Bora und dem Anblicke ſolcher Mitbrüder auf unſerer irdiſchen Pilgerbahn ſchützen ſollte.

Der Mönch bewohnte ein Haus von gutem Ausſehen und lag auf einer Art von Poltrona, als wir, von einer anmuthigen Morlakin geführt, die Schwelle überſchritten und ihm unſer Anliegen, das in nichts Geringerem beſtand, als in der Bitte, uns die Nacht über unter dieſem Dache in irgend einem beliebigen Winkel ausruhen zu laſſen, in wohl ſtyliſirten Worten vortrugen.

Nach dieſer Rede entſpann ſich ein kurzes Geſpräch, welches ungefähr folgendermaßen lautete.

Der Mönch: Was thut Ihr da in unſerem Dalmatien und wer ſeid Ihr?

Wir nannten ihm unſere Namen und fügten hinzu, es ſei unſere Abſicht, das Land und ſeine Bewohner kennen zu lernen, zu welchem Behufe wir durchaus kein zuverläſſigeres Mittel wüßten, als dasſelbe zu Fuß zu durchwandern. Bei ſolcher Wanderung aber müßten ſich Fälle, wie der unſrige, die wir um ein Obdach baten, immerfort ereignen, bis einmal Gaſthäuſer (und bei dem namhaften Fortſchritt, den das dalmatiſche Volk unter der Aegis der „Nationalen“ macht, am Ende gar Hotels) in der Boraja und an anderen Orten ſtünden.

Der Mönch: Meine Herren, in Dalmatien ſind nur Felſen und menſchliches Elend zu ſehen.

Wir Anderen ſchauten uns und den geiſtlichen Herrn verwundert an. Darauf wagte ich die Einwendung, daß uns das Land eine Menge von merkwürdigen Dingen zu enthalten ſchiene und daß wir, mit ſeiner Erlaubniß, obwohl Fremdlinge, hierin einer andern Meinung ſein müßten, als Seine Hochwürden.

Der Mönch: Jeder nach ſeinem Geſchmack, und ich will darüber mit Euch nicht ſtreiten. Doch was Eure Ange-

legenheit anbetrifft, ſo thut es mir leid, Euch ſagen zu müſſen, daß ich Euch nicht hier behalten kann.

Wir: Unſer Wunſch iſt auf nichts Anderes gerichtet, als auf ein Obdach. Der Bora und der Nacht zu entgehen, nehmen wir gerne auch mit dem bloßen Fußboden vorlieb.

Der Mönch: Es thut mir leid, meine Herren, aber dieſes Haus iſt ein Haus des Elends. Ich kann nicht Herren, wie Ihr ſeid, empfangen.

Wir wiederholten unſere Bitte in einem dringlichen Tone. Der Nordſturm heulte im Kamin und die Furcht vor dem Kampfe mit ihm in der menſchenleeren Wildniß, über welche nunmehr ſchon die Dämmerung hereinbrach, ſtärkte unſere Geduld, die zu ſchwinden begann.

Der Mönch: Ich habe Euch bedeutet, daß ich Euch nicht beherbergen kann. Ich habe überhaupt nichts, als Waſſer in dem Brunnen vor dem Hauſe. Wenn Ihr das wollt, ſo kann ich Euch dienen.

Es wurde in der That kein Obdach bewilligt, ſondern das trübe Waſſer in einer ſchmutzigen Flaſche hereingetragen. Bei der Dürre, die allenthalben in der Kalkeinöde herrſcht, mußten wir ſelbſt dieſe Labung willkommen heißen.

Nach einigen Worten, denen es wohl an gewinnender Betonung gebrechen mochte, ſtanden wir denn wieder draußen im heulenden Nordſturm. Um das Unbehagliche unſerer Lage ſich zu vergegenwärtigen, bedenke man, daß wir noch mehr als fünf ſtarke Gehſtunden von Trau entfernt waren, daß es dunkelte und an eine Unterkunft bis dorthin nirgends zu denken war. Außerdem

ſtand die Boraja damals in dem Rufe, daß es nächtlicher Weile nicht geheuer ſei zwiſchen ihren kahlen Wänden — nicht von Hexen und Wilen, ſondern von Räubern und Schlimmerem.

So machten wir uns denn mit wenig Behagen auf den Weg.

Wer die Bora Nachts nicht im Kalkgeklipp des dinariſchen Karſtes hat toben gehört, der hat keine zutreffende Vorſtellung von dem Unheimlichen, mit welchem manchmal die Erſcheinungen der unbelebten Natur ſich zu äußern vermögen.

Ein Klage-, ein Jammer-, ein Rache-Geheul iſt es, was von Millionen Stimmen ſcheinbar aus den verborgenen Höhlen dieſer Schluchten ausgeſtoßen wird.

Es iſt, als tobte die Natur über den Wahnſinn des Menſchengeſchlechtes, der die Baumkronen vertilgt hat, an welchen ſich vor Jahrtauſenden die Luftwellen brachen. Schadenfroh jauchzt es, diejenigen mit einſamem Tod und Verderben bedrohend, deren Ahnen das grüne Reich mit ihren Aexten zerſtört haben.

Der Sturm hemmt den Athem, unterdrückt die Stimme. Von Zeit zu Zeit muß ihm der Wanderer den Rücken kehren, um wieder eine andere Luft zu ſchöpfen, als die vom eiſigen Strom, der ſich ihm mit raſender Eile entgegen wirft.

In ſolchem Toſen, von einer Nacht umgeben, welche es verhindert, die Hand vor den Augen zu ſehen, glaubt das verwirrte Ohr hundertfältige Stimmen zu vernehmen: Rufe aus der Heimath, luſtige Geſänge, das Freudengeſchrei von Zechern und das Bellen des Schakals, der in mancher Kluft dieſer Gebirge wohnt und

das Tönen ferner Glocken mit seinem wüsten Geheul begrüßt.

Ich übergehe manches Einzelne und vermeide es, den Leser mit der Schilderung des einförmigen, nächtlichen Kampfes mit der Herrin der Wildniß, der Bora, zu ermüden.

Nach etwa drei Stunden bemerkten wir dicht vor uns einen Gegenstand, finsterer als die Nacht, die uns umgab.

Es war ein Haus.

Wir tasteten an der Wand herum, bis wir Holz berührten. In der Voraussetzung, wir möchten die Thüre gefunden haben, schlugen wir mit einem Steine dagegen. Einer drinnen fragenden weiblichen Stimme antworteten wir mit Bitten, dießmal mit besserem Erfolge, als bei dem Franziskaner der Boraja. Man öffnete uns, und führte uns in ein elendes Gemach, in welchem sofort eine Ampel angezündet wurde.

Nunmehr erfuhren wir, daß wir uns in einer Prapatnica (sprich: Prapatnizza) genannten Ansiedelung befänden, und daß wir in das Haus eines kaiserlichen und königlichen Wegemachers gerathen seien.

Dieser Wegemacher öffnete eine — nach Art der oberösterreichischen Gebirgsbauern — bunt bemalte Truhe und holte eine große Flasche hervor, in welcher sich etwas Wein befand. Sodann schlug er uns vor, er wolle sich selbst mit seinem Weibe und Kinde auf den Boden der Stube legen, während wir sein „Bett" einnehmen sollten.

Diese Einladung kam aus gutem Herzen, aber wir schlugen sie aus und hätten sie, wie sich von selbst versteht, ausgeschlagen, auch wenn das Bett aus Eiderdunen und

Seidendecken beſtanden hätte, und nicht aus ein paar Brettern, die auf zwei leere, umgeſtürzte Zuckerfäſſer gelegt und mit Lumpen nothdürftig bedeckt waren, in welche eingewickelt ein etwa dreijähriges Kind ſchlief.

Mitternacht war vorüber und wir begrüßten den Fußboden, deſſen Wände und Dach die Bora abhielten, mit Entzücken.

Dieſes Haus gehört dem Staat und iſt deßhalb mit Fenſtern verſehen. An ihnen riß und tobte der Sturm die ganze Nacht fort, wir aber ſchliefen, den Kopf auf unſere Reiſetaſchen gelegt, jenen Schlaf, der Ermüdete erquickt, die nach langem Hoffen und Harren einen Ort der Ruhe gefunden haben.

Die Sonne ſtand ſchon hoch über dem kahlen Gebirge, als wir trotz der Vorſicht, mit welcher der arme Wegemacher und ſein Weib in der Stube umhergingen, über irgend einem Geräuſch erwachten.

Der Wegmacher wollte von keiner anderen Dankesbezeugung, als derjenigen, die wir ihm in aufrichtigen Worten abſtatteten, etwas wiſſen, und ſo machten wir uns denn getroſt nach Traù auf den Weg, mit dem angenehmen Gefühl, welches eine gute Handlung oder eine freundliche Erfahrung in uns hervorrufen.

Unter allerhand Geſprächen, die ſich zumeiſt um den Gegenſatz bewegten, welchen die Moral des Seelſorgers und die des Beſorgers der Straße darſtellen, erreichten wir jene gewundene Straße, die nach dem altberühmten, in den Geſängen der Slaven viel gefeierten Troghir (Traù) hinabführt.

Aus der kalten Boraja, in welcher die Bora gebietet, gelangt man da wieder in die warme Tiefe, in

welcher das Meer an einen immer blühenden Strand schlägt.

Es ist allbekannt, daß sich an Schönheit des Wachsthums und Ueppigkeit der Pflanzenwelt kein Landstrich Dalmatiens mit der Bucht messen kann, welche sich halbmondförmig von West nach Ost zwischen Traù und Spalato hinzieht, nordwärts von hohen, grauen Gebirgen geschützt, deren Kette in ihrem Bau und Aussehen viele Aehnlichkeit mit den Kalkalpen bietet, welche das gesegnete Unterinnthal von Baiern trennen.

Aber, während um diese Zeit nicht nur jene Alpen, sondern das liebliche Thal selbst von klafterhohem Schnee bedeckt sind, empfingen uns hier die Sonne und die Wohlgerüche der Maien.

Wohin das Auge schaute, erhoben Blüthen ihre Kelche aus dem hohen Gras unter den Oelbäumen. Die gelben Dolden hoher Euphorbien, der stacheliche Cactus und manche, uns unbekannte Krone, erhoben sich neben dichtem, glänzend grünen Gesträuch — weiße Maßliebchen und blaue Scabiosen überdeckten die Furchen zwischen den Weingeländen, und die Sturmnacht der Boraja schwand aus unserem Gedächtniß, wie ein schauriges Wintermärchen, das wir als Kinder von unseren Mägden gehört, während wir uns vor dem eigenen Schatten fürchteten, welche die flackernde Ampel an die Wand warf.

Traù steht auf einer Art von Halbinsel und hat zwei Häfen. Wie es nun schon in der Beschaffenheit so alter Berühmtheiten liegt, ist es ein finsterer, wüster Ort, in dessen Gassen kein Wagen fahren kann. In der That wirkt der Eintritt durch das enge Thor, zu welchem

man über die eine Brücke gelangt, beklemmend. Die Gasse ist nicht viel über eine Klafter breit, voll von Unflath und üblen Gerüchen, und der Wind der Boraja könnte da Gutes stiften, wenn er in diese Höhlen eindränge. Der erste Eindruck ist sicherlich bei den Meisten der Eindruck, sofort wieder hinaus, zurückzukehren in die blühende Landschaft, in welcher statt der Schmutzwände Oelbäume und lange Reihen von Reben stehen und schon der Mäher sich anstrengt, mit der Sichel die langen grünen Halme einzuheimsen.

Nach kurzer Rast in einem dunklen, armseligen „Gasthause", aus dessen Fenstern man, wie aus den meisten Häusern der Stadt, den Gegenüberwohnenden die Hand reichen kann, begaben wir uns denn abermals in die Gassen des gefeierten Troghir hinab, um dem, mitunter so peinlichen Studium der Landeskunde nach Kräften zu obliegen.

Ich wüßte nicht, daß mir außer einer mächtigen Palme, die in einem Garten nahe am Meere sich über die Mauern erhebt, irgend Etwas, was ich da sah, einen erfreulichen Eindruck gemacht hätte. Abgemagerte, gelbe Hunde in den schmutzigen Winkeln, die im Koth nach irgend einer Nahrung wühlen, Bettler, abgerissenes Volk, Unrath und Verwitterung — das sind wohl die einzigen Dinge, die mir in der Erinnerung geblieben sind.

Die Anwesenheit von zwei Fremden war dieser „Seestadt" ein Ereigniß von solcher Bedeutung, daß sich bei unserem Erscheinen Gruppen von Neugierigen bildeten, ja, daß Viele, nicht zufrieden mit einem flüchtigen Anblick unserer Persönlichkeit, uns nach allen Richtungen verfolgten. Vor dem Fenster eines Caffeehauses, das ein

Graubündner dort hält, sammelten sich die Köpfe schwarz wie ein Mückenschwarm auf einem Fliegennetz, um uns Beide zu betrachten, die von diesen Mauern gegen ihr Andringen geschützt waren wie von den Mauern des Wegmacherhauses zu Boraja gegen die Bora.

Beim Hinausgehen aber löste sich dieser Klumpen in ein Spalier auf, von welchem aus sich uns zwei Reihen von Händen entgegenstreckten, die mit Kupferstücken bedacht sein wollten.

Der Hafen von Traù ist verschlammt und seicht. Es arbeitet dort häufig eine Maschine, welche den Grund vertiefen soll, damit der Port mächtigeren Schiffen zugänglich werde. Am Ufer aber stehen die Mädchen und Frauen von Traù, deren Schönheit die ihrer Vaterstadt überlebt hat, und plaudern, stricken, weben, waschen im Angesicht des Meeres, aus welchem diesen Mauern einst Reichthümer zugetragen wurden, und der Gärten, die noch so duften und grünen, wie zu den Zeiten, in welchen der steinerne geflügelte Löwe ihrer Thore noch auf diesem Meere, wie auf den anderen, das Sinnbild unerreichter Macht war.

Es sind nur wenige Schiffe im Hafen, die meisten, mit den Blätterballen der Sumach-Pflanze beladen, welche auf den benachbarten Bergen gepflückt und als Färbestoff nach fernen Ländern gebracht wird.

Es wird Abend. Die Schiffer liegen am Molo umher oder sitzen um das Feuer auf dem Bord ihrer kleinen Fahrzeuge, welches ihnen die bescheidene Mahlzeit bereitet. Immer mehr goldglänzend hebt sich die Mondscheibe vom Himmel ab. Ueber den tiefen Strand saust hoch oben die trockene Bora hin, das erkennt das Auge

an dem wunderbaren Lichte, mit welchem durch diese kalte, durchsichtige Luftschichte die nach und nach hervortretenden Sterne strahlen. In diesem Nachtglanze erscheint das Kalkgebirge im Norden wie eine lichtbraune Wolke — nebelhaft und doch scheinbar mit den Händen zu fassen. Das ist so eine Nacht, in welcher im fernen Norden der Schnee unter den Tritten kracht und in spiegelnder Kälte die glänzende Welt erstarren will. Hören wir aber, was die auf dem Schiffe dort singen:

„Junge Fiumanerinen*), weiße Fiumanerinen gingen, sie gingen alle hinab zum Meere, zum Meere, zum großen Schiffe.

Dort riefen sie den jungen Capitän: „Lieber Capitän, theurer Capitän! Gib uns heraus auf's Land die schönsten Schiffer!"

„Ich kann sie euch nicht geben, o meine Theueren, denn ich muß noch in dieser Nacht die Segel entfalten, denn ich muß fahren, fahren den Weg nach Troghir, der Stadt."

„Lieber Capitän, wolle das nicht thun, sondern gib uns die Schiffer, damit wir sie lieb haben."

Der Capitän spricht auf dem Schiffe: „Auf die Beine ihr Schiffer, hebt die Anker empor und wickelt die Segel los!"

„Lieber Capitän, wolle das nicht thun, ob deiner Schiffer wollten wir sterben, denn es sind Schiffer von unserem Volke. Laß sie uns auf das Land, du wirst Glück haben. Gott wird abwenden Unheil vom Schiffe!"

---

*) Fiumanerin heißt auch slavisch Ričkinjice.

Der Capitän vom Schiffe verheißt den Jungen:

„Wenn zurück wir segeln, dann werde ich sie euch lassen, dann könnt ihr, o Theure, mit ihnen kosen.“

Hie und da flackerte ein Feuer auch am Strande, aber aus den Häusern drangen nur wenige Lichter — Troghir geht früh schlafen — es ist alt.

Im Ganzen schien uns bei diesem Gange, als ob der Schlamm, welcher sich im Hafen des Städtchens angesammelt hat, ein Sinnbild des Zustandes sei, in welchem sich das einstige Emporium am heutigen Tage befindet. Wenig erbaut suchten wir unsere Lagerstätten auf und ergötzten uns an den rabenschwarzen Schatten und den fast taghellen Lichtern, welche unter dem Glanze des Mondes diesem trümmerartigen Häuserhaufen ein ganz wunderliches Aussehen geben.

Am nächsten Morgen setzten wir unseren Wanderstab gegen Spalato hin in Bewegung. Die Bucht ist, wie oben bemerkt wurde, das fruchtbarste und schönste Gelände von ganz Dalmatien. Man nennt sie die „Riviera der fünf Castelle“, auch schlechthin die „Riviera“, und sie zeichnet sich in diesem felsigen und wüsten Lande als solche noch weit mehr aus, als die „Riviera“ von Genua in dem blühenden Italien.

Es war in der That ein anmuthiger Spaziergang auf dieser Straße mit ihren Durchblicken durch die Olivenbäume auf das Meer, den Blumen an den Weggeländen, dem Vogelgezwitscher in den Zweigen, und selbst das Zirpen der Cicaden machte uns Vergnügen, weil es uns an diesem Märztage mitten in den Sommer versetzte, in dessen Gluth diese Thiere sich am lärmendsten geberden. Indessen bedurfte es der Cicaden nicht, um

uns einen Sommertag zu vergegenwärtigen. Die Luft lag so schwül über den weiten Pflanzungen, daß man im Lichte eines jener deutschen Juninachmittage zu gehen glauben mochte, auf die eine Dämmerung mit Wetterleuchten und eine Nacht der Gewitter folgt. Auch zog sich im Osten eine graue Dunstwand hin, welche an heißen Tagen wie der Rauch erscheint, der sich von der quälenden Gluth in die Höhe hebt. In Wirklichkeit hatte sich auf die Stürme des Winters; urplötzlich der schwüle Frühling dieses Landes eingestellt.

Alles, außer den Cicaden, lag lautlos da unter dieser Wärme. Es war als ob der Erdboden mit allem Lebendigen inbrünstig sich dem Genusse des heißen Strahles hingäbe, nachdem er Monate lang von der Jagd der Stürme und den Fluthen der Winterregen heimgesucht worden war.

Ein rothbemützter Bursche, der auf einem Esel vor uns dahin trottete und jedem Mädchen, welches uns entgegen kam, etwas Schönes zu sagen wußte — das entfernte Krachen der Schüsse, mit welchen bei der dritten Veste, dem Castel Vecchio, ein Fest gefeiert wurde: das waren so die Zeichen, welche uns das Leben der Menschen an der Riviera gab — sonst sahen wir nur die weiten Gärten, die Oelwäldchen und die dichten Weingelände, in welchen jener Saft gedeiht, der als „Castella di Spalato“ im ganzen Inselreiche hoch berühmt ist.

Nicht wenig belustigte uns die Sprödigkeit, mit welcher die Mädchen den Scherzen des Burschen zuhörten, der so jung und hübsch war, wie nur irgend Einer, der die rothe Mütze trägt. Die Sprödigkeit ist so zu sagen Sitte und es ist dies ein wesentlicher Unterschied zwischen

den Morlakinnen und den gefügigeren Italienerinnen der Städte. Mir fiel dabei ein Lied ein, das ich aus der Sammlung des Herrn Juranic überſetzt hatte: (Juranic)

Die ſpröde Mare:

Die Sonne ſinkt und der Kolo zerſtreut ſich. Jeder Jüngling*) geht ſeinem Hauſe zu. Dieſer dem Hauſe der Mutter, jener dem des Mädchens, ein Anderer auch zu dem der treuen Braut, die ſchöne Mare aber zum Hofe der Mutter.

Der Mare aber verlieh es Gott, daß ſie vor Iwan auf den weißen Hof kam und vor ihm den Hof verſchloß, Mare im Hofe, und Iwan vor dem Hofe.

Die ganze Nacht ſtand Iwan vor dem Thore, auf Iwan fiel der ſtille Thau. —

Iwan hatte nichts als das geſchmeidige Hemd, welches ihm die ſchöne Mare gewebt hatte, und um den Hals die ſeidene Mahrama (türkiſch, Halstuch), welche ihm von der ſchönen Mare geſchenkt worden war, und in der Hand die ſilberne Tombura.

Sanft ſchlug er die Tombura, ſchöner hatte ſie noch nie geklungen, und er ſang dazu hinauf zur Mare.

„Mare, du meine Turteltaube, Mare, du mein Quittenapfel, meine Kehle iſt vertrocknet, mein Pferd habe ich zu Tode gehetzt, indem ich um deinen Hof herumſang, ſang und mich herumtummelte. Aber das Alles macht mir keine Sorge, wenn nur Du, o Mare, mein wäreſt.“

Damit kehrte Iwan zu ſeinem Hofe zurück.

---

*) Der Ausdruck junak iſt durch kein deutſches Wort in ſeiner vollen Bedeutung zu geben. Man könnte eben ſo wohl „Held“ als „Jüngling überſetzen.

Es war noch nicht die Morgenröthe, es war auch noch nicht der weiße Tag, als den Iwan die liebe Mutter aufweckt:

„Stehe auf, Iwan, mein rechter Sohn, die Sonne iſt am Hofe vorübergegangen, aber es war nicht die heiße Sonne, ſondern es war die ſchöne Mare. Sie hat keinen Blick auf deinen Hof geworfen, die Junge denkt nur daran, dich zu täuſchen. Aber ich, o Iwan, will dich lehren, wie du die Mare täuſchen ſollſt.“

„Bleibe im Hauſe drei Sommermonate und laſſe dir Mädchenhaare wachſen und ziehe deiner Schweſter Gewand an. Nimm, o Iwo, den beſchlagenen Eimer und gehe, o Iwo, an den Dunaj, an das Waſſer.“

„Aber gehe nicht dorthin, wohin man um das Waſſer geht, ſondern gehe vorüber an dem weißen Hofe der Mare. Rufe ſie nicht bei dem Namen Mare, ſondern rufe ſie theure Freundin und Genoſſin, theure Freundin und Genoſſin, gehen wir um Waſſer.“

Es vergingen drei Sommermonate, Iwan ließ ſich Mädchenhaare wachſen, zog der Schweſter Gewand an, nahm auch den beſchlagenen Eimer und ging hinaus an den Dunaj, an das Waſſer. Aber er ging nicht dahin, wohin man um das Waſſer geht, ſondern er ging vorüber an dem weißen Hofe der Mare, rief aus dem Hofe heraus die Mare. Aber er rief ſie nicht bei dem Namen Mare, ſondern er rief ſie theure Freundin und Genoſſin, theure Freundin und Genoſſin, gehen wir um Waſſer.

Die Genoſſin antwortete der theuren Freundin:

„Um Gott, o Freundin, ich will nicht. Denn am Waſſer ſteht der junge Iwan und wird mir das weiße Geſicht küſſen.“

Leiſe ſprach darauf zu Mare die Freundin:

„Glaube mir, o meine liebe Genoſſin, ſieh, ich gebe dir ein wahrhaftiges Gelöbniß, daß Iwan nicht am Dunaj iſt am Waſſer. Sondern der Held iſt am hohen Thurme, iſt erkrankt an einer Krankheit und wird nimmer geneſen.“

Auf dieſes hin wurde die Jungfrau getäuſcht, ſie nahm einen beſchlagenen Eimer und ging hinaus mit der Genoſſin an den Dunaj.

Als ſie kamen an den Dunaj, an das Waſſer, ſprach die Freundin zu ihrer Freundin:

„Um Gott, o meine Freundin, was würdeſt du Jungfrau jetzt thun, wenn hier der junge Iwan wäre?“

Die Freundin antwortete ihrer Freundin:

„In den Dunaj würde ich mich ſtürzen, in das Waſſer und nicht würde ich mich in ſeine Hände geben.

Wie das hört der junge Iwan, faßt er ſie an den weißen Händen und ſetzt ſie rittlings auf das Roß und führt ſie durch das ebene Gefilde.

So hielten Hochzeit dieſe Jungen und brachten in Liebe ihre Tage hin. — —

Genau ſo wie in dieſem Liede verhalten ſich die Sprö-den in Wirklichkeit. Nur nehmen ſie es mit der Treue desjenigen, dem ſie ſich hingeben, meiſt über alle Begriffe ſtreng. Der Verführer, dem ſie folgen, kann ſie nur durch die Verheißung der Ehe gewinnen. Mag er es mit der Erfüllung ſeines Wortes halten, wie er will, ſie laſſen ihn nicht mehr los, der Vater nimmt die Tochter nicht mehr in ſein Haus und der liebebedürftige Werber muß übel oder wohl den Segen der Kirche anrufen, wenn er nicht eines Tages von den Angehörigen des Mädchens erſchoſſen werden will. Es iſt

alſo nicht ganz unbedenklich, die „ſpröde Mare“ zu umwerben. — —

Endlich gelangten wir an das fünfte Caſtell, eine kleine Anſiedelung, Suguratſch genannt, am ſogenannten Golf von Salona gelegen, der im Alterthume wegen ſeiner Purpurſchnecken durch die ganze römiſche Welt hin berühmt war. Hier ſteigt man in eine Fähre, um geraden Weges über das Waſſer hinüber nach der Halbinſel zu kommen, auf welcher Spalato, von den Slaven Split genannt, in weitem Halbkreiſe ſeine Rhede umfaßt.

Hier bot ſich uns ein Schauſpiel beſonderer Art.

Der Fährmann, welcher uns hinüber führen ſollte, lud uns ein, vorerſt mit ihm noch einen Labetrunk in einem „Wirthshaus“ einzunehmen.

Dieſes Wirthshaus beſtand aus einer Hütte, die aus zuſammengetragenen und loſe über einander geſchlichteten Steinen aufgebaut war — im Allgemeinen ſchlechter als ein „Kaſer“ in den Tiroler Alpen.

In dieſer Hütte lag ein mächtiges Weinfaß, neben ihm als einziges Hausgeräth eine ſchmutzige Matte auf dem Boden, mit deſſen Koth ſich verſchütteter Wein und die Spuren der Indiane und Schweine, die da freien Zutritt hatten, zu einem blutfarbigen Teig vermengten. Die „Wirthin,“ deren Aeußeres nicht beſchrieben werden kann, erzählte mir, daß ſie dieſes Faß ſeit dem vorigen October hier liegen habe und ſo lange aus ihm heraus Wein kredenze, bis es geleert ſei. „Von dieſem Faß lebe ich“, ſetzte ſie hinzu. Im Juni beginnt der Inhalt ſauer zu werden (wenn ſolcher noch vorhanden) und dann beginnt für ihr Geſchäft die todte Saiſon, welche erſt mit der nächſten Füllung — im October — endigt.

Man kann ſich vorſtellen, was bei ſolcher Behandlung — in Dalmatien übrigens der landesüblichen — aus dem edelſten Saft werden muß.

Allen Schwankungen der Wärme, allen Zuſtänden der Luft ausgeſetzt, wird der Inhalt des Faſſes nie aufgefüllt und überhaupt weiter nichts damit gethan, als daß man ihn in die vor Schmutz ſtarrenden „Bocali“ rinnen läßt. In der That bleibt auch ein dichter Satz von ſchwarzblauen Farbſtoffen und anderen Niederſchlägen auf dem Grund des „Bocale“, ſowie man dieſen einige Augenblicke ruhen läßt.

Wir verweilten nicht gerne bei dieſer Wirthin und drängten zum Aufbruch. Der Fährmann that es nicht anders, als daß er noch einen Genoſſen mit ſich nahm, weil ſich mittlerweile einiger Wind erhoben hatte, nicht minder aber auch drei oder vier Bocali, weil ſein Durſt noch nicht gelöſcht war, obwohl man es aus ſeinen Geberden und Reden wohl hätte ſchließen dürfen.

Er ſtellte die Bocali auf den Boden des Schiffleins, auf welchem er uns über die ſchmale Bucht zu führen gedachte.

Am Ufer derſelben aber, an den Häuſern von Suguratſch, lungerte allerlei Volk, welches den Fahrleuten ihren Verdienſt ſchier mißgönnte. Man ſuchte uns in andere Barken zu zerren und als wir deſſen ungeachtet den Vertrag mit den durſtigen Brüdern aufrecht hielten und mit dieſen hinausfuhren, wurden uns anſehnliche Steine nachgeſchleudert, was den Zweck hatte, uns durch ihr Aufſchlagen auf das Waſſer auch äußerlich zu erfriſchen.

Wir aber ſahen nicht ohne Mißvergnügen, daß die

Schiffer ſich mehr an die Bocali als an die Ruder hielten. Es wurde fortwährend getrunken, die Männer taumelten und der Kahn rückte nicht weiter. Als ich meinem Manne darüber Vorwürfe machte, ſagte er:

— O Herr! Wenn ich einmal todt bin, ſo iſt es, als ob ich unter dem Berge läge — dann iſt es mit dem Trinken vorbei.

Dieſe ſlaviſche Auffaſſung des Spruches: „post multa saecula pocula nulla“ gefiel mir, und ſo duldeten wir es denn, daß die wackeren Ploiarchen etwa die dreifache Zeit, die nothwendig geweſen wäre, aufwendeten, um uns an dem Strande der ſpalatiniſchen Halbinſel auszuladen.

Wir ſtiegen in der „Locanda Tedesco“ zu Spalato ab, welche nicht minder wie hundert andere Häuſer und Häuschen in das Trümmerwerk des diocletianiſchen Palaſtes hinein gemauert iſt. Im Garten blühten zahlreiche Roſenbäume und der Schatten der finſteren Stube dieſer Einkehr war willkommen. Vom dunkeln Weine fielen unſere Blicke durch die geöffnete Thüre auf die rothen Blumen draußen, und ermüdet wie wir waren, gaben wir uns ſchweigend der Betrachtung dieſer Dinge hin, an denen ſich Hafiz ergötzt hätte.

Was trabte da durch den Gang zwiſchen den Roſenbäumen herein? Sind wir in der That nach jenem öſtlichen Lande entrückt? Ein Mann mit weißem Turban auf weißem Zelter, gefolgt von Reitern mit rothem Feß, von Bewaffneten und Dienern. Ein Teppich wird ausgebreitet neben den Roſenbäumen, der Mann läßt ſich auf ihm nieder. Sein langer Bart iſt weiß wie Turban und Roß — er blickt mit ſtolzer und doch freundlicher Miene

um ſich. Dem Diener, welcher ihm die Pfeife gereicht hat, befiehlt er Kupfermünzen unter die hundert Bettler auszutheilen, welche von den ottomaniſchen Gensdarmen, ſeinen Begleitern, nur mit Mühe zurückgedrängt werden. Für einen Türken wahrlich ein abſonderlicher Anblick, in der erſten Stadt der abendländiſchen Welt, die er betritt, vorerſt nichts zu ſehen als Bettler.

Dieſer vornehme Türke war ein Hadſchi, ein Mekkapilgrim, und wollte mit dem nämlichen Dampfer, mit welchem auch wir gegen Süden zu kommen trachteten, hinab gegen Corfu und noch weiter nach Egypten reiſen. Er war aus dem Inneren von Bosnien gekommen und machte hier mit der kleinen Karawane ſeiner ehrerbietigen Begleiter die erſte Raſt vor der weiten Fahrt zur Stadt des Propheten.

Uns kam dieſer phantaſtiſche Aufzug aus jener Welt, die wir bisher nur aus Büchern und aus den Coſtümen der Theater kannten, gar wunderſam vor, und es dauerte lange, bis unſere Rede auf Anderes fiel, als auf dieſen Greis und ſein waffenklirrendes Gefolge. —

Den Alterthumsforſchern bleibt es überlaſſen, eine Beſchreibung des Domes, einſt eines Tempels des Jupiter Capitolinus, der Porta Aurea, der vielen Gewölbe, Bogen und Gänge, der Mauern und Säulen des alten Palaſtes zu geben, welchen Diocletianus, der Chriſtenverfolger, ſich hier erbauen ließ.

Nirgends wird außerhalb der italiſchen Halbinſel ein Schauſtück zu finden ſein, deſſen Anblick ſo lebendig in die Pracht und Kraft des Römervolkes verſetzt.

Das Merkwürdigſte in Mitten dieſes glanzvollen Palaſtes, deſſen alte Mauern jetzt durch ſo viele Fenſter

durchlöchert sind und dessen Quader die Vorderseite so vieler Häuser bilden, bleibt jedoch der Tempel des Jupiter, zur Kirche umgestaltet, auf der „Piazza del Duomo". Ueberall schwarze Mauern und weiße Treppen, märchenhafte Durchblicke in Säulengänge und Wölbungen — die große dunkle Sphynx an den Stufen, die zum alten Tempel hinanführt, an dessen Thoren jetzt der Hirtenbrief des christlichen Bischofs angeklebt hängt, der seine Gläubigen über das allgemeine Concil unterrichtet — die anderen weißen Marmorbestien daneben mit ihrem Schuppenpanzer und ihren offenen Rachen, über allem diesem der weiße Glockenthurm, leicht und luftig wie die Arbeit eines venetianischen Goldschmiedes aufgebaut, der statt aus Mauern nur aus übereinandergefügten Bogen und Säulen besteht — das kann nur der nach einer Schilderung sich vorstellen, dessen Einbildungskraft sich mit leichten Schwingen zu erheben vermag.

Die Bücherſammlung der Stadt Spalato bewahrt ein von Robert Adams und Clarisseau verfaßtes großes Prachtwerk über den ganzen Palast auf. Ich habe es nicht betrachtet — wohl aber unterließ ich es nicht, die alten Gänge einen Tag über und auch noch bei hereingebrochener Nacht im Mondesglanz zu durchstreifen, immer wieder die schwarze Sphynx und den tiefen Himmel zwischen den Säulen zu betrachten uud dabei die Bewohner des alten Kaiserpalastes mit den italienischen Krämern unserer Tage zu vergleichen, von welchen nicht wenige sich durch Wucher und Ausbeutung der Versunkenheit des Morlaken-Volkes bereichern.

Die meisten Gassen von Spalato sind nicht minder eng, als die Contrade von Troghir. Doch begegnet man

überall regem Leben. Sie sehen aus wie die Wege und Plätze in den Städten Venetiens aussehen und — an der Ecke der Contrada Campanile und Contrada Ogni Santi — fehlt auch der Heiligen-Riese nicht, stets von Blumen und Lichtern umgeben.

So möchten die korkholzähnlichen, gelbbraunen Wände des alten Palastes, in deren Wirrsal der Kern der Stadt steckt, nicht minder als die Behausung des lebenden Geschlechtes uns völlig nach Italien hinüber versetzen, wenn nicht ein Blick auf die nächsten uns umgebenden Menschen, die Morlaken mit ihren Turbanen und braunen Mänteln, die waffentragenden Männer, die bunten Gewänder der Frauen und der Klang slavischer Sprache, welche selbst im Innern der Stadt so häufig vernommen wird, als das romanische Idiom, uns bei jedem Schritte an das Gestade gemahnten, an welchem unser altes arisches Brudervolk, die Slaven, seit Jahrhunderten die Bollwerke des Abendlandes bilden.

Sechstes Capitel.

In der Zaworje.

Wer Dalmatien kennen lernen will, darf sich keineswegs damit begnügen, am Strande hin zu gehen, die Uferstädte zu besichtigen und an der einen oder andern Insel zu landen. Es ist das freilich, mit Benützung der Dampfschiffe, die bequemste und auch diejenige Art, welche von den meisten Reisenden beliebt wird. Selbst Manche von Denjenigen, welche über das Land geschrieben haben, kennen nur die Küste.

Die Widerwärtigkeiten, welche namentlich mit einer Fußwanderung durch das Innere verknüpft ſind, ſchrecken Manchen ab, doch ſind dieſelben keineswegs ſo groß, als man ſich insgemein vorſtellt. Im Winter erſcheinen dieſelben mitunter peinlicher, wenn ſich ihnen Regen oder Bora beigeſellt — doch ziehe ich dieſe Jahreszeit zum angegebenen Zweck immer noch dem Sommer vor mit ſeiner Gluth und ſeinem Waſſermangel, mit dem Mangel an genießbarer Fleiſchnahrung in den einſamen Dörfern und den Fiebern, welche vornehmlich die Geſundheit des Fremden bedrohen.

Ich ſchildere alſo eine Wanderung durch die auf den Karten ſogenannte Zaworje, einen Landſtrich, welcher ſich in der Richtung von Scardona gegen Cliſſa hinzieht und ſowohl vom Flußgebiete der Cettina, in welchem Verlikka und Sige liegen, als vom Meeresſtrande zwiſchen Sebenico und Spalato durch anſehnliche Gebirgsreihen getrennt wird. —

Ich hatte mich am Abend zu Sebenico an einer theatraliſchen Scene ergötzt, welche in der Kirche für das gläubige Volk aufgeführt wurde. Zwei Mönche traten vor den Altar und begannen ein lautes Geſpräch, eine „Disputation“, wie ſie namentlich in den religiöſen Wirren des ſechzehnten Jahrhunderts gebräuchlich war. Der eine dieſer Männer ſpielte die Rolle des Freigeiſtes, der andere die des Frommen. Sie begannen alle jene Gegenſtände zu beſprechen, wegen welcher von Zweiflern Widerſtreben gegen die Kirche und ihre Ordnung erregt wird. Der Sieg verblieb dem Frommen und der Advokat des Teufels mußte ſich vor allen Leuten für überwunden erklären.

Die Verſammlung trennte ſich augenſcheinlich bewegt.

Am nächſten Morgen durchwanderte ich nochmals die

ganze, am kahlen Gebirge empor klimmende Stadt, betrachtete den Dom und seine grüne Kuppel mit der lustig schwebenden „Giralda“ auf ihrem höchsten Knauf, seine Pforte mit der herrlichen Rosette, den grauen Säulen, den weißen und schwarzen Marmormäunlein, die Reliquie, den Körper des heiligen Christoph (derselbe kommt von Venedig bis Cattaro in drei Exemplaren vor) und schritt, nachdem ich das Alles zur Genüge bewundert, am sonnenglänzenden Mittag die blendende Straße hinan, die zwischen den beiden zertrümmerten Castellen auf den zwei, Sebenico überragenden, Hügeln zwischen ihnen hindurch bergan nordostwärts ins Land führt.

Man legt dort kaum einige hundert Schritte zurück und sieht eine Umgebung vor sich, die eine dalmatische Landschaft von vorzüglichster Eigenthümlichkeit darstellt.

Die Steine glänzen im kahlen Land unter der zertrümmerten, verstaubten Akropolis des Bischofssitzes. Zwischen den Steinen steigt die Straße okerfarben gegen das von Bäumen und freiwilligem Pflanzenwuchs entblößte Land an. Im Sommer mag das Grün der Rebenblätter ein wenig die Todtenfarbe des Bodens zudecken, nunmehr aber tragen selbst die grauen Aeste einzelner weniger Feigenbäume, die hie und da über die Mauern und Steinhaufen hervorragen, dazu bei, ein großes Wüstenbild zu schaffen. Sieht man in der Ferne eine winzige Gruppe von Oelbäumen, welche sich vom Boden abhebt, so verstärkt auch diese den traurigen Eindruck — man möchte sie mit einem Rostfleck auf verwitterter Metallfläche vergleichen.

Ueber alle Beschreibung wunderbar aber ist die Wirkung des Meeres zwischen diesen Höhenzügen, Landzungen und Scoglien. Es ist als stünde man auf einem Berge und

ſehe den Abgrund zwiſchen ſich und den anderen Gebirgsgraten ſtatt mit Luft mit Waſſer angefüllt, welches nur die ſchmalen Rücken, Spitzen und Kämme hervorragen läßt. Man verſetze ſich, (um ein Beiſpiel zu wählen, welches Vielen unter meinen Leſern aus eigener Anſchauung bekannt iſt) auf die „Hohe Salve“ in Tirol. Die zahlloſen Gruppen der Alpen ſchauen mit den Gipfeln aus dem Meere — vom Wilden Kaiſer, von den Berchtesgadener Bergen, von den Tauern erblickt man nichts als lange Inſeln, niedrige Eilande.

In der Nähe fluthet das Meer bläulich in den Zwiſchenräumen der Felswände, die es überfluthet hat, aus der Ferne dagegen blickt es als matter Silberſpiegel zwiſchen den dunkeln Felsungethümen. Es iſt in der That eine große Landſchaft und wer ſich einen Begriff von der Natur des Inſelreiches machen will, findet von dieſer Höhe aus einen Anblick, der, wenn ſich auch gegen Süden noch oft widerholend, doch von keinem mehr eigentlich typiſchen übertroffen wird.

Weiter landeinwärts erſcheint der Grund nicht mehr ſo nackt, wie an der Küſte des Meeres. Die geneigten Steinhalden, noch mehr aber die Mulden zwiſchen ihnen, ſind mehr und mehr von Oelbäumen geſprenkelt. Ja, an mancher Stelle iſt es dem Fleiße ſelbſt gelungen, rundliche Flächen, die vor dem Winde mehr geſchützt ſind, von Steinen ſo zu ſäubern, daß junge Getreidehalme ſprießen. Dieſe rundlichen Oaſen, die meiſt nur wenige Klafter im Durchmeſſer haben und von einer Mauer umgeben ſind, verkünden in der Erſtarrung den Frühling, der bald mit den ſüdlichen Winden ins Land kommen wird.

Männer in Turbanen und Zöpfen mit Metallstücken, die ihnen klirrend bis zur Hüfte hinabhängen, Eselkarawanen, hinter ihnen die Treiber mit den kurzstieligen, lanzenähnlichen Peitschen, Weiber in bunten Gewändern und weißen Kopftüchern, den Spinnrocken in der Hand, die dein „Fala Jsuse“ mit freundlichem u viek (in Ewigkeit) beantworten, „Rondaren“ (bäuerliche Sicherheitswachen) mit langen Gewehren — das ist die Staffage.

Scardona ist von Sebenico zehn Miglien*) entfernt. Es giebt einen halsbrecherischen Fußweg durch die Steinhalden, welcher die Entfernung stark abkürzt, doch wird der Wanderer gut daran thun, sich an die Straße zu halten.

Die grauen Mauern, welche die „Grundstücke“ (richtiger: Steinfelder) abgrenzen, kriechen hier wie Blindschleichen durch manche Olivengruppe auf die grauen Grate hinauf, dort erheben sich zwischen den Oelbäumen hohe Steinpyramiden, von den benachbarten Weideplätzen aufgelesen. Wenn es auf der Welt ein Symbol der Genügsamkeit gibt, so ist es ein dalmatisches Schaf, welches im Stande ist, sich auf solcher „Weide“ zu nähren — sei es nun, daß die Weide aus dem winzigen Grase bestehe, welches wie Grünspan über dem Boden liegt oder aus den Keimen, die zwischen diesem und jenem Block aufsprießen oder in den ummauerten Vierecken, in welchen Gras von Strohfarbe, einem verkümmerten, vergilbten Saatfelde ähnlich, seine rauschenden, dürren Halme zeigt — ein schwefelgelber Fleck auf dem Grund von Löschpapier-Farbe.

*) Der tüchtige Fußgänger legt eine Miglie in zwanzig Minuten zurück.

So laſſen ſich alſo die Einzelnheiten der Landſchaft zwiſchen hier und Gulin, dem Kreuzwege, an welchem die Straßenzüge nach Scardona und Derus ſich theilen, in folgende beſtimmte Erſcheinungen zuſammenfaſſen: blaues Meer in der Tiefe von grauen oder braunen, faſt völlig nackten Schluchten, zuckerhutförmige Steinhaufen, Mulden von ſpitzigen Kalktrümmern ausgefüllt, gelbes Gras zwiſchen ſtachelichen Ginepre-Sträuchern, die ſich von der Bora haben gegen Süden drehen laſſen, ferne Geſichtskreiſe des Nordens mit weißem Schneegebirge, thurmhohen Gräben, in welchen, je einer vom andern über hundert Schritt entfernt, ein elender Strauch an der ſteilen Wand hängt, Gräben, in welche der hohe Rand des Straßenhügels pechſchwarze, ſcharfe Schatten wirft — hie und da gar eine Buche mit rauſchenden Blättern im gelben Gras — und über das Alles jagt die Bora hin, die eiſig aus den bosniſchen Gebirgen herüber pfeift, deren Schneeſtreifen als Silberwand den Geſichtskreis der Hochfläche abſperrt.

Am Kreuzwege gibt eine weiße Steinſäule den Wanderern Richtung und Länge ihrer Wege an. Daneben ſteht — wie aller Orten an Kreuzwegen — ein Wirthshaus, eine echte Morlaken-Herberge. Der Boden drinnen iſt die Erde, wie draußen und auch nicht weniger kothig. Man ſtelle um irgend eine Pfütze herum vier Mauern und ſetze ein Dach darüber, ſo hat man nicht mehr und nicht weniger als das „Innere“ einer ſolchen Kneipe. Doch — ein Bett ſteht darinnen, aber es gleicht andern Lagerſtätten wie der Boden einem deutſchen Erdſtrich! Bewaffnete ſtehen darinnen, von denen eben Einer einem Truthahn, der zornig herein kam, mit

einem Meſſer, das er aus dem Gürtel gezogen, den Kopf abgeſchlagen hat zum unbändigen Gelächter der ganzen Rotte.

Der Wein riecht ſtark nach den Bockſchläuchen. Statt eines Brettes dient ein viereckiger Balken als Bank. Die „Bocali“ ſind mit einer Schmutzrinde glaſirt, wie ein kupferner Keſſel mit Zinn.

Die Hochebene, auf welcher das dicht daneben befindliche Dorf Gulin ſteht, unterſcheidet ſich gar ſehr von der Strecke, die wir bisher durchwandert haben.

Gulin, ein ſchmutziges Dorf, iſt unter Bäumen verſteckt und in geringer Entfernung gedeiht ein anſehnlicher Buchenhain durch Mauern gegen die Wanderungen der Ziegen und Schafe geſchützt. Doch ſcheint das Alles nur da zu ſein, um den Gegenſatz der entſetzlichen Wüſte zu verſtärken, die ſich bis dahin ausdehnt, wo der Weg ſich in Windungen zu der meererfüllten Schlucht von Scardona ſenkt. Dieſe Wüſte wird von Nichts belebt, als von dem traurigen Geheul unſichtbarer Hirten, die in der Ferne zwiſchen den Steinen, welche Alles überlagern, ihre Heerden hüten. Der Geſang der Morlaken iſt ein Ding ohne Gleichen. Man ſtelle ſich vor, ein Mann ſtoße, ſo lange ihm der Athem reicht, einen Bruſtton aus, ſchlage ſich dabei aber mit der flachen Hand fortwährend an die ausgeſtreckte Kehle, ſo daß ein unbeſchreibliches Tremolando entſteht, ein O—o—o—o—o—o—o!! und ſo weiter bis in's Unendliche. Das Eintönige, Oede, Verkommene und Freudloſe dieſes Landes wird durch Nichts beſſer dargeſtellt, als durch dieſe Klage aus der Ferne. Die Natur hat hier in der menſchlichen Lunge das Werkzeug gefunden, mit welchem ſie ihr Weſen offenbart. O—o—o—o—o—o!! Unab-

läſſig auf unſerer Wanderung wird uns dies blödſinnige Trauerlied verfolgen, ſei es im Buſchwerk der Ginepre-Stauden, in dem Gewirr der Steinblöcke, in den Klüften, in den Rinnſalen ausgetrockneter Flüſſe, oder im endloſen Wirrſal der nackten Karſtfelſen.

Die Wüſte iſt troſtlos und erhaben. Nur in weiter Entfernung von einander erheben ſich ſchwarze Dornbüſche über das Geſtein. Am Geſichtskreis des Nordoſtens aber läuft der alabaſterne Wulſt hin, das Grenzgebirge. Die Steinfläche der Wüſte ſchneidet das Gebirge mitten entzwei und läßt uns nur die beſchneiten Höhen erblicken.

Unter ſolchen Eindrücken gelangt der Wanderer dahin, wo der Weg ſich wieder zum Meere ſenkt.

In vielen Windungen ſteigt ſie nieder und mit dem Schutze, den die abfallenden Wände geben, je mehr ſie zur Tiefe hinab geht, erſcheinen auch wieder die Oelbäume und das junge Oelgeſtrüpp, in welchen langhaarige Ziegen ſich herum treiben. Auch ſmaragdene Saaten tauchen auf, geſegnete Kreiſe, die der Fleiß des Menſchen geſchaffen, mitten im Karſt und endlich kommt jenſeits des blauen Waſſerabgrundes Scardona zum Vorſchein, ein Haufen durcheinander geſchobener gelber Würfel — aus den Olivenhainen der abſteigenden Straße betrachtet ein Steinhaufen in der Stein- und Waſſerwüſte.

Bald aber verſchwinden die Gruppen der Oelbäume wieder und an ihre Stellen treten wieder wellenförmige graue Felſenriffe, in deren Ritzen ſeit Jahrhunderten ſich kaum mehr ein Moos angeſiedelt hat. Die Rippen, das Gerüſte der Hochebene, der Wüſte dort oben brechen hervor — ein wahrhaft ſchrecklicher Anblick in völlig todtem Stein zu gehen, links, rechts, oben, unten — Alles ſtarr,

zerriſſen, todt, verwittert und dazu den Anblick jener Stadt über der Bucht ohne Schatten, ohne Baum, ohne Gebüſch, ein Wirrſal von geſchichteten Steinen in Mitten der wüſt zerſtreuten. Durch dieſe tödtliche Einöde ſaust die Bora, vom Wiederhall verſtärkt, und der arme Wegmacher — ein Wegmacher mit Turban und Handſchar — zittert im eiſigen Hauch dieſes fluchbeladenen Windes.

Bald, je nach den Windungen der Straße, nähert man ſich wieder Buchtungen, von der Bora weniger bedroht, in welchen der Oelbaum neben der Fichte gedeiht — der ſüdliche Fruchtbaum neben nordiſchen Nadelhölzern.

Plötzlich endet die Straße an einem braunen Felſen beim Ufer, der ſich ihr quer entgegen ſtellt.

Man muß die Fähre erwarten, welche uns vom jenſeitigen Rande der Schlucht entgegen kommt.

Mittlerweile können wir den Geſchmack des Waſſers prüfen und daraus erſehen, ob wir uns in einem Spalte des Gebirges, den die Kerke ausfüllt oder an einer Bai befinden, mit welcher das Meer in die Kalkfelſen hineinzüngelt, ob wir ein Flußbett oder einen Fjord vor uns haben, ob wir an der Adria oder am Titius (dies iſt der alte Name der Kerka) ſtehen.

Die Probe fällt unentſchieden aus. Das Waſſer, welches den Grund der nackten Steinſchlucht überwallt, in welcher Scardona, wie ein Block in einer Sandgrube, auf deren Boden ſich vom letzten Regen ein Tümpel angeſammelt hat, mit ſeinem gelblichen Mauerwerk liegt — dieſes Waſſer ſchmeckt weder ſüß, wie ein Fluß,

noch salzig wie das Meer. Es ist eine Mischung von Beiden.

Wunderlich ist der Anblick der völlig nackten Wände neben dem lichtgrünen Wasser, über welches die Bora hinpfeift, daß die Fährleute weit ab von der Stelle getrieben werden, an welcher ihre Barke zu landen pflegt.

Was soll man nun von der Stadt Scardona, dem slavischen Skradin, dieser alten Glorie des Liburner Volkes sagen?

Von Außen sieht sie wohl fast orientalisch aus, wie Sebenico, vom Hafen aus betrachtet, inwendig aber unterscheidet sie sich nicht sehr von einem etwas schmutzigen deutschen Landstädtchen. Eine lange Gasse, in welche verschiedene kleine übelriechende Sackgassen münden — im Ganzen eine öde Ansiedelung, in welcher Schmutz und Langeweile aus allen Fenstern schauen.

In einem Hause am kleinen Hafen, zum „Bernardo" genannt, wird man auf eigenthümliche Weise empfangen — es ist dieses das einzige „Gasthaus" dieser Stadt.

Es gibt, wie versichert wird, gar nichts zu essen, als ein Stück Brod. Wer sich mit dieser Auskunft zufrieden gibt, erhält auch weiter nichts. Der Beharrlichere aber überwindet schließlich die Gedankenträgheit und die Gleichgültigkeit der Beherrscherin des Heerdfeuers und es stellt sich heraus, daß ihm der Tisch mit Allem, was da kreucht und fleucht, gedeckt werden kann, vom Steinhuhn zum Hasen, vom Ochsen zur Gans. Dieselbe Antwort wird *jedem* Fremdling ertheilt und nur der Unternehmende gelangt zum Mahle. Es ist die verkehrte Welt. — —

Es versteht sich von selbst, daß Jemand, der aus weiter

Ferne hieher gepilgert kommt, die Wanderung zu keinem anderen Zwecke unternommen hat, als um von hier aus nach den Waſſerfällen der Kerka zu gehen, welche nicht nur dem dalmatiſchen Volke als ein Weltwunder gelten, ſondern auch, vorzüglich durch die Schriften engliſcher Touriſten, in ganz Europa ob ihrer Schönheit zu einem gewiſſen Rufe gelangt ſind.

Ich muß geſtehen, daß ich Anfangs nicht wenig an der Möglichkeit zweifelte, daß in Dalmatien, einem Lande, in welchem nur die Grenzgebirge durch einigen Wald und durch mittelmäßige Erhebung den Quellen Schutz gewähren, ein Fluß von einigem Waſſervermögen zuſammenrinnen und an irgend einer jähen Stelle einen „Sturz“ darſtellen könne, wovon es der Mühe werth wäre, in Europa zu reden, welches in ſeinen Alpenländern ſo herrliche Schauſtücke dieſer Art in ziemlicher Anzahl beſitzt.

Indeſſen mochte ich auf Grund dieſer a priori gebildeten Anſchauung doch nicht abſtehen, zu dem vielberufenen Wunder zu wallen, und erzähle hier mit vollſtändiger Unpartheilichkeit die Eindrücke, die ich von dieſer Wanderung mitgebracht habe.

Zuvörderſt erwähne ich, daß von Scardona aus der ſteinige Weg fortwährend am linken Ufer der Bucht zwiſchen dieſer und den durchfurchten, nackten Wänden ſich hinzieht und keineswegs verfehlt werden kann. Doch iſt es gerathen, ſich irgend einen jungen Burſchen, der die Fälle gut kennt, ſich als Wegweiſer mitzunehmen, damit der Fremdling im Gewirre der Inſelchen unter den Fällen die beſten Standorte raſcher finde und auch nicht verſäume, zum „Meere“ hinaufzuſteigen, dem

großen Seebecken, zu welchem der Fluß in geringer Entfernung oberhalb der Stürze angeſtaut wird. Das Allerbeſte aber iſt, in einer Barke zu den Fällen zu fahren. Denn auf dem Wege, den ich beſchreiben werde, ſieht man nur den weſtlichen (freilich weit aus ſtärkſten) Theil des Falles. Der öſtliche bleibt durch einen Rieſenfelſen verſteckt, an dem der herabdonnernde Schwall des Fluſſes ſich in zwei ungleiche Hälften bricht. Wer im Nachen kommt, überſieht von der Mitte der waſſererfüllten Schlucht aus die beiden. Bei dem gewöhnlichen niedrigen Waſſerſtande des Sommers mag im Uebrigen wohl auch derjenige, der auf dem von mir zu beſchreibenden Wege gekommen iſt, bei den Mühlen ſich in einem Kahne unterhalb des weſtlichen Sturzes nach dem öſtlichen hinüber fahren laſſen — fällt aber, wie bei Gelegenheit meines Beſuches, nach langen Regengüſſen der Sturz in gewaltiger Fülle, ſo gehen unter ihm die Wogen zu hoch und zu reißend, und der Fremdling muß auf den Anblick des Falles hinter jenem vorſtehenden Felſen verzichten. Auf dem weſtlichen Ufer liegt Scardona, auf dem öſtlichen Sebenico, ſo wie Verona öſtlich, Brescia weſtlich vom Gardaſee liegen. Und ſo wie man dort die bezüglichen Ufer das veroneſiſche und das brescianiſche nennt, ſo bezeichnet man hier die eine (größere) Hälfte des Sturzes mit dem Namen: der „Fall von Scardona“, jenen anderen hinter dem Felſen mit „Fall von Sebenico“. Die Fälle überhaupt können in etwa einer Stunde von Scardona aus erreicht werden, während ihre Entfernung von Sebenico etwa vier Stunden beträgt. Und ſo iſt denn manchem Reiſenden die Täuſchung entſtanden, als ſei ein entfernter, auf den Karten gar nicht auffindbarer

Waſſerfall gemeint, wenn man von den „cascate di Sebenico“ ſprach.

Ich trat den Gang am linken, weſtlichen Ufer in Begleitung eines Wegweiſers an einem heiteren Wintermorgen an. Wo der vorſpringende Fels, eine Wand, eine Berghalde die Bora abwehrten, erwärmte die Sonne wie an einem Frühlingstage, an andern Stellen dagegen raſſelten die Steine von den kahlen Hängen und erſtarrten die Glieder, wenn ſie nicht rührig bewegt wurden.

Außerhalb der finſteren Schattenkegel, welche die Felſen auf das Waſſer des Golfes werfen, erblickte ich die aufſtäubenden Schaumſtreifen, welche der Nordwind mit ſchrillem Geheul dahin trieb.

Gegen ihn kämpften mühſelig einige Barken an, die ſich mit den Rudern gar langſam an den Felswänden und längs der nackten Geröllufer fortſchoben. Sie waren mit Getreideſäcken belaſtet, deren Inhalt in den Mühlen, welche die Waſſerſtürze treiben, in Mehl verwandelt werden ſoll. Dieſe Mühlen ſind in dem waſſerarmen Lande weit auf und ab die einzigen, und es werden deshalb aus anſehnlichen Entfernungen die Körner zu ihnen hin geſchafft.

Furcht erregend tobte die Bora in den Schluchten, in welchen kein Grashalm keimt. In der Ferne riß ſie Waſſer von der Oberfläche los und zermalmte es zu grauem Staub, der wie eine Wolke auf trockener Heerſtraße umher flog. Wo die Sonne auf das Waſſer des Golfes auffiel, ſtiegen Dünſte in die eiſige Boraluft.

Der Weg windet ſich längs der Bergwand hin, die bald als Geklipp vorſpringt, bald als Schlucht zurücktritt. Ich gehe bald neben den Dämpfen, die vom

Waſſerſtaub in die Luft treiben, bald hoch über ihnen. Bald ragt nur der Wind ins Geſicht, bald treibt er mich vorwärts, bald gehe ich durch kühligen Schatten der Felswand, bald im blendenden Licht über den Kalkſteinen.

Je näher den Waſſerſtürzen, deſto ausgedehnter werden im Golfe die Riedinſeln, zwiſchen welchen ſich Millionen weißer Schaumflocken, vom Winde aufgepeitſcht, dahin drängen.

Nunmehr erſcheinen die breiten, glänzenden Stürze hinter ungeheuerlichen Wolken, die ruhig und ſtätig von ihrem Fuße emporſteigen. Das Auge vermag ſolches Licht nur auf wenige Augenblicke zu ertragen — es wendet ſich von dem Schauſpiel ab, um angezogen ſofort wieder zu ihm zurück zu kehren.

Man begreift beim Anblick desſelben und bei dem Donner, der in unſere Ohren fällt, wohl, daß von günſtigem Winde das Geräuſch bis nach Scardona hinab getragen wird. Drüben liegt eine kleine Kapelle an der verſengten Felswand, dem heiligen Joſeph geweiht. In ihrer Nähe beginnt die ſüße Fluth der herabrollenden Kerke ſich mit dem andrängenden Meerwaſſer zu vermiſchen und beginnt in den Wellen der Bucht jener ſüßſaure Geſchmack, der ihren Inhalt bis weit gegen Sebenico hin als eine Vereinigung von Fluß und Meer erkennen läßt.

Wo in der Landſchaft des mittleren Dalmatiens Häuſer ſtehen, erheben ſich neben ihnen Pappeln, und deshalb ſehen wir auch die Stürze zuerſt durch den Rahmen dieſer Bäume, welche ſich neben den Mühlen auf den Landzungen und Inſeln unter den Stürzen

angeſiedelt haben. Es iſt als gloſtete ein Brand zwiſchen dieſen Bäumen — ſolch dichter Qualm zieht hoch über ihre Spitzen in die Luft hinauf.

Beim erſten Anblicke erkennen wir, daß ſich der Waſſerfall der Kerka weſentlich von den Stürzen der Alpen unterſcheidet. Er iſt mehr in die Breite als in die Höhe angelegt und gleicht einer Rieſencascade, im Style derjenigen, wie man ſie in den Gärten ſieht, die im Geſchmacke von Verſailles angelegt ſind. Von den bekannteren Naturerſcheinungen der Art dürfte der Rheinfall ſeiner Structur nach am beſten mit ihm zuſammengeſtellt werden können.

Es iſt wahr, daß er dieſem, ſelbſt jetzt im Winter zur Zeit der Fülle, an Menge des herabſtürzenden Waſſers nachſteht. Was ihm aber hieran gebricht, das wird durch den ſeltſamen Reiz der Umgebung, durch den Anblick der Schluchten in ihrer gräßlichen Nacktheit, durch den Pflanzenwuchs auf den Inſeln, und durch die ſeltſamen Umgebungen des Fluſſes oberhalb der Fälle — kurz geſagt durch das fremde und in hohem Grade eigenthümliche Weſen der Landſchaft vollſtändig aufgewogen und mehr als das.

Einzig iſt die Kolonie von Mühlen — es mögen deren wohl zwanzig ſein — die im Staube des Falles, unmittelbar vor den zerſchmetterten Wogen, im Schatten von Oel- und Weidenbäumen ſtehen. Sie alle in Bewegung zu ſetzen, hat man das Waſſer in eben ſo viele Kanäle geleitet, und ſo gehen wir zwiſchen ihnen in einem Gewirr von jähen Schaumbächen hin, einem Labyrinth von Waſſer und Inſeln.

Ich habe erwähnt, daß der Fall im Allgemeinen

ſich in zwei große Hälften theilt. Aber auch unſer Theil, der Fall von Scardona, allein gleicht einer überfließenden Schale, von welcher ſeitwärts, neben dem Hauptſchwall, ſich Trauben herabſtürzen. Das Waſſer fällt im Halbkreiſe.

Laſſen wir vorläufig den Hauptſturz und ſeine dröhnenden dunkeln Wolken aus den Augen und ſteigen wir ſeitwärts die Höhe an, eine Wildniß von Epheu, moosbedeckten Felſen, Maulbeerbäumen und Olivengruppen, in welche vielleicht fünfzig kleine Schaumcascaden — im Style des Staubbaches — aus einer Höhe von etwa hundert Fuß herabwallen.

Hier ſieht man mit Entzücken — beſſer vielleicht geſagt, mit Wehmuth — was dieſes Land ſein könnte, wenn der menſchliche Wahnſinn mit ſeinen Wäldern nicht zugleich auch ſeine Quellen und Bäche vernichtet hätte. Man iſt von der Steinwüſte, die hundert Schritt vor dem Waſſerfall beginnt, und ſich faſt über das ganze Land hin ausdehnt, in ein ſchattiges Reich getreten, aus der öſtlichen Oede, in einen lieblichen Winkel des deutſchen Garten- und Waldlandes.

Ueberall rauſcht es in den dichten Wipfeln, überall ſchäumt es zwiſchen den Zweigen, moosbedeckte Brücken, dichte Haine hoher Weiden, weiße Säulen, die auf eine Wölbung von Oelbaum-Kronen herabſtürzen und in Mitten des dunkeln Daches verſchwinden — und über Allem die große, unbewegliche Rauchwolke des Falles.

Wie wohlthuend dünkt dem Wanderer das heimathliche Geräuſch klappernder Mühlen, nachdem er Wochen lang keine anderen Waſſer hat rauſchen hören, als die der grauen Brandung oder die ſalzigen Wülſte

um das Schiff! Aber die Mühlknechte erscheinen nicht in der vaterländischen Tracht der Unschuld, sondern stehen in braunen Morlaken-Mänteln herum, und die Kunden gleichen keineswegs den vierschrötigen Landwirthen. Sie sitzen, den Turban auf dem Kopfe, den Handschar im Gürtel, mit langen Pfeifenrohren auf den Barken, die vor den Mühlen angelegt sind, und ihre Augen, ihre Hautfarbe, ihr Gespräch hat nichts gemein mit dem Wesen unserer dickbackigen, kleinaugigen, runden Bauern im deutschen Getreideland.

Selbst aus dem Boden quillt hier an mancher Stelle das Wasser, das vom Flusse oben durch unterirdische Kalkritzen hindurchsickert, und benetzt das reichliche Gras, das überall unter diesem Himmelstriche aufsprießt, wo der Boden vom gesegneten Naß getränkt wird. Auch das Mauerwerk der einen oder anderen verlassenen Mühle steht dazwischen. Noch schäumt, wenn man vom Rande der Mauern hinabschaut, der Mühlbach in der Tiefe wie in den Tagen, in welchen er das große Rad umwälzte — um die verwitterten Ränder der Mauern aber hat sich dichtes Buschwerk angesiedelt, das bauschig ins Innere hinein hängt, und sich des kühlen Wasserhauches erfreut, der aus der finstern Tiefe des zerfallenen Gebäudes emporsteigt. Draußen neben dem Mauerwerk stehen ungeheure Rohre, mit gelblichtem Schaft und gelblichter Rispe, die, wie ein Pendel, hin und her schwanken in der Luftwallung, welche von den stürzenden Wassern erzeugt wird.

Auffallend ist die Ausbeutung der Bächlein, die Wäsche und die schmutzigen Tücher der Morlaken zu reinigen. Diese sind um eine Walze gebunden, welche

vom Waſſer getrieben wird, und zwei hölzerne Hämmer, welche fortwährend darauf ſchlagen, halten ſie an dieſe Walze feſt. Eine vielleicht gewaltthätige, aber jedenfalls wirkſame Art, dieſe Geſpinnſte zu reinigen. Es iſt ein wunderlicher Anblick, dieſe umwickelten Walzen, deren Hülle ohne Beihilfe irgend eines Menſchen unaufhörlich mit einer Kraft zerklopft wird, die einem Menſchen die Knochen zermalmte und ringsum überall die ſchäumenden Stürze — dreißig, vierzig an der Zahl und über ihnen der Epheu an der triefenden Felswand, deſſen Blätter von den abſprühenden Tropfen erzittern und manche kleine, grünumrangte Tropfſteinhöhle im Kalk, der nur durch ſolche Höhlung ſichtbar wird, weil ihn ſonſt aller Orten das Grün verhüllt.

Das Merkwürdigſte bleibt, wie ſich begreift, der große Waſſerſturz ſelbſt. Da fällt der quirlende Strom über etwa ſechs Abſätze herab. Er hat mit Nichts mehr Aehnlichkeit als mit einem Gletſcher, der in der Mittagsſonne glänzt. Die dunkleren Zwiſchenräume, beim Gletſcher die Klüfte, das ſind hier die langen Linien, an welchen der Fels durch den Schaum ſchaut. Nur der aufſtäubende Waſſerdunſt beeinträchtigt den Werth dieſer Vergleichung.

Die Aehnlichkeit mit einem Gletſcher, der ſich jäh um einen Felſen beugt und raſch über die unter ihm ſteil gelagerten Felsterraſſen gegen ſeine Stirnmoräne abbricht, iſt aber in hohem Grade überraſchend, wenn man ſich die Erſcheinungen des Donners und des hoch aufwirbelnden Waſſerſtaubes weg denkt. Namentlich wenn die Sonne im Mittag ſteht, verſchwinden die vielfach ſchillernden Farben und es bleibt nur der Anblick einer geneigten, matt geſchliffenen Silberfläche, die von

[redacted] Schattenlinien, wie der Gletſcher von ſeinen [redacted]ünden, durchzogen wird.

Jeder einzelne der Dutzende von Neben-Stürzen, der überquellende Fluß oben ſeitwärts über den Fels[redacted] hinab ſchäumen läßt, verdiente nicht nur in Tal[redacted]ien, ſondern auch in unſeren deutſchen Waldgebirgen [redacted] Beſuch — der wolkige Schaum-Gletſcher aber, [redacted] gekrümmte breite Straße ſchneeblendenden Lichtes [redacted] werth, daß man von den großen Waſſerfällen der [redacted]amerkette hieher eine Pilgerſchaft unternimmt, — doch [redacted] in den kühlen, niemals in den heißen Monaten oder [redacted] Herbſtzeit, wenn die ſüdliche Sonne ſogar die Waſſer[redacted]ern der hohen dinariſchen Kalkberge zu trocknen beginnt, [redacted] die kühlen Becken im fernen Nordoſt unter monate[redacted]ger Dürre ſtaubig werden, wie eine Mulde in der [redacted]anja.

Am frühen Morgen läßt ſich der quirlende Strom [redacted] mit einer erſtarrten, ſilbernen Gletſchermaſſe ver[redacted]ichen.

Der untere Theil der Schaumwolken dunkelt blau [redacted] den Wallungen; erreichen ſie aufſteigend das Licht [redacted] Sonne, ſo ſchimmern ſie in milchigem Glanze, aber [redacted] ſcheint der Strudel des Sturzes durch ſie hindurch. [redacted] werden die blauen Dünſte aus dem Abgrund ins [redacted] zurückgeſchleudert, aus dem ſie gekommen ſind.

Gerade vor dieſen zitternden Wolken, oft von ihnen be[redacted], zieht ſich, von Weiden und Maulbeerbäumen beſchattet, [redacted] grüner Plan hin, welchen die Leute den „Garten“ nennen. [redacted] ihm ſteht ein Luſthäuschen. Hieher flüchten ſich zur heißen [redacted] des Jahres häufig die Einwohner von Scardona [redacted] Sebenico aus der Glut und den Ausdünſtungen

ihrer unfläthigen Mauern, um den Hauch des frischen Stromes einzuathmen und sich bei einer Mahlzeit im Grünen zu ergötzen. Es gibt sicherlich wenige Speisesäle in der Welt, die sich mit diesem vergleichen lassen, dessen Hintergrund die wallende Wand voll zuckender Lichter und Silberblitze ist.

In einer der Mühlen zwischen den zahllosen Rinnsalen befindet sich eine Schenke, deren beturbanter Wirth zu seinem dunkeln Wein einladet.

Dort drinnen ist es an heißen Tagen wohlig zu sitzen: durch die Thüre sieht man auf die grüne, schaumige Kerke hinab, die, nachdem sie sich vom Sturz über die jähen Felsterrassen wieder gesammelt, eilig dem salzigen Meere zustrebt.

Vielleicht nicht minder als der Wasserfall wird manchen Wanderer das „Meer" überraschen, zu welchem sich der Fluß oberhalb der Fälle ausgebreitet hat. Zu diesem steigt man links des Falles an der brüchigen Bergwand hinauf. Oben erreicht man vorerst einen weiten Wiesen- und Baum-Anger, durch dessen Geäst und Gestrüpp die weißen Staubwolken, die der Wind vom Sturze zurückjagt, getrieben werden. Das Wasseratom, kaum in der Tiefe der Brandung angekommen, muß wieder in die Höhe und sinkt in die eilenden Wirbel herab, um denselben Weg zwischen den Donnern im Gischte noch einmal und vielleicht noch hunderte Mal zurück zulegen.

Die Bergwand zur Linken läßt uns, auch beim Anblick dieser grünen, wassererquickten Aue, nicht vergessen, daß wir uns im verwüsteten Lande Dalmatien befinden. Bis an den Rand desjenigen Bodens, welchen die letzten Wasseräderchen zu erreichen und zu tränken vermögen, erstreckt sich die Steinwüste.

Auf der Aue aber ſtehen graue Pappeln, Oelbäume, [illegible]e Weidenſtämme, Wachholderbäume und große Gruppen [illegible] Röhricht, drei, vier Klafter hoch und in der Morgen- [illegible]ne gar wunderlich glänzend, dicht neben einander, auch [illegible]en zwiſchen ihnen mannshohe Schachtelhalme nicht, [illegible]e den feuchten Boden anzeigen.

Einige hundert Schritte weiter zeigt ſich abermals [illegible]e grüne Fläche: es iſt der See, das „Meer“, welches die [illegible]ata bildet, zwiſchen nackten öden Bergen, von dunkler [illegible]arbe.

Es iſt eine erhabene Wildniß. Die einzige menſchliche Anſiedelung an dieſem Waſſerbecken iſt ein zertrümmertes Haus auf einem ſteinbedeckten Hügel. Von dieſem aus, [illegible]en weiße Blöcke überlagern, ſieht man am beſten hinein [illegible] die weite Waſſerrunde — einen mächtigen Alpenſee — [illegible]en die Bora durchfegt, und aus deſſen Klüften es tauſend- [illegible]immig heult.

Einige Rohrinſeln erheben ſich kaum über das Waſſer. [illegible]itten im „Meere“ aber ragt ein Fels auf, hoch, breitrückig, [illegible]uf deſſen Erhebung wohl ein anſehnliches Dorf Raum [illegible]nde — eine wüſte Hochfläche im öden See. Keine [illegible]timme, kein Laut. Das Dröhnen des Waſſerfalles, das [illegible]eifen der Bora über der Waſſerfläche und in den Schluchten, [illegible]s Zittern welker Diſteln um die zerfallenen Mauern des [illegible]auſes — ſonſt bewegt ſich Nichts in der Todtenſtille der [illegible]aſſerwildniß.

Wir kehren zurück.

Da, wo jetzt unter dem Sturze die Barken mit Getreide [illegible]gen, landen im ſchwülen Sommer täglich Schiffe, welche Waſſer aus dem friſchen Gebirgsſtrom in Fäſſern nach [illegible]ebenico hinab führen. Jetzt, in der kühlen Jahreszeit

begnügen ſich die Einwohner der Stadt mit dem ſchmutzigen Inhalt ihrer Ciſternen. — — —.

Verſetzen wir uns nunmehr wieder auf jenen Kreuzweg bei dem Buchwalde des Dorfes Gulin und bei der weißen Säule. Wir ſchlagen nunmehr die nordöſtliche Richtung gegen Ternis ein.

Hier wird die graue Wüſte vielfach von Wieſen und Saatfeldern unterbrochen, und die grüne Farbe überwältigt die andere der Oede, das aſchfarbene Steinfeld. In kurzer Entfernung gelangen wir zu der einſamen Herberge „bei den fünf Sternen“, und einem Gensdarmerieposten in der Anſiedelung Konjewrat.

Die Gensdarmen ſind eben von einem Streifzuge auf türkiſche Räuber aus Petrowac in Bosnien, welches am Abhange des berüchtigten Priſchikagebirges liegt, ermüdet nach Hauſe gekommen. Die Banditen haben in der Nacht eine Heerde aus der Umgebung fortgeführt und alle Mühe, ihrer habhaft zu werden, erwies ſich bis jetzt als fruchtlos. Es iſt ein gar anſtrengendes Leben, das dieſe Männer in der Oede dieſer wilden Gegend führen.

Auf der Haide, durch welche der Weg hinführt, iſt Gelegenheit, den großen Unterſchied zu beobachten, welchen bei Nacht die Ausſtrahlung der Wärme in die kalte Boraluft und bei Tage die Wirkung der ſüdlichen Sonne auf dieſem Boden hervorbringen.

Während Schweißtropfen von der Stirne des Wanderers fallen, welchen der Strahl der Mittagsſonne beläſtigt, bemerkt er große Eisſtücke in den Regenpfützen, die ſich auf den Wieſen und zwiſchen den Steinblöcken angeſammelt haben.

Die Annäherung an die Gebirge des Nordoſtens wird

nicht nur an dem deutlicheren Hervortreten ihrer meist kahlen Hänge wahrgenommen, sondern auch an großen Karawanen von Eseln, die mit Brettern beladen sind und so die Ueberreste der Ausbeute von den verheerten Buch- und Eichwäldern zum Meeresstrande hinabschleppen.

Wie sich leicht begreift, wird auch die Gestaltung des Bodens näher an den Bergen immer mannigfaltiger.

Schon bei dem elenden Dorfe Radonitsch beginnt der erstarrte Wellenschlag der Erdrinde. Ein tiefer Steingraben zieht sich mitten durch die Wüstenei. Sein Boden bietet Gedreidehalmen mehr Schutz, als die Fläche jenseits seiner Ränder.

Darum bemerkt man in seiner Tiefe mauerumzäunte Felder, während oben Schafe zwischen schwarzem Dorngestrüpp weiden. Graue Wüste und blauer Bergrand des Gesichtskreises, das ist abermals der Schauplatz der Wanderung.

Man sieht nichts Lebendes, als die langhaarigen, schwarzkopfigen Schafe, welche hie und da hungrig von einem Trümmerfeld zum anderen über die gelbe Straße ziehen.

Nur an sehr wenigen Stellen ist es den Menschen gelungen, zwischen den Steinen eine kleine Strecke Grund aufzufinden, welcher sie den Samen von Feldfrüchten anvertrauen.

Dort fliegen dunkle Rinder vor den bleichen Steinkuppen des Karstes, der sich in langen Klippenreihen weit in das Land hinein fortzieht, eine unabsehbare Reihe ausgefressener, haarscharfer Kanten neben der anderen — anzusehen wie die Wogenreihen, welche, soweit das Auge reicht, aus der hohen See sich dem Strande zuwälzen.

Die Hütten, welche in weiter Entfernung von einander in solchem Gekliff stehen, enthalten das Uebermaß der Armseligkeit und des Schmutzes. In mancher derselben wird Wein feilgeboten.

Ermüdet ließ ich mich auf einem Steine nieder, welcher vor einer derselben als Sitz dient.

Auf der Schwelle der Thüre lag die stattliche Wirthin von zerrissenen Gewändern bedeckt. Vor ihr kniete ein Mädchen und machte, über sie hingebeugt, auf die Schmarotzerthiere ihres Kopfes Jagd.

Ihr völlig nackter Sohn bettelte den Ankömmling an, während ein anderer Bursche mit einem dicken Kopf voll von struppigen, strohfarbenen Haaren sich mit den Truthennen im Kothe herumbalgte und ein mächtiges schwarzes Schwein im Inneren der Hütte den besudelten Boden aufwühlte.

Wenn man das ungestörte Schalten und Walten dieser Thiere betrachtet, so begreift man die zahlreichen Verletzungen, welche in diesem Lande den Menschen von Schweinen beigebracht worden sind. Ueberall begegnet man Verstümmelungen, welche in der Regel davon herrühren, daß das Schwein irgend ein Stück des Kindes, seines Schlafgenossen, verzehrt hat. Unter den Bettlern, welche dir einen Arm ohne Hand, ein Gesicht ohne Nase oder mit tiefen Gruben entgegenstrecken, dir einen Fuß ohne Zehen entgegenhalten, sind die meisten als Kinder in dieser Weise verunglückt.

Nicht jeder Wanderer bringt es sofort über sich, in solchen Höhlen zuzusprechen. Die Erschöpfung aber und das Bedürfniß nach Speise und Trank zwingen ihn bald, sich in das Landesübliche zu finden.

Manche der Klüfte und Gräben, welche durch die

Steinwüſte klaffen, werden von der Straße auf einem hohen Gange durchſchritten. Regelmäßig bemerkt man in dieſen Gräben, deren Hänge einen Schutzwall gegen die Bora darſtellen, kleine Pflanzungen von Buchen und winzige Saatfelder von wenigen Klaftern im Gevierte.

Oben aber, wenn auch an ſpärlichen Stellen ein ſolches Saatfeld hie und da das Auge des Wanderers erfreut, erſcheint ſofort und immer wieder bald die ebene Steinwüſte, bald eine lange Aufeinanderfolge klafterhoher Steinwogen.

Ueber dieſe ſchallt den ganzen Tag über von irgend einem zwiſchen den Felsrippen verſteckten Hirten jenes gurgelnde Geheul, das eintönigſte und traurigſte aller Lieder, in welchem die menſchliche Stimme ſich in einen Dudelſack verwandelt zu haben ſcheint.

Häufig tönt auch dieſer Geſang aus einer der finſteren Hütten, wo Dutzende von Kehlen ihn ausſtoßen, ſtets von den kreiſenden Weinkrügen angefriſcht. Dort liegen ſie in der Aſche um die kniſternden Flämmchen der Wachholderſtaude herum, trinken bei Tag, trinken bei Nacht — denn der ſchwere Wein iſt wohlfeiler als gutes Waſſer.

Der Gegenſatz zwiſchen dem Lärm dieſer Orgien, der aus den finſteren Thüren dringt, und der grauen Steinwüſte, welche jene Hütten in unendlicher Runde umgibt, bringt einen wunderlichen Eindruck auf den Wanderer hervor.

Die Straße gewinnt einigermaßen an Leben, je mehr man ſich Dernis nähert, einem großen Marktflecken oder auch einer Stadt, wie man den Häuſerhaufen immer nennen mag. Man bemerkt Kohlenſtücke aus dem dortigen Bergwerk auf dem Wege verſtreut, Eſel mit Truthähnen

beladen ziehen der Stadt zu, hie und da tränkt ein Treiber das Saumthier an irgend einer gelben Pfütze zwischen den Steinen, die Wiesen und Felder nehmen größeren Umfang an.

In höchst bedeutendem Grade aber überraschend ist der graue Felsenpaß, durch welchen man, sowie nach der langen Wüste die erste Bergreihe erreicht ist, gegen Dernis hindurch schreiten muß.

Weder oben, noch auf der Seite, noch unten entdeckt das Auge in dieser Klamm einen grünen Halm. In der Tiefe aber dröhnt und summt es: dort zwängt sich die gelbe Ciccola durch die grauen Pforten — ein Bild, welches durch die Nacktheit des Gesteins und die Abwesenheit irgend einer anderen Farbe, als der grauen des Karstes, eine ganz andere Wirkung hervorbringt als die gewaltigsten Klammen in den Alpen.

Denn über den donnernden Wassern der Letzteren beugen sich die schwanken Aeste von Sträuchern, zittern die Farrenkräuter an der feuchten Wand, hängen die braunen Wurzeln duftiger Tannen, und jenseits ihrer Felsenthore erfreut sich das Auge am Dunkel des Bergwaldes, an den Alpenrosen zwischen den dunkeln Bergföhren oder an dem saftigen Graswuchs der Matten. Hier aber ist die Erde und der Fels so verwüstet wie die Mauern, die letzten Thürme und Bollwerke von Dernis, welche sich bis auf die Höhe über diesen Wasserabgrund hinaufziehen und kahl ins kahle Land blicken.

Schrecklich anzuschauen ist das Licht der Abendsonne auf den grauen Felsen, die seit Jahrhunderten keinen lebendigen Keim beherbergen. Es scheint ein Strahl jenes Lichtes zu sein, welches auf der Erde

liegen wird, wenn ihre Weſen geſtorben ſind, und ſie als kahle Mondkugel kalt ſich durch den kalten Raum bewegt — ein unheimliches, furchtbares Licht, welches nur noch geſteigert wird, wenn die Sonne völlig zum Rande des Geſichtskreiſes geſunken iſt. Dann lodert der todte Kalk roth wie ein Nordlicht, feurig wie ſommerliches Abendgewölk auf dem Meere — eine Triumphfackel der Verheerung, weithin ſichtbar in dem wüſten Lande, ſichtbar denen, welche in den Steinfeldern gehen, ſichtbar im Inneren der Hütten voll Elend. — —

Dernis liegt auf dem nördlichen Abhang der erſten Höhenreihe, welche von den dinariſchen Alpen aus gegen die wüſte Hochfläche vordringt, die wir bisher durchwandert haben. Nur weniges Mauerwerk dringt bis auf den weſtlichen Abhang hoch über die Ciccola herüber — es ſind die gelben Trümmer, welche wir aus weiter Entfernung entdeckt haben.

Dieſer Höhenzug iſt eine Scheide des Wachsthums.

Während wir bis zu ihm hin und bis in ſeine Schlucht hinein, in welcher er von der donnernden Ciccola durchriſſen wird, durch ödes Land gegangen ſind, liegt jenſeits zwiſchen ihr und den bosniſchen Gebirgen eine gras- und fruchtreiche Hochebene, auf welche der erſte Blick erfreut und überraſcht fällt, ſo wie man die Engen der Klamm hinter ſich hat.

Dieſes Hoch- und Binnenland Dalmatiens unterſcheidet ſich völlig von dem größten Theile der Küſte und der Scoglien. Um den Gegenſatz an einem Beiſpiele zu erläutern, nehmen wir für dieſes die Gegend zwiſchen Dernis und Knin, oder auch die Zaworie, die wir durchwandern werden, für jenes aber die uns be-

reits bekannten Wüsteneien von Scardona und dem „Meere“ oder dem Sturze der Kerka.

Wären die Einwohner nicht, der Anblick ihrer Hütten und manches Schauspiel, welches mit dem Elend der slavischen Bevölkerung in diesem Lande zusammenhängt, so möchte man sich wohl an vielen Stellen dieser inneren Hochfläche auf die fruchtbaren Gründe Deutschlands versetzt meinen. Zu dieser Täuschung trägt nicht wenig das lebendige Wasser bei, welches hier, in erfreulichem Gegensatze zu den Küstenstrichen, aller Orten durch die Auen rinnt.

Indessen darf man sich auch dieses Land, welches wegen seiner Entfernung vom Meere weniger ausgesogen und verwüstet wurde, keineswegs als ein Arkadien vorstellen. Wir werden sehen, wie auch hier öde Felswüsten den fruchtbaren Ackergrund und die grünen Wiesen auf lange Strecken hin unterbrechen; grün und fruchtbar muß es vor Allem genannt werden im Gegensatz zu jenen anderen Landstrichen, von welchen wir nunmehr schon mehr als einen durchwandert haben, welcher als trauriges Musterbild für noch viel mehr andere aufgestellt werden kann.

Ehe man Dernis erreicht, muß die Ciccola auf einer Brücke überschritten werden. Es geschieht dies gerade an dem Punkte, an welchem sie den grauen Schlund des Felsenthores betritt. Von keiner Stelle aus ist deshalb der Einblick in die Klamm günstiger, als hier. Man sieht den rauschenden Fluß, auf welchem eben die Wellen der dunklen Tiefe einen Abglanz der Gluth mit sich in die Nacht der Klüfte forttragen, welche hoch oben am Rande brennt, zwischen den Windungen der gräßlichen Wände verschwinden. Einen Unterschied gegen die Klammen der Alpenwelt stellen die Wände nicht nur durch die Abwesenheit jeglichen Pflanzen-

lebens, sondern auch durch das Aussehen ihrer Oberflächen dar.

Die Klammen der Hochalpen sind Spalten im Gebirge, welche im Laufe der Jahrtausende von Strömen durchgebrochen wurden, die unvergleichlich reicher, mächtiger und gewaltsamer waren, als die Gewässer, die nunmehr aus der Nacht ihres Bodens heraufdonnern. Ihre Wände sind deshalb glatt oder die vorspringenden Felskanten ragen mit scharfen Ecken mitunter auch in geschweiften Bogen über die Tiefe. Hier aber ist der Fall augenscheinlich ein anderer.

Das kleine Wasser hat einen schon vorhandenen Spalt benützt, um nach Westen durch die Bergkette hindurch abzufließen. Die Wände desselben sehen keineswegs aus, als wären sie nach und nach von einer großen Fluth durchsägt worden, sondern ihre wulstige Oberfläche ist abgebröckelt, nachdem die Decke des Pflanzenwuchses durch Menschenhand, durch Quellenmangel, durch Sonnengluth und Stürme zerstört war. So sehen also die Wände dieser Kluft aus wie die Wände einer Sandgrube.

Jedenfalls aber ist die Aussicht von der Ciccolabrücke bei Dernis eine der merkwürdigsten Veduten im Lande.

Um eine Stadt oder einen Marktflecken wie Dernis zuschildern, ist es vielleicht am besten, wenn man die einfachen Erlebnisse eines Reiseabendes ohne schmückendes Beiwerk erzählt.

Als ich in der Dämmerstunde ermüdet ankam und mich an dem purpurrothen Glanze der Kalkwüsten satt gesehen hatte, trat ich vorerst in eine Barbierstube ein, in welcher nach einer mir gewordenen Mittheilung Bier verkauft wurde. Bei dem Besitzer dieser Verschönerungsanstalt

erkundigte ich mich nach dem Vorhandenſein irgend eines Hauſes, in welchem man dem Fremdling ein Obdach bietet. Denn die Gaſtfreundſchaft der wackeren Gensdarmen nehme ich nur in Anſpruch, wenn die unbedingte Nothwendigkeit zwingt.

Ich erfuhr, daß ein gewiſſer Buzzola einen „Albergo“ halte.

Dieſes Haus befindet ſich am Nordende des Städtchens. Ich durchſchritt ſeine ſchmutzigen Gaſſen, auf welchen die Bewohner plaudernd in der froſtklaren Abendluft ſtanden, während der Mond ſchon anfing, graue Schatten in die undeutlichen Lichter zu zeichnen.

Das Haus Buzzola's, in welchem, wie das ſchon in vielen dalmatiſchen Herbergen üblich, Niemand von dem Ankömmling Kenntniß nahm, enthält ein finſteres und altes Gemach, in welchem die Honoratioren des Ortes, fünf oder ſechs an der Zahl, ihr Abendeſſen einzunehmen pflegen. Nach vielen Bitten verhieß man mir, auch für mich ſorgen zu wollen, doch ſollte ich anderweitig eine Unterkunft ſuchen — wo, das konnte mir freilich Niemand angeben.

So ging ich denn wieder von dannen und flüchtete mich zu meinen Freunden, den Gensdarmen. Aber auch dieſe hatten keinen Strohſack mehr zu ihrer Verfügung. Doch nahmen ſie ſich meiner an und gingen zum Herrn Bürgermeiſter, um deſſen Vermittlung anzurufen. So gelang es denn endlich, in irgend einem Hauſe Obdach zu erhalten.

Als ich zu den Gensdarmen zurückkehrte, hatten zwei ihrer Kameraden eben ein paar Räuber in Feſſeln hereingebracht.

Darob gab es denn nun am Abend in der kalten

Stube beim Buzzola ein langes Reden über die Räuber mit ihren Thaten im Grenzlande.

Einer der Anwesenden war in seinem Leben einmal mehrere Stunden lang bei ihnen Gefangener gewesen, ohne daß sie ihm seine goldene Uhr, ein Geldstück oder irgend welche andere Habseligkeit genommen hätten.

Es war nur ihre Absicht gewesen, den Mann über das auszufragen, was man zu Knin eben über die Räuber im Gebirge spräche. Man hieß ihn am Mahle Theil nehmen, behandelte ihn freundlich und gab ihm Grüße an den einen und den andern Würdenträger zu Knin mit.

Ein Anderer erzählte die Geschichte eines Oberaufsehers der Finanzwache, welcher zu Sebenico mit gebundenen Händen und Füßen ins Meer geworfen wurde, ohne daß es gelang, die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen.

Die meisten Glossen aber wurden in dieser Versammlung, welche durchgängig aus Leuten bestand, die ihre Gegend wohl kennen, über den einen und anderen Bekannten gemacht und zwar in Bezug auf dessen Verhalten gegen die Räuber. Wenn Alles das wahr ist, was ich an jenem Abende hörte (und ich muß gestehen, daß mir Aehnliches an mehr als einem Orte erzählt wurde), dann ist es ein Wunder zu nennen, daß die Anzahl der Gefährdungen des Eigenthums nicht eine weit größere ist, als in Wirklichkeit.

Die Summe der Anklagen, welche, von manch gewichtiger Stimme vorgetragen, gegen manchen Diener der Gerechtigkeit gerichtet wird, läßt sich in den bestimmten Vorwurf der Bestechlichkeit zusammenfassen.

Ich halte die Namen bereit, verschweige sie aber in diesem Buche.

Es giebt in Dalmatien Diebe, welche, sei es durch den

Ertrag ihrer Beute, oder durch anderwärtig erworbenes Besitzthum, verhältnißmäßig faſt wohlhabend genannt werden können. Jene Schiffernachrichten nun erzählen, daß es dem Auge der Gerechtigkeit ſolchen gegenüber ſelten gelinge, vollgiltige Beweiſe ihrer Schandthaten aufzufinden und ſie deshalb nach kurzer Friſt von der öffentlichen Gewalt wegen Mangels derſelben entſchlüpfen gelaſſen wurden.

Der regelmäßige Vorgang hiebei ſoll nach denſelben Nachrichten der ſein, daß der „Herr Profoß“ dem Delinquenten eine gewiße Summe beſtimmt, nach deren Einhändigung es „gut mit ihm gehen würde“. In der That pflegt ſodann der „Herr Adjunkt“ kurze Zeit darauf das Verfahren einzuſtellen.

In einzelnen Fällen ſind ſogar die Geldbeträge bekannt, welche hiebei flüſſig gemacht wurden. Dieſelben richten ſich ſelbſtverſtändlich nach der Bedeutung des Diebſtahles und der Schwere der angedrohten Strafe. Um den Folgen eines in der Gegend von Trau (Traú) ausgeführten Ochſendiebſtahles zu entgehen, wurden dem „Herrn Profoßen“ von einem ſicheren Spitzbuben zweihundert Gulden eingehändigt, worauf das löbliche Gericht keine Schuld an dem Manne fand, während in einem anderen Falle vierundzwanzig Thaler genügten, um die Kerkerthüren vor einem rachſüchtigen Feldverwüſter und Brandſtifter zu öffnen. Und ſo fort. Daß die Nachricht von ſolchen Operationen in die Oeffentlichkeit dringt, iſt keineswegs zu verwundern. Der Befreite hat nichts mehr zu fürchten, der Wein löst die Zunge und bei dem Zuſtande von Betrunkenheit, der aller Orten normal iſt, wird die Discretion des dankſchuldigen Halunken nicht lange währen.

Der italieniſche Beamte, der ſich zu ſolcher Gebah-

rung hergibt, ist nicht so vollständig verächtlich, wie es auf den ersten Blick scheint.

Das Volk, dessen Interessen ihm anvertraut sind, ist nach seiner Ueberzeugung wenig mehr als eine Thierheerde. Es erscheint ihm in der Hauptsache gleichgiltig, wie es in dieser zugeht. Ob die Crapule, die Ausschreitungen, die Vergehen, die Verbrechen, weniger oder mehr zahlreich vorkommen, das hat nichts zu bedeuten, sind es ja doch nur „morlacchi“, russisches Lumpengesindel, Menschenunkraut, welche von den Folgen betroffen werden. Da er ferner nicht minder von der Trefflichkeit seiner Verwaltung insoferne überzeugt ist, als er weiß, daß nur die allerwenigsten Straffälligen überhaupt beigebracht werden, so geräth er auf die Meinung, daß es auf diesen oder jenen Uebelthäter mehr nicht ankomme. Bleibt aber noch ein leichter Scrupel in ihm hängen, so vergeht er vor der klingenden Lockung, welche bekanntlich auf die Söhne des „Culturvolkes“ nicht minder einwirkt, als auf die „russische“ Canaille.

Daß unter solchen Umständen die Gensdarmen, denen dergleichen am wenigsten verborgen bleibt, ihre Schuldigkeit im vollsten Maße mit Resignation und Aufopferung, und noch weit mehr als ihre Schuldigkeit thun, ist schwer erklärlich und in gewissem Grade bewundernswerth. Es kann ihnen nicht zur Aneiferung dienen, daß ein völlig überwiesener Bösewicht, dem sie viele Stunden der Nachtruhe geopfert, nach welchem sie manchen ermüdenden Marsch durch diese entsetzlichen Wüsten zurückgelegt haben, sie wenige Wochen, nachdem er von ihnen in Ketten und Banden eingebracht worden ist, ob ihrer unfruchtbaren Mühe am Schauplatz seiner Unthaten selbst verhöhnt. Nur der soldatische Geist, die Zucht

und Ordnung dieſer Truppe, welche meiſt aus Slaven und Deutſchen beſteht, bringen ſolche Selbſtverläugnung zu Wege. Man muß mit den armen Teufeln im wüſten Lande umhergegangen ſein, um zu würdigen, was ſie trotz der Lumpenwirthſchaft der ſogenannten „autonomen" Partei, in deren Händen ſich das Landvolk befindet, bei Tag und Nacht gegen geringen Lohn unverdroſſen leiſten. Ich möchte faſt ſagen, die wackeren Gensdarmen ſind den autonomen Caffeehaushockern unbequem, weil ſie ihnen zu viel Arbeit machen.

Die Liederlichkeit — um nicht mehr zu ſagen — der Behörden hat in Bezug auf die Sicherheit des Landes noch einen anderen Uebelſtand in ihrem Gefolge.

Es iſt bekannt, daß die Gensdarmen ohne Denuncianten und Zuträger aus dem Volke ſelbſt (die ſogenannten confidenti) gar häufig nichts ausrichten würden und dies umſomehr, als eine große Anzahl von ihnen der ſlaviſchen Landesſprache wenig oder faſt gar nicht kundig iſt. Die Uebelthäter wiſſen das und ſind in der Regel auch wohl in der Lage, denjenigen zu errathen, durch deſſen Vermittlung ſie den Häſchern in die Hände fielen. Gelingt es nun dem nämlichen Uebelthäter, kurze Zeit darauf auf die beſchriebene Weiſe der Unterſuchung zu entkommen, ſo iſt das Haus, das Feld, der Weingarten, das Leben des Angebers und ſeiner Familie vogelfrei. Darum hält Mancher, welcher der Gerechtigkeit einen nützlichen Wink zu geben im Stande wäre, mit dieſem zurück.

Zur Steuer der Wahrheit muß indeſſen angegeben werden, daß nicht nur in der Nichtsnutzigkeit eines Bruchtheiles der italieniſchen Beamten, ſondern auch in

der allgemeinen Verwahrloſung des Volkes und in dem Schrecken, welchen mancher Uebelthäter um ſich her zu verbreiten verſteht, ein wichtiger Grund des allgemeinen Elendes vorliegt. Diejenigen, welche im Uebrigen geneigt wären, Angaben zu machen, die zur Entdeckung des Uebelthäters führten, ſchweigen aus Furcht vor der Rache, die derſelbe an ihnen nehmen wird, wenn er durch die angegebenen Mittel ſeine Freiheit raſch wieder erhält.

Demſelben Schrecken iſt es auch zuzuſchreiben, daß ſich fortwährend Menſchen finden, welche durch Meineide die lügenhafte Verantwortung eines Angeſchuldigten unterſtützen.

Wie es in dieſer Beziehung mit dem öffentlichen Bewußtſein ausſieht, ergibt ſich auch aus der gemeinſamen Abwehr, welche von allen Leuten mit vereinten Kräften gegen die Hebung des Waldbaues und Verbeſſerung des Bodens unternommen wird.

Gelangt es beiſpielsweiſe zur Kenntniß der Behörden, daß Leute aus dieſer oder jener Gemeinde ohne irgendwelche Berechtigung einen der kümmerlichen Buſchwälder niederſchlagen, deren Pflege endlich nach vieler Mühe bis zu einem gewiſſen Grade gediehen iſt, ſo ſendet man die Gensdarmen aus, von welchen die Frevler überraſcht und zur Rechenſchaft gezogen werden ſollen.

Dieſe aber haben in der Steinwüſte viele Helfershelfer. Wenn ſich die Gensdarmen nähern, ziehen ſie ſich gewarnt aus dem Geſtrüpp zurück und es bleibt den Wächtern des Geſetzes nichts, als das leere Hinſehen auf den vernichteten Pflanzenwuchs. Alle Erkundigungen ſind umſonſt. Niemals hat irgend Jemand etwas von

den Frevlern gesehen oder gehört. Und so wiederholt sich dasselbe Spiel ohne Abwechslung fort und fort.

Was gegen solches Uebel im Lande geschehen soll, ist nicht so schwer anzudeuten als es scheint.

In dieser Beziehung stimmen Alle überein, welche hinreichende Kenntniß von den Zuständen des Volkes haben. Sie behaupten, daß Nichts besser werden wird im Lande, bis die Einrichtung von Schulen auf ein künftiges Geschlecht ihre segensreiche Wirksamkeit bewährt haben wird. Und bis dahin — wird der einzige Damm gegen das Elend einer bethörten und hilfslosen Menge die Gensdarmerie-Kaserne sein.

— — — — — — — — — — — — —

Der nächste Morgen graute, ich nahm in der großen Caffeestube des Ortes, welche mit Steindruckbildern geziert ist, die Scenen aus dem Leben der Fleur de Marie in den Geheimnissen von Paris darstellen, mein Frühstück ein und schritt mit dem Aufgang der Sonne hinaus in die Hochfläche, welche von der trüben Ciccola bewässert wird.

Lange Bänke blauen Nebels schwebten am Fuß der Bergkette, welche diese Mulde von dem östlichen Thale der Cetina trennt. Aus jenem Dunstreviere kam der glitzernde Fluß herangezogen, sich durch weite grüne Auen windend — ein Bild, so unendlich verschieden von Allem dem, was wir bisher in Dalmatien gesehen haben. Noch wunderlicher wird der Eindruck, der uns an die grüne Heimat gemahnt, wenn wir die dichten Hecken und die schönen Baumreihen sehen zwischen den Wiesen und dem schwarzen Grunde sorgsam gepflügter Aecker und von den fernen himmelfarbenen Bergen wirkliches Geläute

herüberdringt, sonntäglicher Schall eherner Glocken, nicht abgehackte Hammertöne und wälsches Gebimmel.

Es ist heute Sonntag, aber es bedarf nicht des festlichen Tages, um uns in eine freudevolle Stimmung zu versetzen.

Fast mißtrauen wir unseren Augen, wenn wir wahrnehmen, wie dort das Sonnengold auf dem Hügel durch glitzernden Dunst verklärt in leibhaftige Obsthaine fällt und durch den blauen Sonnenduft des Morgens Häuser herüber blinken, deutschen Dorfhäusern ähnlich, beschattet von fruchttragenden Bäumen.

Auch stattliche Kirchthürme erheben sich hie und da aus der Landschaft, in welcher sich die Straße neben schwarzen Feldern hinzieht, deren feuchte Schollen nunmehr in der Morgensonne knistern, weil die Wasserbläschen vom nächtlichen Thau unter den warmen Strahlen platzen.

Der Weg zieht sich allmählig in die langen Hügelreihen hinein, welche vom östlichen Gebirge bis auf diese Hochfläche herüber reichen.

Manche dieser Hügel gleichen einem halbgeschorenen Pudel. Die eine Abdachung ist mit mannshohem Laubwald bedeckt, die andere aber eine kahle Trümmerhalde. So sind die Hügelreihen um Ruschitsch und Gradaz beschaffen.

Hinter dem letzteren Ort ist es abermals eine weite grüne Aue, durch welche die Ciccola langsam fluthet, von weichen, hochhalmigen Gras- und Schilfufern eingefaßt. Das wäre in der That ein prächtiger Fluß zu einer Lustfahrt im Nachen. In sanften Windungen rollt das Wasser ölgleich zwischen den flachen Gestaden.

An Sonntagen verlassen viele ihre Dörfer, welche sonst alle Tage neben dem Feuer ihrer Hütte liegen. Sie

gehen hinaus, um nach den Feldern zu sehen, ihren Thieren nachzuschauen, die auf den Steinflächen weiden, die Hirten zu besuchen, sich am Grasabhang zu sonnen, wenn die Luft so warm über der Erde liegt wie heute.

Dieses Herumgehen der Menschen stellt manches Genrebild zusammen, welches man an anderen Tagen weniger häufig gewahrt.

Hier spielen Kinder aus dem Dorfe, welches dort entfernt hinter den buschbewachsenen Blöcken liegt. Sie haben sich ein hochborstiges Schwein als Spielgefährten mitgenommen, welches sich an der feuchten Erde unterhalb der Quelle ergötzt, während sie sich selbst neben dem Wasser über den Grashang hinabrollen lassen.

Nebenan haben sich Mädchen, weiß und roth nach Landessitte gekleidet, in schwarzem Dorngestrüpp ein Feuer angemacht, bei welchem sie sich eine Speise zubereiten. Ab und zu gehen sie zu dem Bache, welcher hier in kleinen Fällen zur Ciccola hinabrinnt, und holen sich das Wasser, dessen sie zur Bereitung ihres Mahles bedürfen.

Selbst in den wilderen Schluchten, welche nunmehr von hier in der Richtung gegen Ogorje sich hinziehen, ist der Quellen- und Saftreichthum der Hochfläche unverkennbar.

Es ist nicht ein einziger Hügel da, der völlig kahl wäre, und selbst die Steinfelder, die von grünen Wiesen umgeben werden, erscheinen nicht so nackt, wie die Steinfelder am Meere, die sich endlos fortziehen. Es sprießt und keimt überall zwischen ihren Blöcken. Die Samen der weiten Grasflächen trägt der Wind auch in die Oede hinein.

Die Landschaft hat, von der Unterbrechung durch einzelne Steinflächen abgesehen, viele Aehnlichkeit mit dem

Hügellande im südlichen Böhmen, nahe an den Ufern der Sazawa.

Man geht in Schluchten, aber ihre Hänge sind mit saftgrünen Wiesen bedeckt, und auf dem Rande der Höhen heben sich zahlreiche Bäume schwarz in schroffen Umrissen von dem klaren Himmel ab.

Hie und da kommt ein kleiner Bach von diesen Hängen, tief in den Boden eingeschnitten, träge zur Ciccola herab. Da fehlt dann die kleine Mühle nicht, von einem Baumanger halb versteckt, in deren Innerem das angestaute Wasser lärmt, ohne die klappernden Räder in Bewegung zu setzen. Die Mühle ist jetzt geschlossen, kein Mensch geht aus noch ein, und es vergehen vielleicht lange Monate, bis wieder einmal kleine Karawanen von Eseln ihr die Säcke voll von Körnern zutragen, die aus den ergiebigen Gründen dort jenseits des Baches gewonnen worden sind.

Am Wege steht manche herrliche Buche, eines deutschen Hochwaldes würdig, Ueberreste aus den Zeiten des waldreichen Dalmatiens. Ihnen gegenüber kann man nicht selten an den Hängen den Vorgang beobachten, durch welchen so viele Strecken des Landes in eine Wüste verwandelt worden sind. Noch liegt auf ihm die dichte Humuserde, aber die Wurzeln der Bäume sind schon herausgezogen und es bedarf nur mehr der Regenzeiten einiger Jahre, um die, jetzt noch dicke Erdschicht allmählig zu dem anderen Gestein an der Straße hinabzuflößen. Schon bemerkt man bei dem Einblick, den manche offenliegende Spalte in den inneren Aufbau des Hügels gestattet, das graue Felsgestein unter der Erde, welches in nicht sehr ferner Zeit die Oberfläche aller derjenigen Hügel darstellen wird, aus welchen das thörichte Volk selbst die Stümpfe der

Bäume ausgegraben hat, in deren Schutz ſich einſt befruchtender Thau ſammelte. Das Rauſchen des Gewäſſers in jener kleinen Schlucht wird dann verſtummt ſein und ſich nur vernehmen laſſen, wenn nach langen Regentagen die Fluth, von keinem Pflanzenwuchs mehr zurückgehalten, hoch angeſchwellt ihr Geröll gegen die Fluren hinabwälzt, welche jetzt noch dort unten grünen.

Wenn ich alle Einzelheiten der umgebenden Landſchaft von hier bis gegen Romljan hin beſchreiben wollte, müßte ich Vieles wiederholen, was dem Leſer ſchon mehrmals dargeſtellt worden iſt.

Es folgen ſich, um das Bild mit wenigen Strichen zu zeichnen, Häuschen am langſamen Waſſer, von einer Gruppe glänzender Pappeln umgeben, graue, nackte Engpäſſe, durch welche man von einer Stufe des Thales in eine höhere gelangt, grüne Flächen mit glöckelnden Schafheerden, ſteile Abſtürze, an deren hohem Rand die Hirten rufen, Wüſteneien, deren faſt ſtockende Waſſer die Meinung hervorrufen, man befinde ſich auf einer Flußſcheide; Karſtzüge, ſpärlich grün gefleckt, im Oſten aber begleitet uns meiſt die hohe Kalkkette, überlagert von langen Schneeſtreifen und unendlichem Geröll.

In der Mulde des Thales aber ſteht Sumpfwaſſer hinter Steinwällen, unentſchieden, ob es ſich nach Nord oder nach Süd wenden ſoll, bald von Landzungen mit dürftigem Buſchwald, bald von kleinen Inſeln mit Stachelgeſtrüpp unterbrochen.

Das wehmüthige Geheul der Hirten dringt allenthalben auf den Weg her, ohne daß das Ohr in dieſen Gründen zu unterſcheiden vermöchte, woher die Stimmen dringen. Kommen ſie aus dem Obſthain neben den

Häusern dort, dringen sie von dort unten herauf, wo eine Mühle zwischen Pappeln lärmt, oder von dort drüben, wo ein Pferd in der braunen Erde versinken will, als ginge es auf zerriebener Lohe, oder aus den Kalktrümmern oder jenem ausgewaschenen Graben, oder gehen sie von jenem Menschen aus, der dort wie ein schwarzer Punkt an der weißen Felswand hängt?

Niemand wüßte das in dieser vielgestaltigen, widerhallenden Einöde zu sagen.

Ehe man zu einem einsamen Hause gelangt, welches Wrba (die Weide) heißt, erblickt man noch einmal Wein auf grau-kahler Höhe, ringsum aber Steinfelder mit mächtigen Blöcken.

Hier war es, wo meiner Wanderung fast ein vorzeitiges Ende bereitet worden wäre.

Ich vernahm hinter einem der großen Blöcke einen Schuß und im nächsten Augenblicke belehrte mich das Schwirren dicht neben meinem Ohr, daß die Kugel wenige Handbreit von mir entfernt vorüber geflogen war. Es ist nicht zu verwundern, daß die vielen Räuberlegenden, welche man auf der Wanderung zu hören bekommt, bei solchem Anlaß nachträglich Furcht einjagen, und daß die vollständig sichere Ueberzeugung, die man sich aus alten Erfahrungen gebildet hat, nämlich die Ueberzeugung, daß es die Herren Malviventi niemals in solcher Weise auf harmlose Fremdlinge absehen, urplötzlich erschüttert wird oder auch ganz verschwindet.

Ich beschleunigte in Folge dessen meine Schritte sehr stark, um die benachbarte Wrba zu erreichen. Die Wrba ist eine aus Holz gezimmerte Hütte, viel sauberer als die meisten Ansiedelungen im Lande.

Der beturbante Wirth lag eben auf den Knieen, bemüht, die Funken anzufachen, welche noch in der Aſche ſeines erloſchenen Herdfeuers glänzten. Ich trug ihm mit einiger Aufregung das Abenteuer vor, dem ich ſoeben entkommen war.

Er aber erhob ſich lächelnd und führte mir in das Gedächtniß zurück, daß es heute Sonntag ſei, ein Tag, an welchem ſich Jeder mit Scheibenſchießen beſchäftigt, der über ein Gewehr und Kugeln gebietet. So hatte denn auch derjenige, deſſen Geſchoß mich nahezu getroffen hätte, ſich ohne Zweifel jenſeits der Straße an einem Block, oder an einem Baume ein Ziel befeſtigt, nach welchem er ſchoß. Um diejenigen, die auf der Straße vorüber gingen, kümmerte er ſich freilich (alla morlacca) ſo viel wie nicht. Ich entgegnete dem Wirth, daß es demjenigen, welchen eine Kugel trifft, gleichgiltig ſein möge, ob ihn ein Scheibenſchütze oder ein Räuber niedergeſchoſſen hat. Er aber zuckte die Achſeln und meinte, das ſeien Kleinigkeiten, die alle Tage vorkämen.

Ich habe ſchon mehrmals darauf hingewieſen, daß man ſich unter den Räubern Dalmatiens nicht etwa blutdürſtige Miſſethäter vorzuſtellen habe, wie ſie etwa in anderen Ländern des Südens gefunden werden.

Der Begriff der „Malvivenz“, d. h. des Räuberweſens, umfaßt nahezu ausſchließlich Leute, welche draußen im Freien auf Koſten anderer Leute leben und ohne Noth faſt niemals ſich an Leib und Leben vergreifen, die Bauern ſind es oder auch Leute, deren Verhältniſſe ſie genau kennen, welche ihnen tributpflichtig ſind. Man ſieht ja das auch in anderen Gegenden, daß ſich ſolche Leute nur ſelten über einen gewiſſen Kreis hinaus ver-

greifen. Der Fußwanderer ohnehin ist nahezu sicher, weil man bei ihm keine Schätze voraussetzt. Selbst bei der Beraubung der Bauern wird in der Regel der Vermögensstand berücksichtigt und nach einer Art von Census verfahren, welcher dem einen zumuthet, daß er wohl den Verlust eines Schafes nicht aber den eines Pferdes verschmerzen könne, und einem noch Aermeren gegenüber beruhigt sich der Malvivent vielleicht mit einem paar Opanken oder einem Truthahn.

Das ist die Wahrheit über diese Leute im Allgemeinen und der Fremdling soll sich von Reden, welche anders lauten, durchaus nicht irre machen lassen.

Es ist für den Ankömmling überaus schwer, sich in den widersprechenden Reden zurecht zu finden, welche er darüber von allen Seiten zu hören bekommt, und das umsomehr, je weniger Leute sich in den Städten finden, welche das Land aus eigener Anschauung kennen. Am allerwenigsten darf man hoffen, von den Beamten darüber reinen Wein eingeschenkt zu erhalten. Diese wissen in der Regel am wenigsten.

Ich erinnere mich an eine Warnung, die mir zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in Dalmatien ein italienischer Beamter zukommen ließ, und welche nichts weniger besagte, als daß es gefährlich sei, sich auch nur eine halbe Stunde weit von der Stadt zu entfernen. Solchen Behauptungen aber steht die Thatsache entgegen, daß ein vernünftiger Fußwanderer bis zur Sutorina hinab — um wie viel mehr noch auf den Scoglien — keiner ernstlichen Gefahr begegnen wird.

Ausgenommen aber werden müssen manche Uebergänge aus den Grenzgegenden nach Bosnien, die gebirgige

Umgegend von Knin, Verlika, Imoski und mancher Strich an der unteren Narenta. Auch der Uebergang nach Kroatien über den Welebit ist keineswegs vollständig geheuer. In diesen Gegenden erscheint es rathsam, sich mit Gensdarmen und zuverlässigen Geleitsmännern zu umgeben.

Hat man die Grenzgebirge, welche die eigentlichen Sitze der Räuberhorden, wie der Raubvögel sind, überschritten, so ist selbst in Bosnien nicht mehr viel zu besorgen, wenn man sich nicht allzusehr von den großen Straßen entfernt, die von den wackeren türkischen Gensdarmen thatkräftig überwacht werden.

Die Räuber in jenen Grenzgebirgen stellen in ihrem Benehmen auch deßhalb eine Ausnahme von den Bräuchen der Malviventi in Dalmatien dar, weil ihre Banden aus verworfenem Gesindel verschiedenartiger Völker, aus Kerkerflüchtlingen, zusammengelaufenen Verbrechern jeder Art gebildet sind. Beispielsweise ist eine große Bande -- sie zählt etwa vierzig Köpfe — die sich dermalen in den Grenzgebirgen zwischen Sign und Imoski aufhält, von zwei Häuptern befehligt, einem Türken und einem Italiener, der sich aus einem Bagno Neapels hieher geflüchtet hat. Letzterer Italiener betrieb seltsamer Weise, ehe er die Räuber in den hohen dinarischen Alpen befehligte, zu Spalato das Geschäft eines Blumenverkäufers. Zuletzt nahm ihn ein Herr als Gärtner in seinen Dienst. Er entfloh aus dem Garten, um sich den Räubern zuzuwenden, die ihn wegen seiner Verdienste und Erfahrungen aus den Abruzzen zum Anführer wählten.

Dieses Sachverhältniß im Allgemeinen war mir bekannt, nicht minder auch die Sicherheit, mit welcher ein Fremdling auf der von mir eingeschlagenen Straße

geht. Dennoch aber hatte jener Schuß für einen Augenblick das ganze Gebäude meiner Ueberzeugungen über den Haufen geworfen. Wer darüber lächelt, der möge einen Zufall abwarten, welcher ihm in derselben unvorhergesehenen Weise entgegentritt.

Die Geschichte mit dem Schusse hatte noch ein ergötzliches Nachspiel.

Kaum hatte ich die Wrba einige hundert Schritte hinter mir liegen, als plötzlich aus dem raschelnden Blätterdickicht des braunen Buchengestrüppes ein kräftiger Mann auf mich zusprang, den rothen Turban auf dem Kopfe, die lange Flinte in der Hand und große Messer im Gürtel. Er kam in eiligen Sätzen heran und abermals tauchte eine sehr deutliche Erinnerung an die Uskoken in mir auf.

Der Mann mit dem Turban und den vielen Messern war aber kein „Wolf vom Berge". Denn nachdem er ganz dicht an mich herangekommen war, begann er eine Rede, aber weder in der Sprache der Haiduken, noch in der der grimmen Osmanlis, sondern in jenem deutsch, wie man es von sprachbeflissenen Böhmen und anderen Kindern der Slava zu hören bekommt:

„Seind Se daitsch?"

Diese wundersame Frage hatte eine Menge Erläuterungen im Gefolge, während welcher ich mit dem gemüthlichen Turbanträger bis an den Fußsteig gelangte, der hier nach dem zwischen Buchen versteckten Dorfe Postinje abführt. Ich hatte zwar bei der großen Menge von Fragen, die mir der Mann vorlegte, kaum Gelegenheit gefunden, meinerseits ihn auszuforschen, erfuhr aber doch, daß er seinerzeit bei den kaiserlichen Jägern gedient und von daher

ſich eine nicht gerade zu verachtende Kenntniß unſerer Mutterſprache erworben hatte.

Als wir von einander Abſchied nahmen, drückte er mir mit der Bemerkung die Hand, daß wir uns wohl in dieſem Leben zum letzten Mal geſehen haben möchten. Ich antwortete ihm, daß ein Reiſender die Menſchen nur kennen lerne, um ſich wieder von ihnen zu trennen, und wünſchte ihm alles Wohlergehen auf ſeiner weiteren Pilgerfahrt in dem einſamen Thale von Poſtinje. —

Von hier bis zum Dorfe Mutſch erfreut ſich das Auge an hochſtämmigen Buchen, die den dürren Steinboden mit ſeinen großen Blöcken überſchatten; über dem Laubwald aber, der hie und da den Rebengarten unterbricht, ziehen ſich links und rechts die grauen Wände hin, das enge Thal abſchließend.

Auch hier übten ſich aller Orten, dem Sonntage zu Ehren, die Männer im Scheibenſchießen, daß es fortwährend rollte und donnerte zwiſchen den Bergwänden. Doch ſchienen mir dieſe ihr Ziel abſeits von der Straße zu wählen, denn ich hörte keine Kugeln mehr an mir vorüberpfeifen.

Das Dorf Mutſch liegt, wie mehrere andere Anſiedelungen dieſes Thales, weithin zwiſchen Felsblöcken und Buchen verſtreut.

Das beſte Haus darin wird von den Gensdarmen eingenommen, von denen hier ein Poſten aufgeſtellt iſt.

Bei dieſen beſchloß ich, da es dunkelte, über Nacht zu bleiben. Ich wurde freundlich aufgenommen und hatte es auch ſonſt keineswegs zu bereuen, daß ich gerade in dieſem Hauſe ein Obdach fand.

Als die Lampe brannte und mir der Führer der

Gensdarmen, ein wackerer Istrianer den Tisch mit wohlschmeckendem Fleische hatte besetzen lassen, theilte er mir unter Anderem mit, daß ihm heute eine Mittheilung zugekommen sei, deren Bedeutung eine große wäre, wenn sie sich als wahr erwiese.

Ein Räuber und Brandstifter, der lange von seinen Gensdarmen verfolgt wurde, sollte sich in dieser Nacht in einem bestimmten Hause befinden. Der Führer setzte hinzu, daß er an der Genauigkeit dieser Mittheilung zweifle, sie aber dennoch nicht gänzlich in den Wind schlagen dürfe.

Die Betriebsamkeit des gesuchten Räubers bestand darin, daß er den Leuten ihr Vieh stahl und später denselben sagte, für so und so viel Thaler wolle er ihnen den Ort bezeichnen, an welchen „die Diebe" es gebracht hätten. Auch war ihm jener bekannte Brauch geläufig, Boten zu Diesem und Jenem zu schicken mit dem Auftrag, demselben Wein, Schuhe, Fleisch, Pulver u. s. w. auszuliefern, wenn er nicht die Flamme in seinem Besitzthum sehen wolle.

Der Mann war keiner von den eigentlichen Malviventen, deren eigentlicher Lebenszweck es ist, in schönen Waffen und Kleidern einher zu stolziren, die das Eigenthum je nach den Verhältnissen des Besitzers mit einem gewissen Billigkeitsgefühl brandschatzen und durch ihre Selbstgenügsamkeit, wenn man es so nennen darf, die Aristokratie unter den Feinden der Gesellschaft vorstellen. Der Gesuchte war vielmehr eine echte verkommene Strafhaus-Natur, dem Aermsten wie dem Reichsten gefährlich, der sich auch in den meisten Fällen lügenhafter Weise mit dem Schrecken zu umgeben wußte, welchen die Bewohner vor der Macht der eigentlichen Malviventi empfinden. Denn das eben ist das Aergste am Räuber-Unwesen, daß eine

ſich eine nicht gerade zu verachtende Kenntniß unſere
Mutterſprache erworben hatte.

Als wir von einander Abſchied nahmen, drückte e
mir mit der Bemerkung die Hand, daß wir uns wohl i
dieſem Leben zum letzten Mal geſehen haben möchten. Ic
antwortete ihm, daß ein Reiſender die Menſchen nur kenne
lerne, um ſich wieder von ihnen zu trennen, und wünſchte
ihm alles Wohlergehen auf ſeiner weiteren Pilgerfahrt i
dem einſamen Thale von Poſtinje. —

Von hier bis zum Dorfe Mutſch erfreut ſich das Aug
an hochſtämmigen Buchen, die den dürren Steinboden mi
ſeinen großen Blöcken überſchatten; über dem Laubwald
aber, der hie und da den Rebengarten unterbricht, ziehe
ſich links und rechts die grauen Wände hin, das enge Tha
abſchließend.

Auch hier übten ſich aller Orten, dem Sonntage z
Ehren, die Männer im Scheibenſchießen, daß es fortwähren
rollte und donnerte zwiſchen den Bergwänden. Doc
ſchienen mir dieſe ihr Ziel abſeits von der Straße z
wählen, denn ich hörte keine Kugeln mehr an mir vorüber
pfeifen.

Das Dorf Mutſch liegt, wie mehrere andere Anſiede
lungen dieſes Thales, weithin zwiſchen Felsblöcken un
Buchen verſtreut.

Das beſte Haus darin wird von den Gensdarme
eingenommen, von denen hier ein Poſten aufgeſtellt iſt.

Bei dieſen beſchloß ich, da es dunkelte, über Nacht z
bleiben. Ich wurde freundlich aufgenommen und hatte e
auch ſonſt keineswegs zu bereuen, daß ich gerade in dieſe
Hauſe ein Obdach fand.

Als die Lampe brannte und mir der Führer de

Gensdarmen, ein wackerer Istrianer den Tisch mit wohlschmeckendem Fleische hatte besetzen lassen, theilte er mir unter Anderem mit, daß ihm heute eine Mittheilung zugekommen sei, deren Bedeutung eine große wäre, wenn sie sich als wahr erwiese.

Ein Räuber und Brandstifter, der lange von seinen Gensdarmen verfolgt wurde, sollte sich in dieser Nacht in einem bestimmten Hause befinden. Der Führer setzte hinzu, daß er an der Genauigkeit dieser Mittheilung zweifle, sie aber dennoch nicht gänzlich in den Wind schlagen dürfe.

Die Betriebsamkeit des gesuchten Räubers bestand darin, daß er den Leuten ihr Vieh stahl und später denselben sagte, für so und so viel Thaler wolle er ihnen den Ort bezeichnen, an welchen „die Diebe“ es gebracht hätten. Auch war ihm jener bekannte Brauch geläufig, Boten zu Diesem und Jenem zu schicken mit dem Auftrag, demselben Wein, Schuhe, Fleisch, Pulver u. s. w. auszuliefern, wenn er nicht die Flamme in seinem Besitzthum sehen wolle.

Der Mann war keiner von den eigentlichen Malviventen, deren eigentlicher Lebenszweck es ist, in schönen Waffen und Kleidern einher zu stolziren, die das Eigenthum je nach den Verhältnissen des Besitzers mit einem gewissen Billigkeitsgefühl brandschatzen und durch ihre Selbstgenügsamkeit, wenn man es so nennen darf, die Aristokratie unter den Feinden der Gesellschaft vorstellen. Der Gesuchte war vielmehr eine echte verkommene Strafhaus-Natur, dem Aermsten wie dem Reichsten gefährlich, der sich auch in den meisten Fällen lügenhafter Weise mit dem Schrecken zu umgeben wußte, welchen die Bewohner vor der Macht der eigentlichen Malviventi empfinden. Denn das eben ist das Aergste am Räuber-Unwesen, daß eine

Menge von Subjecten, die mit den Uskoken der Gebirge gar nichts zu ſchaffen haben, Diebe und Gauner der gewöhnlichſten Art, durch Drohungen in ihrem Namen die Bauern ängſtigen.

Nachdem die Nacht ſchon ziemlich vorgerückt war, rief der Führer nach dem „Knecht“ der Station und befahl ihm die Gensdarmen, die faſt ſämmtlich orts- und ſprachkundig waren, nach dem bezeichneten Orte zu führen.

Ein ſolcher Knecht auf einer Station iſt in der Regel ein Erbſtück, oft ein alter verabſchiedeter Soldat, welcher viele Generationen von Gensdarmen in dieſem Hauſe bedient hat, ein Angehöriger des Dorfes, ein Verwandter des Hausbeſitzers oder dergleichen.

Nachdem die Anweiſung an dieſen Mann ertheilt worden war, folgte ein anderer merkwürdiger Auftritt.

Es traten vier Gensdarmen ein, lauter rüſtige handfeſte Geſtalten mit aufgepflanzten Bajonetten und meldeten ſich, wie es die Vorſchrift des Dienſtes verlangt, bereit zum Aufbruch nach dem Hauſe, welches ihnen angegeben worden war. Der Führer blieb auf ſeinem Stuhle ſitzen und erklärte ihnen, jedem einzelnen, was ſie zu thun hätten, wenn ſie nach dem Aufſtoßen der Thüre den Räuber im Innern der Hütte vorfänden.

Der Führer machte es ihnen durch Geberden deutlich, wie der Eine das Gewehr an der Wange anlegen, der Andere das Bajonett auf die Bruſt ſetzen, ein Dritter ihm die Feſſeln anlegen und ein Vierter die Ausgänge bewachen ſollte.

Nachdem dieſe Belehrung beendet war, theilte er Zündhütchen aus, welche die Leute ſofort an ihre Gewehre

Auch im Dorfe herrſchte allgemeine Genugthuung und Freude über den gelungenen Fang. Die heimkehrenden Gensdarmen wurden mit lautem Zuruf und Živio! begrüßt. —

Am nächſten Morgen verabſchiedete ich mich von den braven Einſiedlern der Wildniß und wanderte weiter in ſüdlicher Richtung gegen den Golf von Salona hin.

Es war ein kalter Boramorgen, der Himmel zum größten Theile mit grauem Gewölk überzogen und die Wanderung bot wenig Erquickliches.

Durch die dürren Buchen raſchelte der eiſige Wind und drang das Glockengeläute der Frühmeſſe.

An kleinen Waldvierecken vorüber, welche zum Schutze gegen die Ziegen hoch ummauert ſind, führt der Weg bis zu einer Kreuzung, an welcher die Straßen nach Sign und nach Spalato von einander abzweigen.

Durch eine Ungeſchicklichkeit, welche zu beſchreiben langweilig wäre, ſind die Miglien-Steine ſo geſetzt, daß man verführt werden mag, in der Richtung gegen Sign hinzuwandern, während man vermeint, ſich dem Meere zu nähern.

Auch haben hier die Herren Morlaken, wie an ſo vielen anderen Stellen im Lande, ſich das Vergnügen gemacht, die Zahlen und andere Zeichen aus den Steinen herauszuhauen, ſo daß Irrthümer erzeugt werden.

Auch ich ließ mich täuſchen und wanderte eine weite Strecke gegen Norden, mich immer mehr von meinem Reiſeziele entfernend, welches im Mittag lag. Endlich belehrte mich die Bora, welche mir nun gerade in's Geſicht entgegenraste, und als ich eine zwiſchen zwei großen Steinen eingeniſtete Hütte betrat, in welcher die Leute in der Aſche

Istrianer an der Thüre und theilte mir mit, daß der gesuchte Uebelthäter von seinen Leuten gefunden und eingeliefert worden sei.

Ich ging hinaus, um den Mann zu betrachten, dessen Gestalt von einer Laterne beleuchtet, mit über die Brust gefesselten Armen, kläglich in dem kalten Stübchen stand, welches in diesem Hause als Gefängniß diente.

Die Gefängnisse in den Häusern der dalmatischen Gensdarmerieposten enthalten nichts als die vier Wände und den Boden, nichts, durchaus nichts Anderes.

In dieser Kenische stand nunmehr der Mensch, der noch kurze Zeit vorher sich beim Herdfeuer eines Gastfreundes sicher gefühlt und vielleicht seiner Verfolger gespottet hatte.

Der Gefangene hatte nicht das Geringste an sich, was romantische Einbildungskraft bei einem Räuber gerne voraussetzt.

Es war ein langer hagerer Mensch, dessen bleicher Gesichtsfarbe man den jahrelangen Aufenthalt im Kerker wohl ansah. Er war weder trotzig noch unterwürfig, sondern machte das gewöhnliche Gesicht eines Spitzbuben, den man auf frischer That erwischt hat.

Die Gensdarmen gaben sich unverhohlen dem Ausdruck ihrer Freude hin, daß ein Mensch, um dessentwillen sie manche kalte Boranacht in dem schrecklichen Geklipp der Steinwüsten hatten zubringen müssen, nunmehr sich in festem Gewahrsam befand.

So brachten denn die ermüdeten Männer eine vergnügte Nacht neben dem Kerker ihrer Beute zu, welche zaghaft in die Perspective einer Reihe von Kerkerjahren zu blicken hatte, wenn ihr die erworbenen Mittel nicht erlaubten, den „Herrn Profoßen“ u. s. w. gefügig zu machen.

Auch im Dorfe herrſchte allgemeine Genugthuung und Freude über den gelungenen Fang. Die heimkehrenden Gensdarmen wurden mit lautem Zuruf und Živio! begrüßt. —

Am nächſten Morgen verabſchiedete ich mich von den braven Einſiedlern der Wildniß und wanderte weiter in ſüdlicher Richtung gegen den Golf von Salona hin.

Es war ein kalter Boramorgen, der Himmel zum größten Theile mit grauem Gewölk überzogen und die Wanderung bot wenig Erquickliches.

Durch die dürren Buchen raſchelte der eiſige Wind und drang das Glockengeläute der Frühmeſſe.

An kleinen Waldvierecken vorüber, welche zum Schutze gegen die Ziegen hoch ummauert ſind, führt der Weg bis zu einer Kreuzung, an welcher die Straßen nach Sign und nach Spalato von einander abzweigen.

Durch eine Ungeſchicklichkeit, welche zu beſchreiben langweilig wäre, ſind die Miglien-Steine ſo geſetzt, daß man verführt werden mag, in der Richtung gegen Sign hinzuwandern, während man vermeint, ſich dem Meere zu nähern.

Auch haben hier die Herren Morlaken, wie an ſo vielen anderen Stellen im Lande, ſich das Vergnügen gemacht, die Zahlen und andere Zeichen aus den Steinen herauszuhauen, ſo daß Irrthümer erzeugt werden.

Auch ich ließ mich täuſchen und wanderte eine weite Strecke gegen Norden, mich immer mehr von meinem Reiſeziele entfernend, welches im Mittag lag. Endlich belehrte mich die Bora, welche mir nun gerade in's Geſicht entgegenraste, und als ich eine zwiſchen zwei großen Steinen eingeniſtete Hütte betrat, in welcher die Leute in der Aſche

des Feuers umherlagen, erfuhr ich vollends zu meinem großen Verdruße den Umweg, den ich in der Richtung gegen das verſchneite Gebirge von Sign hin zurückgelegt hatte.

So trat ich denn, diesmal im Rücken von der Bora gejagt, den Weg zur Kreuzung an. Ich erreichte ſie nach langem Marſche und ſtieg die Straße an, welche zur Hochebene von Prugowo führt.

Auch auf dieſer Straße wechſeln die Ausſichten zwiſchen dalmatiſcher Kalkwüſte und ſaftigen Alpengründen und Baumangern.

Hie und da ſieht man Schafe zwiſchen hohem Graſe weiden, während andere Oertlichkeiten, durch welche der Weg führt, eine unabſehbare graue Wüſtenmulde zwiſchen den nackten Bergen vorſtellend, nur von kaffeebraunen Regendümpeln unterbrochen. Hier unterſcheidet ſich die Landſchaft in gar nichts von der Boraja, welche jenſeits des weſtlichen Gebirges ſich hindehnt, und welche uns vom Nachtlager zu Pratatnizza her bekannt iſt.

Der Stand der Sonne iſt nur durch eine gelbliche Scheibe erkennbar, eine runde Oeffnung, mit welcher der Bora-Himmel, grau wie das Land unter ihm, durchlöchert erſcheint. In weiter Ferne ſieht man hie und da den grünen Fleck einer verkrüppelten Buche an den ſauſenden Felswänden. Sonſt iſt gar keine Farbe wahrnehmbar, als die ockergelbe, die den Rand einer runden Mulde überſchreitet, um den Wanderer in eine andere zu geleiten, wo ihm der Geſichtskreis auf die nämliche Weiſe verſperrt wird. Der Fußwanderer gleicht hier einem Inſect, welches eine Anzahl von aneinander gereihten Taſſen zu durchſchreiten hat, und

den Rand der einen nur erklimmt, um sich sofort auf den Boden der andern hinabzulassen.

Aus der Ferne tönt auch hier das Jammergeheul des morlakischen Gesanges und die Gesichter der Menschen, die uns begegnen, schauen finster und stechend darein, wie die schwarzen Dornsträucher über den messerscharfen Klippen. Es ist führwahr ein Land des Fluches, welches da durchschritten wird.

Man muß hieher kommen, um etwas zu sehen, was man nirgends in den Alpen findet, außer auf manchem Hochkar unter den Jochrändern. Es gibt hier Thäler ohne Flüsse, weite Mulden, in welchen das Wasser weder nach dieser noch nach jener Richtung rinnt, stumme Kirchhöfe lebendigen Wuchses.

Endlich erreichte ich zwischen zwei großen Wüsten einen freundlicheren Landstreifen, den hohen Buchenhain des Dorfes Prugowo.

Hier erhebt sich auf dem gartenähnlichen Friedhofe, in welchem auch ein Kirchlein steht, ein hohes weißes Kreuz.

Viel Volk ging auf den Gräbern hin und her und zur Schwelle der Kirche aus und ein. Mir schien, es würde eben eine Todtenmesse gelesen.

Einen merkwürdigen Gegensatz stellten da ein altes Weib dar, welches betrübt auf ein Grab hinschaute, und ein junges Paar, das plaudernd und scherzend, die Arme auf die Kirchhofsmauer gestützt, draußen unter den welken Buchen stand.

Mir kam bei diesem Anblick ein Lied in's Gedächtniß, welches mit vielerlei Abänderungen des Textes in ganz Dalmatien gesungen wird und, wortgetreu nach einem dieser Texte übersetzt, folgendermaßen lautet:

„Lieber iſt mir Livno*) als Sarajewo, Sarajewo wird oft von der Peſt verheert.

„Und ſo wurde es auch jetzt verheert und es ſtarben alle Jünglinge und Mädchen, es ſtarb auch Ilija, das einzige Kind ſeiner Mutter.

„Und die Mutter beweinte es und begrub den Sohn im Hofe.

„Ueber dem Grabe vergoß ſie ihm Thränen und es ſprach zu ihm die alte Mutter:

„O Ilija, du mein theures Kind! Wie ſehr quält mich die Reue, daß ich dich nicht an eine Jungfrau vermählt, oder dir theuere Brüder geboren, oder dir eine grüne Dolama**) zugeſchnitten, oder dir ein weiches Hemd genäht habe.

„Das todte Haupt antwortete aus dem Grabe: „Ich denke nicht daran, o meine liebe Mutter!

„Die ſchwarze Erde iſt meine Jungfrau, und die Würmer ſind meine Brüder.

„Das grüne Gras iſt mir Dolama und der harte Fels Hemd.

„Aber um das bitte ich dich, o meine liebe Mutter: Gehe hin zu meinem Pobratine***) und grüße ihn, daß er nicht den Glauben eines Mädchens berücke.

„Denn ſchwer iſt der Fluch eines Mädchens. Wenn es flucht, ſo wird es im Himmel gehört. Wenn es ſeufzt,

---

*) Eine Stadt in der Hercegowina.

**) Dolman, Ueberwurf für einen Mann.

***) Der Verbrüderte, derjenige, mit welchen man nach einer bekannten ſüdſlaviſchen Sitte die Ceremonie der Verbindung eingeht.

ſo erhört es Gott, wenn es jammert, ſo erreicht der Jammer den Himmel.

„Solches iſt der Fluch eines Mädchens. Wenn du es aber nicht thuſt, o Mutter, ſo wird ihn ein ſchlimmer Tod tödten, wie er auch mich Helden getödtet hat.“

Dieſes wunderliche Lied, welches mehr verſchweigt, als erzählt, ſtimmte überein mit dem Eindruck eines räthſelhaften und unbekannten Fluches, welcher hier über Berg und Thal zu ſchweben ſcheint. Die „Dolama“ dieſes Landes ſind die ſteinbedeckten Wüſten und der graue Fels iſt ſein Gewand und ſicherlich iſt auch an dieſem Tode das Verderben des jungfräulichen Waldes Schuld, der einſt luſtig auf allen Hängen grünte.

Vom Kirchhofe zu Prugowo an bis zum Caſtelle von Cliſſa iſt es abermals zum großen Theile Wüſte, welche wir durchwandern.

Die Bora hat während der Nacht die kalkigen Schlammtümpel des Steinlandes mit einer Eisdecke überzogen. An mancher derſelben ſieht man nunmehr einen Morlaken in ſeiner braunen Kutte ſtehen, das Eis einſchlagen und ſich tränken mit der zähen Flüſſigkeit. Die ſchneidende und überaus trockene Luft dieſer Höhen erzeugt nicht nur Hunger, ſondern noch weit mehr Durſt, ſo kalt ſie uns auch anwehen mag.

Wenn man den beſchneiten Moſſor betrachtet, der ſich gerade vor uns im Süden erhebt, ſo denkt man ſchwerlich daran, daß den Wanderer hier unten die Luſt anwandeln kann, die Eisdecken grauer Pfützen aufzuſchlagen, um ſeinen Durſt zu ſtillen. Und dennoch iſt es eine Wahrheit, daß Jemand, welcher Stunden lang in einem ſolchen Luftſtrom hingeht, der nur über

trockene Wüſten ſtreicht, ſein Verlangen, wie ſehr ihn auch vielleicht der Hunger zu beläſtigen beginnt, doch vorzüglich nach einer Quelle richtet.

In dem Steinfelde ſieht man hie und da Menſchen, welche gebückt eine Danaiden-Arbeit verrichten, indem ſie befliſſen ſind, die Kalktrümmer von irgend einem Grunde wegzuräumen. Mancher auch durchfurcht mit einem elenden Pfluge, der nur aus einem einzigen Balken beſteht, in welchem ein krummes Eiſen befeſtigt iſt, den nothdürftig von Felstrümmern geſäuberten Boden, eine unfruchtbare Arbeit in der unfruchtbaren Erde.

In dieſer Oede überraſcht den Wanderer, der in Dalmatien ſo ſeltene Anblick eines Schloſſes, welches am Hange einer grauen Brda (Brda — Steinberges) erbaut iſt. Dieſe Anſiedelung heiß Konjsko und das Gefilde, über welches ſie ſich erhebt, iſt traurig anzuſehen im öden Winter, wenn die Bora zwiſchen den Steinen heult, mag aber noch trauriger zur Sommerszeit ſein, wenn die heiße Luft unbewegt in der waſſerloſen Wüſtenei ſtockt.

Das graue Gefilde von Konjsko wird durch einen hohen Karſtrücken, über welchen ſich die gelbbraune Straße hinaufſchlängelt, von dem Thale zwiſchen Sign und Salona getrennt.

Vor dem Anſtieg zu dieſer Höhe, auf welche die Bora hinſtürmte, als wolle ſie dieſelbe gegen Jeden vertheidigen, der ſie zu betreten im Begriffe ſtand, hielt ich Raſt in einer kleinen Herberge an ihrem Fuße.

Auch hier lag ein junges, buntgekleidetes und mit edlen Metallen geſchmücktes Frauenzimmer auf der Schwelle und ließ ſich die langen ſchwarzen Haare durchſuchen. Die

Wirthin erhob ſich aus der Aſche des Feuers und brachte einen Krug Wein, legte auch das Rippenſtück eines Schweines über einen Roſt und ließ es an den Kohlen ſchmorren. Manchmal drang die Bora zur offenen Thüre herein und wirbelte die Aſche von der Herdſtätte weg im finſteren Raume umher. Geflügel trieb ſich in Schaaren herum und haſchte nach den Krümchen, die beim Verzehren eines längſt gebackenen Brodes auf den Boden fielen.

So ſtieg ich denn wieder geſtärkt dem Nordwinde entgegen über die gewundene Straße, und die Krümmungen oft abkürzend, durch die ſcharfen Klippen, deren verwitterte Reihen einem Manne etwa bis zur Hüfte reichen.

Die Bora hat die Eigenſchaft, daß alle Gegenſtände, die Sterne bei der Nacht, die Gebirge am Tage, durch ihre Strömung hindurch ſich in einer unbeſchreiblichen Klarheit zeigen. Demjenigen, welcher allmählig an den Anblick des wilden Landes und der düſteren Menſchen gewöhnt, nach und nach auch den Kampf gegen den wüthenden Wind nicht mehr ſo läſtig empfindet, geht eine Ahnung des Gefühles auf, welches dort oben den Geier und in den glänzenden Schluchten des Schneegebirges den Verbannten durchdringen mag, wenn er aller Satzungen und alles Zwanges ledig, vom Feuer ſeiner Höhle aus oder von den Graten, denen kein Anderer naht, in die mühſelige und arbeitende Welt hinabſchaut.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein überraſchendes Bild iſt aufgerollt, wenn man die Höhe der Klippen erreicht hat, und ſich der verwitterte Berg ſüdlich ſenkt in den von Weingärten und Getreidefeldern bedeckten Thalkeſſel zwiſchen Sign und Cliſſa.

Weit mehr noch aber wird das Auge angezogen durch

den Anblick der grauen Salzfluth, deſſen es in den durchwanderten Steinwüſten ſo lange entbehrt hatte.

Es erſcheint das Meer und jenſeits des Meeres dunkle Wände, die Eilande von Brazza und Solta. Würden wir noch höher ſtehen, ſo erblickten wir die langgezogenen Linien von Leſina und auf den Moſſor dort drüben umfaßte unſer Blick wohl die geſammte Welt dieſer Eilande bis nach Liſſa und Curzola hinüber.

Auf dem Wege über die grauen Klippen herauf hatte ſich mir ein wohlbewaffneter Morlak angeſchloſſen, der nach Cliſſa hinabging um dort Schafe einzukaufen.

Seiner Einladung folgte ich in das Haus eines Freundes, welches nur wenige hundert Schritte von der alten Veſte entfernt liegt.

Der Hausherr ſaß mit ſeinen Waffen neben dem Feuer in der Aſche und ſprach fleißig einem großen Weinkruge zu. Die Weiber waren daneben mit dem Aushülſen von Maiskörnern beſchäftigt. Dazwiſchen gingen Schweine und Schafe herum und ließen ſich die trockenen Blätter des Maiſes ſchmecken.

Ein Schaf kam öfter zum Herrn des Hauſes herangehüpft, welcher ihm den Weinkrug hinhielt, woraus das Thier begierig trank. Dieſes Schaf, verſicherte uns der Mann, verlaſſe das Haus niemals nnd es fiele ihm nicht ein, den anderen auf die Weide hinaus zu folgen.

Nachdem wir dieſes Haus und ſeine Inſaſſen verlaſſen hatten, erſchien bald vor uns der Felſenkegel von Cliſſa, mit den gelben Mauern gekrönt, eine ſcharf bezeichnete Silhouette, die ſich vom fernen Meere abhebt. Unten ſtehen die dunklen Oelbäume, oben wüthet die Bora

in dem kahlen Gebirge und im Hintergrunde blaut die viel zerklüftete Inselwelt.

Man kann an dieser Stätte nicht vorüber gehen, ohne sich an wichtige Zwischenfälle der Geschichte dieses Landes zu erinnern.

Die Grafen dieses Castelles waren es, welche zuerst jene, von den Ottomanen verfolgten und bedrängten christlichen Krieger aufnahmen, welche in der Geschichte unter den Namen der Uskoken*) bekannt geworden sind. Nachdem die Türken (1537) sich des festen Bollwerkes bemächtigt hatten, zogen sich die Uskoken weiter nach Zengg und Carlopago (Carlopago) unter den Schutz der Grafen Frangipani und der Könige von Ungarn. Aber die Uskoken von Zengg blieben nicht mehr die Krieger von Clissa. Aus den einstmaligen Kämpfern gegen die Ungläubigen wurden Räuber zu Land und zur See, und es währte nicht lange, bis sie von Zengg aus selbst bis nach Chioggia hinüber fuhren, um unter den Augen der Beherrscherin der Meere selbst zu plündern.

Wohl mag es auch eine Bande von Uskoken gewesen sein, welche sechzig Jahre nach der Einnahme Clissa's durch die Türken einen Versuch machte, die Veste wieder zu gewinnen. Diese Bande war vom Bischof von Zengg und der ganzen Klerisei von Spalato, den Archidiaconus an der Spitze, angeführt. Aber die Türken hatten nicht minder Glück als im Jahre 1537, dem nämlichen Jahre übrigens, in welchem auch die Ragusäer ihre Schiffe rüsteten, um sich an dem unglücklichen Zuge

*) Der Name kommt von dem slavischen Worte uskočiti, sich flüchten.

Karl's des Fünften gegen Tunis zu betheiligen. Sie ſchlugen die Bande und ihre Anführer nieder und nur Wenige entkamen, um zu melden, daß ſie den Halbmond nicht hatten von den Mauern der Bergveſte herabwerfen können. Der Weg, welcher unter ihren kahlen Hängen neben den weißen Dächern der unten angeſiedelten Häuſer, ſtets im Angeſichte der Inſeln, ſich gegen die Gewäſſer von Salona, den alten Jadrus, hinabzieht, iſt uns, außer durch die Erinnerung an die Gräuel der Uskoken, auch noch dadurch merkwürdig, daß zur ſelben Zeit, in welcher die Türken dort oben ſaßen, bis zum Ende des ſechzehnten Jahrhundertes, die Karawanen von den Ufern des adriatiſchen Meeres von Spalato aus auf dieſem Wege ihre koſtbaren Laſten beförderten, die nach Stambul und ſelbſt bis nach dem fernen Perſien und Indien beſtimmt waren.

Es hat ſich in unſeren Tagen mehrfach ereignet, daß man die alten Handelswege mit Benützung derjenigen Mittel, welche unſer vorgeſchrittenes Wiſſen bietet, wieder aufgenommen hat. So hoffen denn auch jetzt die Einwohner von Spalato, daß jener Schienenſtrang, welcher in kurzer Zeit aus dem Innern des türkiſchen Reiches nach irgend einer Stadt am Adria gelegt werden wird, an keiner anderen Stelle ausmünden werde, als an derjenigen, wo der alte Cäſar ſeinen Rieſenpalaſt erbaut hat und die Morgenländer Jahrhunderte lang die Fracht venetianiſcher Galeeren in Empfang nahmen.

Dieſe Meinung wird gerechtfertigt, wenn man eine Karte der öſtlichen Länder genau betrachtet, und es dürfte wohl der Tag kommen, an welchem die Locomotive viel gewaltigere Laſten durch die Schluchten ſchleppt, als einſt

die Karawanen zur Zeit der Uskoken. Früher freilich gefiel den Türken als Stappelplatz noch mehr Ragusa, welches noch dermalen keine Meile von ihrer Grenze entfernt liegt, und die vierzigtausend Einwohner, welche um das Jahr 1400 zu Ragusa saßen, verdankten ihr Dortsein fast alle der Vorliebe ihrer östlichen Nachbarn für die blühende Stadt des Omblathales.

Die Straße, welche von Cliſſa in mächtig ausgreifenden Windungen zum Meere hinabführt, kann in den Hohlwegen und Bachbetten abgeſchnitten werden, welche ſich auf den ſteilen Hängen überall durch den ölbedeckten Boden hindurchzieht. Gegen Südoſten hat man verſchobene Bergcouliſſen, die mächtige Alpenlandſchaft der Poljizza, deren ſteile Hänge über Almiſſa ins Meer fallen.

Hinter uns ragen die grauen Jöcher über einen grünen Garten und vor uns erſcheint die baumreiche Halbinſel, die Halbinſel Spalato's, welche mit ihren Felsrändern vom Kanal der fünf Caſtelle umfluthet wird.

Nicht wenig erfreulich wird es jedem Wanderer dünken, wenn er, die durchſchrittenen Wildniſſe im Gedächtniß, nunmehr Salona betritt, ſeine weißen Häuſer in Gärten und den klaren Fluß ſieht, welcher zwiſchen Blumen und Baumangern dahinrauſcht.

Es hat in der That dieſes Städtchen nicht das mindeſte Dalmatiſche, beſſer geſagt Morlakiſche, an ſich und es ſcheint, als ob aus jenen Tagen der Römerzeit, in welchen hier alle Ueppigkeiten Roms zu ſehen waren, ein gewiſſes Behagen an den Einrichtungen und den Lebenserforderniſſen einer beſſeren Welt ſich bis heute unter den Anſiedlern erhalten hätte.

Salona hat vollständig das Aussehen eines deutschen Städtchens am Fuße der Alpen, in welchem Fremdlinge von weit und breit ihre Sommerfrische halten. Hoch über den Pappeln des Flusses ragen die wolkigen Berge, und dieser selbst rauscht so jugendfrisch, als wären noch hunderte von Meilen bis zum Meere hin, welches ihn jenseits der nächsten Wiese erwartet.

Weiße Mauern mit grünen Läden stehen jenseits der Gartenzäune, und selbst kleine Badhäuschen springen in den Fluß vor, in welchem zur Sommerszeit die Einwohner sich in den Wellen des Flüßchens kühlen. Es mag angenehm sein, am lauen Abend unter den glänzenden Sternen vor den Mauern des „Café Diocleziano" zu sitzen und zugleich das heimliche Murmeln des Flusses zwischen den Gärten wie das dunkle Rauschen der Meereswogen an dem von Oelbäumen überschatteten Gestade zu vernehmen.

Siebentes Capitel.

Eine Meerfahrt längs der Küsten.

In einer Nacht mehrere Stunden vor Sonnenaufgang bestieg ich das Schiff, welches mich von Sebenico bis weit hinab in die Bocche bringen sollte.

Die orangefarbene Mondsichel hing über den Felsen, als ob sie die Flamme eines Leuchtthurms wäre, der den Ausweg aus dem bleichen Felsenlabyrinth zu zeigen habe.

Wir waren schon im Angesichte des endlosen Ge-

wimmels von Felsspitzen, welche von der Insel Zuri bis zur Incoronata allenthalben sich aus dem Meere erheben, als sich am östlichen Himmel eine rothe Wand erhob, von welcher Strahlen zum Zenith empordrangen und dessen nächtliches Grau allmählich auflösten. Nach und nach leuchtete selige Klarheit, silbernes Licht auch zwischen jener rothen Wand und dem Scheitelpunkte des Himmels. Zuletzt schwand das Roth am Himmelsrande in Gold, und über die See, welche, von einem starken „Greco" bewegt, auf das Verdeck herstäubte, fielen Strahlen, neben welchen das Meer urplötzlich seine lebendige grüne Farbe erhielt. Die Sonne trat herauf, und das Leben der weiten Fläche war angefacht.

Nunmehr erblickte man im jungen Lichte die weite, vom Wasser umwallte Gebirgswelt mit den Gipfeln, die in so geringer Höhe über den weißen Kranz ihrer Brandung emporschauen. Mitunter sieht das Alles aus, als wären sämmtliche Basteien, Thürme, Vorwerke, Schanzen, Wälle einer ungeheueren Festung bis nahe an den Rand hin unter Wasser gesetzt.

Dazwischen glänzt hie und da eine einzige Uferstelle in weiter Ferne an dem zernagten Mauerwerk so blendend weiß, daß sie nicht mehr zu unterscheiden ist von einem Segel, welches ein greller Sonnenblick aus einem Streifwetter trifft.

Auch in die Vögel schien mit dem Aufgange des rothen Gestirnes Leben gekommen zu sein.

Die großen Möven (Crocaji genannt) verließen die breiten Straßen hinter dem Schiffe nicht mehr, deren breite Wogenspitzen purpurn funkelten.

Sie flogen auf, sie flogen ab, berührten einen Augen-

blick das wallende Waſſer und glänzten im nächſten hoch über ihm vor den Goldfranſen des Aufganges oder einem der ſchwarzblauen Felſen, die nächſt uns im Meere waren. Sie bewegen ſich in ſteten Kreiſen, doch dem Zuge des Schiffes folgend, ſo etwa, wie der Mond dort, welcher durch eine erbleichende Wolkenlücke ſchaut, um unſere Kugel ſich dreht und ihr doch folgt im Laufe um den rothen Ball, welcher dort in der Tiefe endloſer Wolkencouliſſen flammt.

Auf dieſer Fahrt iſt das Ufer des Feſtlandes nicht minder merkwürdig, als die fernen Scoglien und die nahen Felsbänke, durch deren unabſehbare Schaar das Schiff ſich durch den Greco hindurchkämpft, während drunten die Kohlen wie Erzglanz glühen, die Lampen ſchwanken, die Keſſel klirren und Sprühregen roth ſchillernd das Verdeck überſtäubt.

Auf dem Feſtlande dehnt ſich jene Wüſte, welche wir in der Boraja durchwandert haben, die dort hinter den nächſten Bergen liegt, faſt bis zum Meere herab aus. Da ziehen ſich graue Buchten, um die herum gar ſpärliche Ginepre-Sträucher wachſen, in das felſige Land hinein. An ſeinem Strande erhebt ſich hie und da eine, aus rohen Steinen zuſammengelegte Hirtenhütte und mancher Riff, die verwitterte Kante einer halb umgelegten Kalkplatte, ragt mit ſeinen zerfreſſenen Rändern halb aus dem Schaum empor, ein langer ſchwarzer Molo, welcher ſich vom Lande in die Salzfluth hineinzieht.

Im Meere draußen erſcheint Liſſa in dämmernder Ferne, eine hohe blaue Kuppe.

Viel näher aber ſchwimmen Scoglien auf dem

Waſſer, wenige Fuß über dasſelbe erhaben, völlig nackt, fladenförmige Felſen, Rücken ſteinerner Meerungeheuer.

Wenn man in der Gegend von Punta Rogosnizza das Feſtland betrachtet, ſo hat man den gewöhnlichen Anblick dalmatiſchen Grundes, den grauen Boden durch die Lücken der entfernt von einander ſtehenden Bäume wohl ſichtbar und die gelbgrauen Steinmauern, welche in langen Linien und Vierecken das Alles abgrenzen und einzirkeln. Auf dieſen Scoglien aber ſieht man gar keine Spur menſchlicher Anweſenheit, und nur auf einem einzigen erhebt ſich ein gelbes Gemäuer, am meiſten einer Kirche ähnlich.

So wechſelt die Anſicht, je nachdem der Blick ſich nach Oſten oder nach Weſten wendet. Hier ſpärliche und niedrige Büſche auf dem Felsland, dort die Inſeln und jenſeits derſelben die blinkende Metallfläche des Meeres am Geſichtsrande.

Je mehr aber, über Traù und Vecchio und Zirona hinweg, ſich dem Canal della Brazza nähert, auf welchen von allen Seiten hohe Gebirge herabſchauen, deſto großartiger geſtaltet ſich die Rundſchau.

Was iſt denn eine Schweizerlandſchaft, ein Thal des Hochgebirges gegen das Stück Erdoberfläche, welches vor uns liegt? Erſt, wann durch jene die Fluth des vielfarbigen Meeres rauſchen wird, dann mögen ſie ſich mit den Waſſerthälern Dalmatiens vergleichen.

In weiter Runde ſtehen im Meere umher die Gebirge, oben vom Winter mit glänzendem Schnee bedeckt, unten blau dämmernd wie Kornblumen.

Vor ihnen erheben ſich die gelben Scoglien, um ſie wallt in der Ferne das grüne, näher das purpurne, noch näher das blaue Meer und vor unſerem Schiffe der weiße

Schaum. Dazwiſchen ziehen ſonnenglänzende Segel, denen der dunkle Schleppkahn folgt, ſtehen unbewegliche röthliche Pyramiden, ragen ſchwarze Blöcke ſchaumtriefend, erheben ſich Inſelchen, gebogen wie der ſchwarze Rücken verſchwundener Saurier, ragen plötzlich gelbliche Steinhaufen, weiß umzüngelt, aus der bunten Waſſerfläche.

Und das Alles wallt und haucht und ſchäumt und weht dir Leben und Geſundheit zu. — Fürwahr ein Genuß, welcher die Mühſeligkeiten der Reiſe ganz anders belohnt, als das finſtere Elend der Steinwüſten im Inneren.

Ehe man Spalato erreicht, fährt man an den ſteilen, gelben Abſtürzen der Inſel Bua hin, auf deren Rücken, den Oelbaume bedecken, Erdöl quillt. An den gelben Wänden hat ſich hie und da auf einem Vorſprunge Strauchwerk angeſiedelt. Sonſt aber erſcheint die Seite des Eilandes ſo kahl, wie nur irgend eine der ausgehöhlten Scoglien-Pyramiden.

Schon zeigt ſich wieder im Oſten der hohe weiße Gipfel des Moſſor, und zur Linken erſcheinen die blendenden Dörfer der „fünf Caſtelle“ im Hintergrund der Bucht. Ueber die Berge von Almiſſa hängt ein ſilberglänzender Bogen herab, der bis zum Meere reicht — einem Gletſcher Grönlands vergleichbar, deſſen Eiswand von den Wellen aufgelöst wird.

Im Meere draußen dagegen ſchließt unter einem hellgrünen Luftſtreifen, der unheimlich und ſturmdrohend im Südweſten glänzt, das langgeſtreckte Leſina, das liederreiche „Hwar“ der Slaven, den weiten Geſichtskreis.

— — — — — — — — — — — — — — —

So viele Reize auch eine Seefahrt demjenigen gewährt, ſo ſehr ermüdend würde ohne Zweifel für den

sser, wenige Fuß über dasselbe erhaben, völlig nackt, ...förmige Felsen, Rücken steinerner Meerungeheuer.

Wenn man in der Gegend von Punta Rogosnizza ...s Festland betrachtet, so hat man den gewöhnlichen An... ...k dalmatischen Grundes, den grauen Boden durch die ...ken der entfernt von einander stehenden Bäume wohl ...htbar und die gelbgrauen Steinmauern, welche in langen ...nien und Vierecken das Alles abgrenzen und einzirkeln ...f diesen Scoglien aber sieht man gar keine Spur mensch... ...er Anwesenheit, und nur auf einem einzigen erhebt sich ... gelbes Gemäuer, am meisten einer Kirche ähnlich.

So wechselt die Ansicht, je nachdem der Blick sich nach ...ten oder nach Westen wendet. Hier spärliche und niedrige ...sche auf dem Felsland, dort die Inseln und jenseits ...selben die blinkende Metallfläche des Meeres am Ge...ntsrande.

Je mehr aber, über Traù und Vecchio und Zirona ...weg, sich dem Canal della Brazza nähert, auf welchen ...n allen Seiten hohe Gebirge herabschauen, desto groß...tiger gestaltet sich die Rundschau.

Was ist denn eine Schweizerlandschaft, ein Thal des ...ochgebirges gegen das Stück Erdoberfläche, welches ...r uns liegt? Erst, wann durch jene die Fluth des viel...rbigen Meeres rauschen wird, dann mögen sie sich mit ...n Wasserthälern Dalmatiens vergleichen.

In weiter Runde stehen im Meere umher die Ge...irge, oben vom Winter mit glänzendem Schnee bedeckt, ...nten blau dämmernd wie Kornblumen.

Vor ihnen erheben sich die gelben Scoglien, um sie ...allt in der Ferne das grüne, näher das purpurne, noch ...äher das blaue Meer und vor unserem Schiffe der weiße

Küſten von Sorrent oder der nicht minder gefeierten Riviera des liguriſchen Meeres.

Das grüne Meer ſchäumt in ſteile Buchten hinein, an deren Felswänden Agaven, Aloes und Cacteen jeder Art grünen und in deren Spalten keine Jahreszeit die Pracht ſüdlicher Blumen welken läßt.

In geringer Entfernung fließt die Ombla, der alte Orion, urplötzlich aus den Felsſpalten aufquellend, durch ein kurzes Thal voll ſüdlicher Herrlichkeit dem Meere zu, einer jener Flüſſe, welche mehr mächtige Quellen genannt werden können, die unweit des Strandes aus dem Kalke zu Tage treten, gleich dem Kaiſerbrunnen zu Borgo Erizzo. Von dieſem Fluſſe ſingt ein raguſäiſcher Dichter das ſeltſame Diſtichon:

Danubio et Nilo non vilior Ombla fuisset,
Si modo progressus posset habere suos.*)

Der Weg über den duftigen Buchten des Meeres erinnert völlig an jene berühmten Landſchaften, welche die Einbildungskraft Claude Lorrain's geſchaffen hat. Es iſt eine griechiſche Gegend mit ihrem Meer und mit ihrem Himmel, mit ihren glänzenden Pflanzen und ſchroffen Bergſtirnen. Auch fehlt die Nachtigall nicht in den Gärten, aus welchen die Palme ihre langen Zweige erhebt und wie beim Sophokles die Nachtigallen Attika's, ſo werden von den Dichtern Raguſa's, des ſlaviſchen Athen, die der Gärten von Grawoſa geprieſen.

Als ich zum erſten Male von der kleinen Ha-

*) Die Ombla würde nicht geringer ſein als Donau und Nil, wenn ſie nur auf ihrer Bahn weiter fortſchreiten könnte.

fenſtadt nach Raguſa hinüberging — es war ein ſonnenheller Februarmorgen — konnte ich mich nicht ſatt ſehen an der Blüthenmenge, welche eine unvergleichlich größere war, als auf jedem anderen Gefilde, welches ich bisher durchwandert hatte.

Wie groß war mein Erſtaunen, als auf den Tiſch des Gaſthauſes ein hoher Strauß aufgeſetzt wurde, an deſſen langen Stielen eiförmige Früchte hingen von der Farbe unſerer Eicheln. Man ſagte mir, das ſeien Datteln, in den Gärten von Raguſa gewachſen. Sie reifen allerdings nicht, und der Kern bedeckt ſich niemals mit der braunen, honigſüßen Hülle, die Datteln bleiben länglichte, ſtrohgelbe Wülſte, doch iſt auch ihr Heranreifen bis zu ſolcher Entwickelung ein Anzeichen der warmen Sonne, welche dem Lande von Raguſa leuchtet. Eine einzige der Froſtnächte, welche die nördlichen Gegenden in der Nähe des Welebit jeden Winter heimſuchen, würde den Baum tödten, deſſen Früchte da vor mir in einer hohen Garbe ſtanden.

Die Bedeutung Raguſa's wird durch die vielen Conſulate beſtätigt, deren Behauſungen in den Gärten ſtehen in dem Baumgange, welchen man, von Gravoſa herkommend, durchſchreitet und welcher zu einer Großſtadt zu führen ſcheint, nicht zu einer Anſiedelung, deren Reichthum und Bedeutung ſeit Jahrhunderten im Sinken begriffen iſt.

Was den Fremdling zunächſt in Raguſa überraſcht, das iſt die Sauberkeit der Straßen und der Häuſer, die Abweſenheit von all dem Unflath, welcher morlakiſchem Weſen anhaftet.

Der „Corſo“, man kann ſagen die einzige geräumige Straße Raguſa's, ſieht ſo reinlich aus, wie irgend ein anderer Corſo drüben in den größeren Städten der italieniſchen Halbinſel. Keine andere Stadt Dalmatiens hat einen ähnlichen öffentlichen Weg aufzuweiſen.

Es gibt aber auch keine Stadt im Lande, deren Geſchichte gleich merkwürdig wäre, als die des alten ſlaviſchen Dubrownik.

Von ſeiner Gründung an — Flüchtlinge aus Epidaurus ſiedelten ſich im Jahre 659 an ihrem Strande an — bis zu Marmont, dem Herzog von Raguſa, welcher der Stadt und dem Lande durch weiſe Regierung neues Leben gab, von Kriegen, Erdbeben, Seuchen — das hat die Chronik von Raguſa mit den geringſten Orten des Feſtlandes und der Inſeln, aber die Blüthe ſüdſlaviſcher Dichtkunſt, welche ſich in ihren Mauern entfaltete, gibt ihr einen abſonderlichen Vorzug vor allen übrigen Municipien.

Es kann nicht gezweifelt werden, daß ſolche Blüthe vor Allem ihr Entſtehen einem beſonderen Umſtande verdanket.

Raguſa hatte nicht gegen die Einflüſſe wälſchen Weſens zu kämpfen, welches allen anderen Städten durch die Oberherrſchaft Venedigs aufgedrängt wurde. Es behielt ſeine volksthümliche Freiheit lange Zeit unter dem Schutze der Türken, und der ſüdſlaviſche Geiſt konnte ſich wenigſtens innerhalb der Mauern dieſer kleinen Stadt ungeſtört entwickeln.

Es iſt Sache der Literaturgeſchichten und Biographien, die Poeten und Schriftſteller aufzuzählen,

welche vom fünfzehnten Jahrhunderte an zu Ragusa „blüthen“. Auch haben sich manche Reisebeschreibungen über Dalmatien, weit mehr mit diesem anregenden Gegenstande, als mit den Eigenthümlichkeiten der Natur und den heute lebenden Menschen beschäftiget. Ich kann aus diesem Grunde eine Abhandlung, welche sich gar leicht darüber zusammen schreiben ließ, bei Seite lassen. Dennoch aber will ich erwähnen, daß die Ragusäer Dichter, wenn sie sich jemals einer andern Sprache bedienten, als ihrer heimischen, in der nämlichen schrieben, in welcher zu ihrer Zeit das ganze gebildete Europa poetischer Kurzweil oblag, nämlich der lateinischen. Daß aber die Slaven Ragusa's italienisch gedichtet haben, davon ist mir kein hervorragendes Beispiel bekannt.

Von allen Poeten Ragusas wird am meisten Hieronymus Cavagin genannt, welcher sich durch eine dichterische Chronik der dalmatischen Familien unter dem Titel „Reichthum und Armuth“ hervorgethan hat. Auch ein Poet aus Curzola, Peter Canavelli, erregte durch seine Dichtungen in lateinischer und slavischer Sprache gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts großes Aufsehen.

Mir dünkt, die Dichterschule Ragusa's und das Aufblühen heimischen Schriftenthumes dortselbst seien Thatsachen, welche den wälschen Aufklärern, die alles geistige Leben in Dalmatien als Abklatsch italienischen Wesens hinstellen möchten, zu denken geben können. Da ist eine Stadt, welche nicht ihrer Botmäßigkeit und dem Zwange der Venediger unterworfen ist, und in dieser Stadt geht die geisterhafte Wila der heimatli-

chen Berge durch die blühenden Gärten hin und regt die begabten Söhne dieſes warmen Landes zum Geſange an. Was wäre wohl geſchehen, wenn es im Inſelreiche noch mehr als einen Freiſtaat, Ragusa, gegeben hätte?

Ich glaube, in dieſem Falle hätte an den Ufern des „Großen Meeres“ (ſo nennt die Bibel das Binnenwaſſer, welches ſich zwiſchen den drei Erdtheilen ausbreitet) ſich unter dem Einfluſſe eines milden Himmels der ſlaviſche Volksgeiſt, deſſen Schöpferkraft in ſo vielen Liedern erkannt wird, ſich unangefochten entwickelt und Früchte von wunderbarer Beſchaffenheit gezeitigt. — —

Nachdem wir ſo einen raſchen Blick auf die Felsküſte geworfen haben, welche ſich vom vierundvierzigſten Breitegrade bis über den dreiundvierzigſten hinauf erſtreckt, iſt es dem Leſer vielleicht erwünſcht, in eben ſo allgemeinen Umriſſen mit den Schickſalen dieſer Geſtade vor der Einwanderung des Slavenvolkes bekannt zu werden.

Selbſt wenn ich nicht die Abſicht hätte, über dieſe Vergangenheit nur wenig zu ſagen, weil ausführliche Mittheilungen aus dieſem Gebiete dem Zweck des Buches nicht entſprechen, würde mich die Spärlichkeit der Quellen zur Kürze verhalten. Die alten Schriftſteller wiſſen gar wenig von Dalmatien zu erzählen.

Ich habe bereits früher darauf hingedeutet, daß ſich das fremde, öſtliche Weſen, das dem Wanderer auffällt, wenn er zu Ragusa, Traù oder in irgend einer anderen Stadt des mittleren und ſüdlichen Dal-

matiens ans Land ſteigt, in der Gegend von Zara viel weniger bemerklich macht, als jenſeits der Kerka.

So wurde denn auch im Alterthume von den Römern und Griechen der Kerkafluß, damals Titius geheißen, als die Nordgränze des Landes angeſehen, während ſeine ſüdlichen Marken ſo ziemlich die nämlichen waren, wie heut zu Tage. Die Gegend von Fiume bis Sebenico hinab, welche jetzt in das croatiſche Küſtenland und in den nördlichen Theil von Dalmatien zerfällt, wurde von den Alten ſtets Liburnien genannt.

Wenn wir bei der Ueberſicht der Schickſale des Landes zu jener Zeit ebenfalls von Norden nach Süden fortſchreiten, ſo finden wir eine Anzahl von Colonien und kleinen Städten an der Küſte, von deren größtem Theile ſelbſt der Name verſchwunden iſt und Niemand mehr mit einiger Sicherheit zu ſagen wüßte, wo ſie geſtanden haben können.

Von wenigen anderen dagegen hat ſich der Name deutlich erhalten und beſteht an ihrem Orte noch heute eine Anſiedelung, die vielleicht bedeutender iſt als der gleichnamige Ort vor tauſend und ſo vielen hundert Jahren. Verſetzen wir uns in das croatiſche Küſtenland hinauf, ſo finden wir zuerſt Senia, das heutige Zengg, an der Straße von Aquileja nach Siscia gelegen. Tacitus erwähnt es im vierten Buche ſeiner Hiſtorien, Plinius ſpricht davon und in den verſchiedenen Itinerarien wird ſeiner Erwähnung gethan.

Weiter ſüdlich, dort wo jetzt, der Inſel Pervicchio gegenüber, das ſchmutzige Dorf San Giorgio ſich zwiſchen dem Meere und dem Kalkfelſen ausbreitet, hatte

das kleine Völkchen der Lopſier, welches Ptolemäus erwähnt, eine kleine Niederlaſſung, Lopſica genannt.

Ich will gleich bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß die alten Geographen, wenn ſie von den Einwohnern der Illyris Barbara (ſo nannte man bezeichnender Weiſe ſchon damals das Land) ſprachen, ſtets eine Menge winziger Völkerſchaften verſtanden, welche ſich einander fortwährend in den Haaren lagen, und von denen wohl die meiſten ein Leben geführt haben mögen, wie heut zu Tage die Einwohner der Cernagora. Bald tauchte dieſer Name, bald ein anderer als der des herrſchenden oder des mächtigſten Stammes auf, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ſchon von den früheſten Zeiten an dieſem Küſtenſtrich ein Tummelplatz unaufhörlicher Kämpfe, Unordnungen und Wanderzüge war.

Was insbeſondere die Liburner an der croatiſchen Küſte und in der Gegend von Zara anbelangt, ſo galten dieſelben vor allen anderen als die gewandteſten Seefahrer. Ihre Schiffe mögen im adriatiſchen Meere und im Quarnero ſo bekannt geweſen ſein, wie heut zu Tage die der Fiſcher von Chioggia.

Eine ganze Reihe römiſcher Autoren weiß von ihren Fahrzeugen zu berichten, welche überall kurzweg Liburnicae hießen.

Der Grund, aus welchem die Liburner ſo eifrig der Schifffahrt oblagen, mag wohl derſelbe geweſen ſein, welcher noch heut zu Tage die Scoglianer von ihren Felſenriffen hinaus auf das Meer treibt, die Unwirthlichkeit des Felsbodens.

Die Alten ſchildern uns das Land als von rau-

hen Bergen bedeckt und von geringer Fruchtbarkeit. Die Hinweisung auf die Schafzucht, als den einzigen Gewinn, welcher neben dem Weinbau aus dem Boden gezogen werden konnte, erinnert an die großen Herden, welche auch jetzt Sommer und Winter das Land durchziehen. Aus einzelnen Nachrichten läßt sich auch schließen, daß die Liburner mit ihren schnellen Schiffen sich an dem gewinnbringenden Bernsteinhandel der Veneter fleißig betheiligten.

So stimmt also Manches mit den Eigenschaften und Verhältnissen, welche wir noch heute an Land und Volk wahrnehmen. Ganz und gar auffallend aber erscheint uns die Nachricht, daß dieses Volk, so rührig zur See und so wild auf dem Lande, sich von Weibern regieren ließ. Heute sind die Weiber so zu sagen die Heloten und Lastthiere der Küstenbewohner, und wenn es ein Volk gibt, bei welchem man an die Möglichkeit eines Weiberregimentes am allerwenigsten denken muß, so sind es die illyrischen Südslaven.

Weiter hinab, der Insel Arbe gegenüber, auf welcher der köstliche Wein Barbado gedeiht, befand sich die Ansiedelung Ortopula, von welcher man noch heute Trümmer bemerkt, die bei Ortpla, dem kleinen Hafen von Starigrad, aus dem Kalkgestein deutlich hervorragen. Gerade so verhält es sich mit den Trümmern von Argyruntum, die bei Obrawazzo stehen. —

Auch von Carin, heut zu Tage einem der berüchtigtesten Räubernester zwischen Benkowaz und Obrowazzo, unweit des kleinen Golfes von Nowigrad fin-

den ſich Spuren im Alterthume. Plinius und Ptolomäus erwähnen Corinium in der Illyris Barbara.

Auch das öde Nona, welches wir in einem der vorhergehenden Capitel betrachtet haben, das ſlaviſche Nin, wird von denſelben Geographen als Aenona (Aenona) angeführt.

Weit weniger ſicher dagegen iſt es, wo einſt Blandona ſtand. Die Meiſten verlegen es an die Straße, welche von Jadera nach Salona führte.

Mannert ſucht es an der Oſtſeite des Binnenſees Wrana, welcher ſüdlich von Zara Vecchia in der grauen Steinhaide liegt, und zwar in der Umgegend des Dorfes Draſchitſch, andere aber verſtehen ohne Weiteres Zara Vecchia ſelbſt darunter.

Wie unſicher es ſich mit allen derartigen Ortsvergleichungen verhält, zeigt das Beiſpiel der vielbeſprochenen Jadera. Dieſe Stadt iſt nach den einen das heutige Zara, nach den anderen dagegen jenes nämliche Zara Vecchia, welches von den anderen für das alte Blandona gehalten wird. Aehnliche Beiſpiele der Dämmerung, welche über den Oertlichkeiten der Illyris Barbara liegt, finden wir bei der Erklärung des Namens des adriatiſchen Meeres ſowie auch in der Meinung, daß die Donau (Iſter) ſich in dasſelbe ergieße, weil eine der Halbinſeln dieſes Meeres den Namen Iſtria trägt.

Ein nicht minder zweifelhafter Ort iſt die von Strabo angeführte Stadt Ninia, welche Auguſtus im großen dalmatiſchen Kriege niederbrannte. Die meiſte Wahrſcheinlichkeit dürfte jene Meinung haben, welche dieſelbe an der Stelle des heutigen Knin ſucht.

Der Geographe von Ravenna erzählt auch von einer Stadt der Liburner Arauſa oder Arauzona genannt. Dieſelbe wäre nach den am beſten begründeten Meinungen an der Stelle des Kloſters Wiſſowatz, unweit der großen Waſſerfälle der Kerka zu ſuchen.

Von allen Städten Liburniens aber war am berühmteſten Scardona, am rechten Ufer des Titius, zwölf Millien von ſeiner Mündung in's Meer entfernt, mit dieſem aber durch einen Landſee in Verbindung ſtehend, alſo ganz unzweifelhaft die gleichnamige heutige Stadt.

Hier aber begann erſt das eigentliche Dalmatien, welches nach der mittelalterlichen und heutigen Eintheilung nordwärts bis zum Welebit reicht.

Dalmatien im Verein mit dem Lande der Liburnier und Japyden (deren Hauptſtadt Metulum beim Dorfe Metule in der Nähe des Zirknizer Sees in Krain lag) bildete, wie mehrfach erwähnt, jene Illyris, welche man im Gegenſatze zur griechiſchen Illyris die Illyris Barbara nannte.

Den Namen der Dalmater leitete man allgemein von ihrer Hauptſtadt Delminion ab, von welcher freilich Niemand mehr die Lage zu beſtimmen weiß.

Weit mehr aber als Delminion wird Salona genannt, deſſen fabelhafter Goldreichthum wohl ſelbſt in den Zeiten des Alterthums nur in der Einbildungskraft einiger wenig unterrichteten Scribenten beſtand: Kein Ort in Dalmatien iſt den Römern auch nur annähernd ſo bekannt, als dieſe Stadt, welche allerdings durch ihre Größe und Pracht die andern auch in der Weiſe überragte, daß vielleicht ſie ſämmtlich

zuſammen nicht ſo groß waren, als die Anſiedelung am ſaloniſchen Golfe. Conſtantin Porphyrogenetos berichtet, daß ſie halb ſo groß als Conſtantinopel war.

Solche Größe nun verdankte ſie freilich dem Blicke der Römer für die Wichtigkeit ihrer ſtrategiſchen Lage. Ich habe ſchon bei der Betrachtung von Spalato darauf hingewieſen, daß in allen Jahrhunderten durch die Schlucht von Cliſſa hierdurch hier der beſte Weg aus dem Inneren der großen thraciſchen Halbinſel ans Meer mündet. In Anbetracht dieſer Lage verſäumten die Römer es auch nicht, die Stadt zu vergrößern, zu erweitern und ihr allmählig eine Wichtigkeit zuzuwenden, welche heut zu Tage erſt wieder erreicht werden kann, wenn der beſprochene Schienenweg aus demſelben Engpaſſe „Cliſſura“ hervor zu Tage tritt, bis zu welchem die Römer die Mauern Salona's vorgeſchoben hatten.

Spalato, welchem nunmehr dieſe Rolle zufallen ſoll, war zu jener Zeit ein kleiner Flecken, Spalatum, etwa drei Millien vom großen Salona entfernt. Als unſere unruhigen Ahnen, die Gothen, jenes Salona zerſtört hatten, flüchteten ſich die Einwohner nach Spalatum hinüber, wo die Villa des Kaiſers ſtand.

Von den Inſeln, welche Spalato gegenüber liegen, iſt es vor Allem Leſina mit ſeiner griechiſchen Stadt, welche bei den Alten vielfach genannt wird. Man nannte ſie zu jener Zeit Paros oder auch Pharia, von welchem Namen die Slaven, bei welchen Leſina Hwar heißt, noch eine deutliche Erinnerung bewahren. Die Trümmer jener griechiſchen Stadt, die vom Conſul Aemilius Paullus zerſtört wurde, findet man noch

unweit von Citta Vecchia, welches heute der Hauptort der Insel ist.

Traù bestand als Tragurium und war wegen seines Marmors berühmt.

Lissa hieß bei den Griechen Issa und war vorzüglich wegen der Gewandtheit seiner Seefahrer und der Schnelligkeit seiner Barken (lembi Issaei) bekannt.

Auf dem Festlande, in der oberen Narenta hauste das kriegerische Volk der Autariaten. Auch dieses unterlag zuletzt den Römern und war zu der Zeit, in welcher Strabon seine Geographie schrieb, schon nahezu ausgestorben. Weiter hinab, längs des Primorje von Ragusa, wird Corcyra erwähnt, welches „Schwarz" heißt wegen der Fichten und Pinien, die seinen Strand bedeckten. Die Schakale, welche bis auf die neueste Zeit dortselbst hausten, sind nunmehr verschwunden.

Die Insel Meleda wird von den Griechen als Melita erwähnt. Sie lag der Halbinsel Hyllis, dem heutigen Sabbioncello gegenüber, und war wegen ihrer Hunde bekannt, was jedoch von vielen Schriftstellern als eine Verwechslung mit den Hunden der Insel Melita (Malta) bezeichnet wird. Auf der nämlichen Verwechslung scheint die Angabe zu beruhen, welche den Apostel Paulus dortselbst mit seinem Gefährten Schiffbruch leiden läßt.

Die Bocca von Cattaro (deren italienischer Name schwerlich von dem slavischen Bok, d. h. der Felsabhang, die steile Wand, abgeleitet ist) war den Alten „die Bucht der Rhizonäer bei Epidaurus", d. h. Ragusa Vecchia. In ihrem Hintergrunde lag Rhi-

zon, das heutige Risano, die einzige Stadt der Bocche, welche in den Zeiten des Alterthums erwähnt wird.

Dieſes ſind die hauptſächlichſten Oertlichkeiten, die mit den Geſchicken des Landes in alter Zeit zuſammen hängen. Eine ſehr bedeutende Rolle hat Dalmatien in der alten Geſchichte nicht geſpielt. Dennoch aber findet der Freund der Landeskunde bei faſt allen griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern eine große Anzahl von Daten, welche indeſſen für uns, die wir die Geſchichte des Landes nur ganz nebenſächlich überſchauen, nicht hinlängliches Intereſſe darbieten.

Achtes Capitel.

Auf Meleda.

1.

Mitten auf der Inſel Meleda, nicht viel unterſchieden von dem Anſehen der anderen grauen Inſelriffe des Landes, ragt ein Berg empor, Grado genannt, weit im Meere ſichtbar.

Zwiſchen ſeinem mittäglichen Abhange und dem Meere erhebt ſich eine kleine Anſiedelung, Babino Polje, „das Feld der Großmutter“.

Dieſes Babino Polje iſt ein ſo ſchmutziges und verlaſſenes Neſt, wie nur irgend eines auf den öden Eilanden jenes Meeres.

Viele Leute von Babino Polje ernähren ſich vom Fang der Fiſche, welcher ihnen dadurch leichter gemacht iſt, daß ſie nicht, wie die Bewohner der meiſten an-

deren Klippen des Inſelreiches, eine lange Fahrt zu machen haben, bevor ſie das hohe Meer erreichen, welches, von keiner vor die Inſel hingelagerten Felsreihe abgehalten, frei an den gelblichen Felsſtrand ſchlägt.

Von einer nächtlichen Fahrt auf dem Meere, auf welcher er eine anſehnliche Menge der von den Slaven Podlanizza genannten Fiſche erbeutet hatte, kehrte eben ein Nachen zurück, welcher ſeinen Genoſſen, deren Schiffe noch draußen vom Dunkel verborgen waren, einen bedeutenden Vorſprung abgewonnen hatte.

Der Oſtro (Südwind), von welchem den größten Theil der Nacht über das Meer bewegt worden war, hatte ſich gelegt und die zwei Männer in dem kleinen Schiffe verdankten ihre raſchere Ankunft am Strande nur dem größeren Eifer, mit welchem ſie in die Ruder griffen.

Der Mond ſtand noch hoch am Himmel und einzelne Klippen des Ufers warfen pechſchwarze Schatten in die goldflimmernde Brandung, aber dennoch deutete der Hahnenſchrei, welcher manchmal aus dem Dorfe Babino Polje in die Öde herüberdrang, den nahen Morgen an.

Wäre der Hahnenſchrei nicht geweſen, ſo hätte man eben ſo wohl meinen mögen, es ſei Mitternacht. Denn mancher der ſteilen gelben Felſen des Ufers lag über dem Waſſer wie eine Wolke, und auch der Anblick des Fiſcherkahnes hätte nicht an den Tag erinnert, denn die Thätigkeit des Fiſchers kennt keinen Unterſchied zwiſchen Sonnenlicht und Mondenſchein.

Es war der Morgen eines Wintertages. In

ſolcher Stunde brennt zur Sommerszeit die Sonne ſchon ſeit geraumer Zeit auf den Fels am Strande.

Aber um die Zeit des Neujahrfeſtes der Griechen, in welche die Begebenheit fällt, die erzählt werden ſoll, ſieht es ſechs Stunden nach Mitternacht noch aus, als läge eine endloſe Nacht über den Gewäſſern und als wäre der Strand noch ſo öde wie zu der Zeit, in welcher der heilige Hieronymus, wie die Sage der Slaven behauptet, in Mitten der dalmatiſchen Felſen als frommer Einſiedler Gott verehrte. —

Aber das Mondenlicht ſchien doch ſo hell herab, daß der eine der beiden Männer, welche ruderten, genau die Geſichtszüge des anderen erkennen konnte, der vor ihm ſtand, wenn jener ſich zeitweilig umwendete, was nicht ſelten geſchah, da ſie ein lebhaftes Geſpräch zuſammen führten.

Beide Männer waren augenſcheinlich in gleichem Alter, das heißt näher an dem ſechſten als an dem fünften Jahrzehnt ihres Lebens, beide auch gleich hoch und ſchlank gewachſen, gleich kräftig, beide mit denſelben grau geſprenkelten Haaren und Schnurrbart, beide auch in derſelben Kleidung, einer rothen Mütze, einer blauen Jacke und blauen Hoſen, wie es die Tracht der dalmatiſchen Slaven iſt, die auf den Inſeln wohnen. Sie waren ſich ſo ähnlich, wie ſich Hunderte von Männern ihres Volkes und ihres Gewerbes an dieſem Strande ähnlich ſind. Sie gleichen ſich in ihrer äußeren Erſcheinung, wie ſie ſich in ihrem Glauben gleichen, welchen ſie die heilige rechtgläubige Kirche des Oſtens lehrt.

„Ich habe das auch ſchon verſpürt, Schutina!“ ſagte der vordere der beiden Männer, indem er ſich halb zu ſeinem Genoſſen umwandte. „Bei der Nacht, wenn man ſo ganz allein draußen auf dem Meere iſt, ein ſchlechter Wind geht und unſer einer nicht weiß, ob er ſo viel heimbringt, daß er mit ſeinem Weib und ſeinen Kindern auf den nächſten Tag zu eſſen hat, da denkt man wohl an Allerlei, was einem ſonſt die ganze Woche über auf dem Lande und am Feuer in der Hütte nicht einfällt. Aber doch bin ich hundert Mal auch in der Nacht bei dem Felſenloch dort vorübergefahren, in dem die Wiſchtizza*) wohnen ſoll, und habe niemals etwas geſehen. Säßen wir bei unſerem Feuer, anſtatt daß wir auf dem Meere rudern, ſo wäre ſie dir auch nicht in den Sinn gekommen.“

„Ich habe das Gerede doch nicht erfunden, Arnaritſch!“ erwiderte der Angeredete gleichmüthig, indem er mächtig mit ſeinem Ruder ausholte, daß eine Menge feuerflüſſiger Kreiſe hinter ihm zurückblieben. „Aber ich erinnere mich, daß der Pope mehr als einmal davon geſprochen hat. Die Wiſchtizza iſt auch nicht erſt von geſtern her da, ſondern lebt wohl

*) Vistica, in der Hercegowina stuać, nennt man die geſpenſtiſchen Weiber, welche ſich auf Steinfeldern, in Höhlen, in Klüften aufhalten. In ihnen wohnt ein Teufel, welcher manchmal herausfliegt, ſich in einen Schmetterling verwandelt und als ſolcher Schläfern das Herz aus der Bruſt frißt. Sie tragen Opanken aus Menſchenadern. Iſt eine ſolche Opanke zerriſſen, ſo ergreifen ſie den Nächſten, der ihnen begegnet, und machen ſich aus ſeinen Adern eine neue.

viele tausend Jahre schon in dem Loch. Der Pop sagt, sie sei zur Heidenzeit da als Götze angebetet worden."

Arnaritsch ließ einen Augenblick lang das rechte Ruder los, um sich zu bekreuzen. Dann erwiderte er:

„Was ist's auch, wenn der Unhold wirklich in den Felsen lebt? Ich und Du und unser ganzes Haus tragen ja Münzen mit dem Bildniß des heil. Mütterchens Anna, und was mich betrifft, so lasse ich von meinem Weibe die ganze Winters- und Frühlingszeit über, von der heiligen Weihnacht bis zum heiligen Himmelfahrtstage, an jedem Abend die Kinder mit Knoblauch einreiben, auf der Brust und an den Achseln. Da hält sich die Wischtizza und ihr böser Geist wohl fern."

„Dasselbige thut auch mein Weib," entgegnete Schutina. „Doch — "

Er vollendete seine Rede nicht, sondern schwieg, wie von einem plötzlichen, vielleicht peinlichen Gedanken ergriffen.

Nach einer langen Pause, während welcher sie sich dem felsigen Strande der Insel wieder um ein bedeutendes genähert hatten, nahm abermals Arnaritsch das Wort.

„Gewiß drückt Dich etwas, Freund! Ich sehe es Dir an, wenn gleich nur der Mond scheint. Du bist seit einigen Tagen nimmer wie früher. Sonst, wenn uns ein so guter Fang geglückt war, wie heute, sangen wir und vertrieben uns die Zeit mit lustigen Reden, bis die Fische auf dem Trockenen waren. Heute aber geht Dir, seit

wir auf dem Heimwege ſind, nimmer die Mora*) aus dem Kopfe.“

Schutina ſeufzte, hielt die Ruder ein und ließ ſich auf den Bündel niederfallen, den die beiden braunen Mäntel der Fiſcher bildeten, welche von ihnen trotz der kühlen Nacht ausgezogen worden waren.

Er ſtützte die Stirne in die Hand und blieb regungslos ſitzen, die Augen ſtarr auf das Waſſer gerichtet, welches nunmehr faſt unbewegt um die Barke herum ausgebreitet lag.

„Um Gott, Brüderchen, Seelchen, was iſt Dir?“ rief nunmehr Arnaritſch, der ebenfalls die Ruder losgelaſſen hatte, auf ihn zuſprang und ihn beim Arme faßte.

„Ich will dir's nimmer verſchweigen,“ erwiderte Schutina, ohne ihn anzuſehen. Erinnerſt Du Dich an Stane den Haiduken?“

„Den nämlichen Räuber,“ den die türkiſchen Soldaten heuer im Spätherbſte auf Popowo Polje erſchlagen haben?“ erwiderte der Fiſcher erſtaunt. „Was ſoll es mit dieſem Verfluchten, was geht Dich der an?“

„Du weißt,“ fuhr Schutina tonlos fort, während das Schiff ruhig liegen blieb, daß ſich dieſer Uebelthäter manchmal auf unſeren Scoglio herüberflüchtete, wenn die Verfolger zu hart hinter ihm her waren. So iſt er denn auch in dieſem Jahr, es mag um die Oſterzeit herum geweſen ſein, denn die Schuma**) auf den feſt-

*) Hexe, auch Puſtolowica, d. h. die wilde Jägerin genannt.

**) Suma, der niedere Buſchwald.

ländiſchen Gebirgen war noch ſchwarz — in mein Haus gekommen und hat um eine Stätte bei meinem Feuer gebeten. Ich wollte ihn nicht behalten, aber die Weiber baten für ihn und meinten, er würde Rache nehmen, wenn wir ihn fortwieſen. Wie reut es mich jetzt, daß ich's nicht gethan habe! In der zweiten Nacht, in der ich ihn neben dem Feuer ſchlafen ließ, will er mir die Tochter Lijana verderben, und wie ſie ſich wehrt, ſagt er zu ihr, er wird als Wukodlak*) ihr Blut trinken, wenn er einmal erſchoſſen auf der Planina liegt."

„Weiter?" ſagte Arnaritſch neugierig, nachdem ſein Genoſſe eine Weile geſchwiegen hatte und wieder mit geſenktem Kopfe ſtarr ins Meer hinaus ſchaute.

„Iſt das nicht genug," antwortete Schutina. „Der Haiduk liegt drüben auf dem türkiſchen Felde begraben, und die Dirne wird mir jeden Tag wehmüthiger und bläſſer. Er hat es faſt voraus geſagt, daß er in dieſem Jahre ſtirbt. Denn mein Weib hat ihm einmal zugehört, wie er den Burſchen erzählte, daß es ein ſchlimmes Zeichen für den Räuber ſei, wenn der Kukuk ſchon ſingt und der Wald noch ſchwarz vom Berge herabſchaue."

„Narrethei!" rief Arnaritſch heiter. „Das will ſo viel ſagen, daß es einen dürren Sommer gibt, wenn der Winter ſo lang dauert, und dürrer Sommer ſchlechter Sommer für den Haiduken, wenn er nicht Waſſer findet in den Felsſpalten."

„Das tröſtet mich nicht Bruder!" Die Dirne

*) Vampyr.

welkt mir dahin. Seit der Zeit, in welcher die langen Nächte angefangen haben, wird ſie mir immer nachdenklicher und ſchweigſamer.“

„Weiß das Mädchen von dem Tode des Haidnken?“

„Nicht ein Wörtchen, Bruder! hat es erfahren dürfen. Weder das Weib noch die Anderen wiſſen davon und die Leute im Dorfe habe ich alle vom Popen bitten laſſen, daß ſie ſchweigen.“

Arnaritſch ſchüttelte den Kopf, beſann ſich eine Weile, dann legte er die Hand auf die Schulter des Genoſſen und ſagte:

„Getroſt, Bruder, ich weiß Dir Rath. Mein Weib iſt erfahren in Allem, was man im Hausſtand erleben mag. Auch haben wir noch eine Kerze zu Haus, aus dem Kloſter von den Koludrizzen,*) beſchriebene Papiere und mancherlei heilige Sachen. Verlaß dich darauf, wir werden ein Mittel finden, wenn der heiligen Anna Münze nimmer helfen will.“

In dieſem Augenblicke ertönte Glockengeläute vom Strande herüber. Es wurde zur heiligen Meſſe gerufen. Auch begann es ſchon ſich über den türkiſchen Gebirgen zu lichten und eine graue Dämmerung trat an die Stelle des goldenen Scheines, der bis jetzt über den Waſſern gelegen war. Die Männer ſchauten auf und es ſchien, als ob mit einem Male das Dunkel ihrer Gedanken mit der ſchweigenden Nacht weichen wolle.

Sie bekreuzten ſich, Schutina ſtand auf und nahm

*) Nonnen.

wieder ſein Ruder zur Hand, ſein Genoſſe begab ſich nach vorne in das Schiff und nun ging es wieder raſch vorwärts durch die Fluth, welche ſchon Lichtſtreifen wiederzuſpiegeln begann, dem Lande zu.

Es war, als ob der Ton geweihter Glocken die geſpenſtiſchen Bilder verſcheucht hätte.

Arnaritſch namentlich hatte völlig ſeine gute Laune wieder gewonnen.

Freilich wäre es ein Wunder geweſen, wenn in der Pracht, welche nunmehr über das weite Rund der See und der Felſen heraufſtieg, das Gemüth einfacher, unſchuldiger Menſchen hätte umdüſtert bleiben können.

Die fernen Scoglien von Lagoſta glommen roſenroth, wie die Blüthe der Mandel, welche in der Sonne des Januar glänzt, andere Felſen, die kleinen und flachen Lagoſtini dagegen, glichen ſchwarzen Sonnenflecken in dem ſpiegelnden Feuer, welches ſich auf's Meer ſenkte, und über allem glänzte in hoher Pracht als mächtiger Silberwall das hohe Gebirge, hinter welchem Hercegowina liegt, das Land der Türken.

Schon fuhren die beiden Fiſcher an den Felſen hin, welche nicht weit vom kleinen Hafen des Dörfchens in's klare Meer abfallen.

Es ſind gelbe Kalkfelſen, von mancher Höhlung zerklüftet, welche das Waſſer, das ſich wie ein weißer Spitzenſchleier an ihnen hebt und ſenkt, ſeit Jahrhunderten gegraben hat.

In eine dieſer Höhlen verſetzt eine uralte Sage die Wohnung jener Nymphe Kalypſo, welche dem Odyſſeus ewige Jugend anbot, wenn er ihr Geſtade nimmer verlaſſen wolle. Wäre das wahr, ſo iſt Meleda jenes

Aeaea oder Ogygia, von welchem die alten Dichter ſingen. Heute aber haust, wie der Aberglaube des Volkes vermeint, in der Grotte, der „merumrauſchten", die ſlaviſche Wiſchtizza, der bleiche wüſte Währwolf.

Das Waſſer ſchlägt grün und weiß ſchäumend in das Dunkel der Höhle. Vor ihr aber dringt der Blick in die Tiefe des Meeres, welche an dieſem Strande ſchier einem Blumengarten gleicht.

Muſcheln von allen Farben liegen auf dem Boden, kleine Korallenzweige ragen zwiſchen ihnen auf und bunte Fungus-Arten erheben ſich, neben Algen und Tangen — Alles zuſammen ein ſchillernder Strauß.

„Siehſt Du, Schutina, da ſoll die Upirina*) drinnen hauſen. Mir ſcheint aber, der Fels iſt ſo hohl und leer, wie eine Paprika-Hülſe. Jedenfalls hat die Upirina Recht, wenn ſie ſich ſo weit von den Leuten wegmacht. Es iſt beſſer, ſie kommt nur in Geſellſchaft von den Seemenſchen,**) als in die Geſellſchaft von rechtgläubigen Chriſten. Aber behend muß ſie klettern können, denn von dort oben herab wagt ſich keine Geiß."

„Schau hin, was dort hängt!" unterbrach ihn ſein Genoſſe, welcher während der letzten Augenblicke neugierig auf einen winzigen Vorſprung geſchaut hatte, auf welchem ein Dornſtrauch wurzelte, deſſen Zweige von der See, deren Schaum bei ſtürmiſchem Wetter wohl zu ihm hinaufreichte, mit einer weißen Kruſte bedeckt waren.

*) Ein anderer Ausdruck für Hexe.

**) Phoca crinita, eine Robbenart, die ſich manchmal am Ufer ſehen läßt.

„Bei unſerer lieben Frau!“ rief Arnaritſch, „das iſt nichts Anderes, als der Fetzen eines Gewandes. Wer in aller Heiligen Namen muß da herumgeſtiegen ſein? Ich hätte Luſt auf die Klippe zu ſpringen und mit dem Ruder das Ding herabzuholen.“

„Bewahr uns Gott!„ entgegnete ſein Gefährte, indem er ſich bekreuzte. „Berühre nichts, was von der Wila herkommt, es wird dir Schaden bringen.“

Arnaritſch wollte ſich nicht abhalten laſſen. Aber ohne den Willen des Genoſſen, der rüſtig in die Ruder griff, daß der Kahn ſich eilig von der Stelle fortbewegte, war es ihm nicht möglich, auf die Klippe hinauszuſpringen.

„Pristan voziti!“ *) rief er dem Furchtſamen fortwährend zu.

Dieſer aber arbeitete ungeſtüm fort und ſchaute ſich nicht mehr um. Er hätte ſich nicht mehr beeilen können, wenn die Wiſchtizza mit ihren Schuhen aus Menſchenadern ſelbſt auf dem Geſteine geſtanden wäre.

Eine Viertelſtunde ſpäter war der Strand erreicht.

Es ſtanden eine Menge Leute dort, welche die Rückkehr der Fiſcher abwarteten.

„Jeli srica?“ (Habt ihr Glück gehabt?) ſcholl es ihnen entgegen.

„Blaga Božja!“ (Gottes Segen) rief Arnaritſch, daß es an der Felswand gellte.

Sein Genoſſe aber war wieder ſo nachdenklich

*) Höre auf zu rudern.

geworden wie damals, als er noch auf dem Meere im Mondschein die wunderliche Geschichte seiner Lijana erzählte.

Er sah nicht einmal auf den Strand, ob ihn dort Jemand von den Seinigen erwarte. Und doch standen sie gewiß auf den gelben Steinen des Ufers umher — waren doch fast die meisten Männer des Dorfes auf den Schiffen, welche sich nun, in kurzer Entfernung von dem der beiden Genossen, dem Strande näherten.

2.

Einige Tage später sehen wir unsern Freund Arnaritsch in den Hof einer Pecara treten, das heißt, eines Weibes, welche sich damit beschäftigte, von den Kräutern, besonders aber aus dem Rosmarin, der überall auf dem Gestein der Insel wächst, wohlriechende Wasser zu brauen.

Die Pecara, ein hochgewachsenes Weib, hager und braun, mit tiefliegenden schwarzen Augen, gebückter Haltung, in einem weiß und rothen wollenen Rock ohne Hüfte, war eben damit beschäftigt, einer dürren Kuh, die vor der Thüre stand, Kohlblätter vorzuwerfen.

Die Insel erzeugt so wenig Gras, wie ihre felsigen Nachbareilande, und die armen Leute müssen sich sowohl zur Sommers- wie zur Winterszeit anstrengen, durch Blätter von Gemüsen, Bäumen, Sträuchern dem hungernden Vieh das gelbe Stroh zu würzen, welches man ihm Jahr aus Jahr ein vorwirft.

Es war Abend und der blaue Rauch aus der Hütte der Pecara, in welcher diese ihre Mahlzeit, die Prewrasta,*)

*) Maismehl mit Eiern.

bereitete, lag dicht unter den Oelbäumen. Die Abendröthe glühte wie Eisen über das dämmernde Meer her.

Die Pecara grüßte den Fischer freundlich, als sie nach geschehener Arbeit des Fütterns sich umwendend ihn gewahrte.

Sie lud ihn ein in die Hütte, neben das Feuer zu sitzen, und frug keineswegs nach seinem Begehr. Wußte sie doch, in welchen Angelegenheiten die Leute des Dorfes sich an sie zu wenden pflegten. Wollte man eine gute Salbe für irgend eine Wunde, ein kräftiges Wasser gegen eine Geschwulst oder Rath gegen allerlei Siechthum, so suchte man die Pecara in ihrer Hütte auf.

Daß sie auch sonst eine wohlthätige und gute Frau war, konnte man diesen Abend bemerken.

Manche der armen Menschen in den Häusern am Strande hatten weder Zweige noch Wurzelwerk mehr, um sich an dem kalten Abend, an welchem eine bittere „Trmuntana" (Tramontana, Nordwind) über das Meer hin fegte, erwärmen zu können. Da kam nun eine Nachbarin nach der andern und holte glühende Kohlen von dem Herde der Pecara und trug sie in ihrem irdenen Gefäß fort, für nichts Anderes, als für ein Wort des Dankes.

Und der eisige Wind verwehte draußen die oft gleichgiltig gesprochenen Worte, wie er die Funken aus den Geschirren fortjagte, welche die Weiber zum Hof hinaustrugen.

Wer das mit ansah, hätte vielleicht gefürchtet, das Feuer möchte die aus geflochtenen Zweigen erbauten Ställe des Kleinviehes, die rundlichen, durch angebundene Steine zusammengehaltenen Schober, oder das im Hofe umherliegende Stroh ergreifen.

Aber die Funken erloschen so rasch, wie vielleicht in

Manchem, der aus- und einging, der Gedanke an die empfangene Wohlthat.

Arnaritſch ſaß eine Weile beim Feuer, ohne mit der Pecara ein anderes Wort zu wechſeln, als Redensarten, die ſich auf die Nachbarinnen bezogen und auf ihre Bitten um die erwärmende Glut.

Endlich aber vermochte die Pecara ihre Neugierde nicht mehr zu überwinden.

„Bruder, was bringſt Du mir?“ ſagte ſie in ſchmeichelndem Tone, indem ſie neues Geſtrüpp auf die Kohlen warf, deren Glutmenge durch die vorangegangenen Schenkungen ſtark geſchwunden war.

„Nichts Gutes, Mütterchen. Es iſt gut, daß ich erſt meine Gedanken ſammle, ehe ich mit Dir zu reden beginne.“

Die Pecara ſchaute ihren Beſuch verwundert an. Die Einleitung ließ vorausſetzen, daß es ſich diesmal um andre Dinge handle, als um Wundſalben oder Rosmarinöl.

Während ſie in die ſpärliche Glut blies, glänzte ihr ſonnverbranntes Geſicht im rothen Schein, ſo daß ſie ſelbſt dem Bilde einer jener „Wüſtenjägerinnen“ glich, wie ſie ſich das Volk in ſeiner Furcht vorſtellt.

Arnaritſch ſchwieg noch immer. Seine Lippen fingen manchmal an ſich zu bewegen, ſchloßen ſich aber wieder. Er war unſchlüſſig, wie er ſein Anſuchen vorbringen ſollte.

„Sind ſie Dir geſund in Deinem Hofe, das Weib, der junge Franjo, die Dirnen und alle Anderen unter Deinem Dache?“ ſagte die Pecara endlich, während eine praſſelnd aus dem Geſtrüpp emporſchlagende Flamme urplötzlich das Geſicht des Mannes beleuchtete, daß dem Weibe nicht die geringſte Bewegung mehr entging.

„Sind wir allein und hört uns Niemand?“ erwiderte der Fiſcher.

Das Weib erhob ſich und ſchaute hinter die Bretterwand, welche den Raum ihrer Hütte nahezu in zwei Hälften theilte, und hinter welcher allerlei Geräthe aufgehäuft lag.

„Keine Maus iſt da,“ antwortete es zurückkehrend und dem Manne aufmerkſam ins Geſicht ſchauend.

„Nun, ſo will ich Dir's raſch ſagen, ehe wieder Jemand hereinkommt und unſere Rede unterbricht.“

Das Weib ſetzte ſich, halb dem Feuer zugewandt, auf einen braunen Schemel und der Fiſcher fuhr fort:

„Es iſt ein Mädchen in unſerem Dorfe, von dem der eigene Vater glaubt, der Wukoblak trinke ihr Blut. Ich habe mein Weib gefragt und das hat mich zu Dir gewieſen. Sage mir Pecara, was ſoll geſchehen?“

Die Frau erhob ſich betroffen von ihrem Schemel, daß dieſer in die Aſche umfiel.

„Hält mich Dein Weib für eine Bahornizza?“ *) rief ſie faſt zornig.

Auch Arnaritſch erhob ſich, faßte die Pecara am Arm und ſagte begütigend:

„Bewahr' mich Gott!“ Aber ſieh Pecara, ich habe mir gedacht, Du kennſt wohl eine Salbe, die wirkſamer wäre als der Knoblauch, mit dem man ſich die Bruſt beſtreicht, darum bin ich zu Dir gekommen. Ich ſchwöre Dir's bei der heiligen Anna, ich rede die Wahrheit. Auch mein Weib hat

*) Bahornica nennen die Slaven Dalmatiens ein Weib, welches verſteht, den durch Hexen bewirkten Zauber zu löſen, alſo für eine Art Gegen-Hexe.

es so gemeint, so wahr uns Beiden im ewigen Leben geholfen werden soll!"

Die Worte des Fischers mochten wohl den Eindruck der Wahrheit hervorbringen, denn das Weib hob ruhig wieder den Schemel aus der Asche auf und ließ sich nieder.

„Höre, Fischer," sagte es, nachdem es eine Weile vor sich hin in das Feuer geschaut hatte — „was ich Dir sage, weiß ich vom Popen, und wenn Du zu ihm gehst, wirst Du keine anderen Worte erfahren als die nämlichen. Daß der Wukodlak durch die Dörfer schleicht, das weiß ich, denn sie haben ihn im vergangenen heißen, dürren Sommer drüben auf dem Lande um die Mühlen herumschleichen sehen." *)

„Ist es wahr?" sagte der Fischer erschreckt.

„Andere sind ihm bei der Nacht begegnet," fuhr das Weib fort, „wie er mit seinem Grabtuche um die Schultern herumgegangen ist. Davon, daß er sich in unserem Dorfe hat sehen lassen, habe ich niemals etwas gehört. Wer ist der Mensch, an dem er nagt?"

„Ich weiß nicht, ob ich Dir's sagen darf," erwiderte der Fischer zögernd.

„Wenn Du Zutrauen zu mir hast, so verschweige mir nichts," sagte die Pecara dringend.

Der Fischer besann sich einige Augenblicke, dann fuhr er fort:

„Gelobe mir's bei der heiligen Anna, daß Du schweigst, und Du sollst den Namen erfahren."

---

*) Dürre Sommer sind Hungersommer; darum hält sich das Gespenst, wie zum Hohn der Leute, an den feiernden Mühlen auf.

„Sind wir allein und hört uns Niemand?“ erwiderte der Fiſcher.

Das Weib erhob ſich und ſchaute hinter die Bretterwand, welche den Raum ihrer Hütte nahezu in zwei Hälften theilte, und hinter welcher allerlei Geräthe aufgehäuft lag.

„Keine Maus iſt da,“ antwortete es zurückkehrend und dem Manne aufmerkſam ins Geſicht ſchauend.

„Nun, ſo will ich Dir's raſch ſagen, ehe wieder Jemand hereinkommt und unſere Rede unterbricht.“

Das Weib ſetzte ſich, halb dem Feuer zugewandt, auf einen braunen Schemel und der Fiſcher fuhr fort:

„Es iſt ein Mädchen in unſerem Dorfe, von dem der eigene Vater glaubt, der Wukodlak trinke ihr Blut. Ich habe mein Weib gefragt und das hat mich zu Dir gewieſen. Sage mir Pecara, was ſoll geſchehen?“

Die Frau erhob ſich betroffen von ihrem Schemel, daß dieſer in die Aſche umfiel.

„Hält mich Dein Weib für eine Bahornizza?“ *) rief ſie faſt zornig.

Auch Arnaritſch erhob ſich, faßte die Pecara am Arm und ſagte begütigend:

„Bewahr' mich Gott!“ Aber ſieh Pecara, ich habe mir gedacht, Du kennſt wohl eine Salbe, die wirkſamer wäre als der Knoblauch, mit dem man ſich die Bruſt beſtreicht, darum bin ich zu Dir gekommen. Ich ſchwöre Dir's bei der heiligen Anna, ich rede die Wahrheit. Auch mein Weib hat

*) Bahornica nennen die Slaven Dalmatiens ein Weib, welches verſteht, den durch Hexen bewirkten Zauber zu löſen, alſo für eine Art Gegen-Hexe.

„Dann nehmen Euer mehrere Männer Zweige von Weißdorn und graben den Leichnam aus. Iſt es der Wukodlak, den ihr ſucht, ſo wird er ganz rund und roth darin im Grabe liegen von dem Blut, welches er von den Menſchen trinkt. Der Weißdorn aber muß mit heiligem Waſſer beſprengt ſein. Damit geißelt ihr ihm den Körper und wenn ihr ihn zerfleiſcht habt, ſo werft ihn in's Feuer, daß ihm die Seele ausbrennt. So wird die Dirne von ihm befreit werden — wenn es wahr iſt, daß ſie von ihm leidet."

„Dank Dirs Gott, Pecara! Mir iſt die Dirne ſelber ans Herz gewachſen. Sieh — Dir vertrau ich's an, was ich noch Niemanden geſagt habe. Meine Sehnſucht iſt's, daß mir Franjo, der Sohn, ein ſolches Weib auf den Hof bringt, wie Lijana des Schutina Tochter."

„Eine ſchöne Jugend!" rief die Pecara, indem ſie in die Hände klatſchte.

Der Fiſcher lächelte befriedigt. Plötzlich aber fuhr er, von einem neuen Gedanken ergriffen, ſich mit der Hand über die Stirn und ſchob faſt das wuchtige Tuch zurück, welches er heute, der Abendkälte wegen, als Turban um ſeine rothe Mütze gewickelt hatte.

„Denke Dir nur, Weib, was mir in den Sinn kommt. Heute Morgen ſind wir mit unſerem Kahn an dem Felſenloch vorbeigefahren, wo die — nun, Du kennſt ja den Felſen."

Er ſcheute ſich das unheimliche Wort auszuſprechen. Die Pecara aber nickte, zum Zeichen, daß ſie ihn verſtand, und er fuhr fort:

„Dort hängt Dir an einem Dornſtrauch am glatten Felſen ein blaues Stück Zeug, das ausſieht, als wäre

es aus einem Weiberrock geriſſen. Wie mag das dorthin gekommen ſein?“

„Der Wind wird's von der Weide oben hinabgetrieben haben gegen das Meer und da iſt's am Dornſtrauch hängen geblieben, wie die Wolle eines Schafs.“

Dazu lachte das Weib, als ob ſie ſich an der Einfalt des Fiſchers ergötzte.

Dieſer wollte eben antworten, als eine Frau mit einem irdenen Krug hereintrat und die Pecara um Wein erſuchte, denn ſie verkaufte auch ſolchen aus den Fäſſern, die hinter dem großen Verſchlage lagen.

Arnaritſch, begierig, die Rathſchläge, welche ihm das Weib ertheilt hatte, noch am nämlichen Abend ſeinem Genoſſen, dem Vater mitzutheilen, benützte dieſe Gelegenheit und verabſchiedete ſich, nachdem er vor dem Bilde des heiligen Sabbas, über welchem eine Ampel aufgehängt war, ſeine Verbeugung gemacht hatte.

Die Pecara rief ihm zu, er ſolle am nächſten Morgen wiederkommen. Aber ſchon wenige Augenblicke ſpäter eilte er mit haſtigen Schritten über das Geröll des Felsbodens weiter.

Die Nacht war ſo düſter, daß es ihm unmöglich war, die nächſten Gegenſtände zu erkennen, ſelbſt die Hand vor den Augen war kaum wahrzunehmen.

Da hörte er plötzlich einen Geſang, welcher vom Wege ober der Wand, an welcher er hinging, deutlich durch die Finſterniß herabklang.

Die Stimme däuchte ihm ſo bekannt, als ob er ſie hundert Mal gehört hätte.

Er blieb plötzlich ſtill ſtehen, um ſelbſt durch das

ſchwache Geräuſch, welches ſeine Opanken auf den Steinen verurſachten, ſich im Horchen nicht zu ſtören.

Er lauſchte wie ein Jäger, der in der Winternacht in ſeinem Mantel eingehüllt, auf ein Raubthier wartet.

Folgende Worte klangen ihm, nachdem er die vorhergehenden überhört hatte, ganz deutlich herab.

„Geh hin, Lijana, und bitte die heilige Mutter! Ich gehe über das Meer und will mir eine Barke ausrüſten.

„Meine alte Mutter, —

Die folgenden Worte wurden leiſer geſungen, wie wenn der Sänger ſie ſelbſt der Oede und der Nacht verſchweigen wollte.

Dann fuhr die Stimme fort.

„Er ruft mich mit ſich. Gehe nicht, o Lijana, Tochter deiner Mutter!

„Heute Nacht, mein Seelchen, habe ich einen ſchlimmen Traum geträumt:

„Daß ſie ertrunken ſind — und Lijana.“

Wieder wurde ein Wort ſo leiſe geſungen, daß es der Fiſcher nicht vernehmen konnte. Es war ſicherlich ein Name, welcher nicht in die vier Winde hinaus getragen werden ſollte.

„Nicht wollte Lijana der Mutter gehorchen. Die Beiden hatten eine Barke mit Silber beſchlagen.

„Als ſie hinauskamen in die Mitte des dunkeln Meeres, erhob ſich der Nordſturm und es ertranken —

Abermaliges Stillſchweigen.

„Herbei fuhren die Fiſcher, einen Fiſch zu fangen. Sie dachten ſich, das iſt ein großer Fiſch, aber es war —

Schon bei den letzten Worten hatte ſich die Stimme immer weiter und weiter entfernt und allmählig verſchwand ſie ganz in der Richtung gegen das Haus der Pecara hin.

Arnaritſch beſann ſich hin und her, wer die Sängerin geweſen ſein mochte. Er kannte ihre Stimme, aber es gelang ihm nicht, ſich die Zeit und den Ort zurückzurufen, an welchem er ſie zum letzten Male vernommen hatte.

Wenige Augenblicke ſpäter trat er in das Haus Schutina's, des Fiſchers, um ihm zu erzählen, was er von der Pecara vernommen hatte.

3.

Am nächſten Morgen, der abermals ſo klar und kalt über dem Strande lag, wie der vergangene, erhoben ſich leichte Dampfwölkchen aus dem glitzernden Meere in die Winterluft.

An der Stelle, an welcher Arnaritſch geſtern den bunten Lappen bemerkt hatte, lag nunmehr zwiſchen den Felſen ſein Kahn.

Er ſelbſt kletterte auf den Klippen umher und ſpähte hinauf.

An der Segelſtange des Kahnes war das weiße Segel aufgerollt und hing, die braune Stange kreuzend, wie eine lange Gerte daran.

Das Waſſer aber unten verzerrte in leichter Bewegung die Stange wie die lange weiße Ruthe des Segels zu zwei Rieſenſchlangen, welche ſich in der Tiefe, in grauenhaften Windungen, einen Eingang zur Höhle unter dem Waſſer zu gewinnen trachteten. Ein brauner und

ein weißer Wurm neben einander, dieſe Beiden leuchteten aus dem Waſſer herauf den Augen desjenigen entgegen, welcher auf der Klippe ſtand.

„Es iſt nichts!“ murmelte der Mann vor ſich hin, „Ich hätte den Lappen gar zu gern herabgenommen, damit ich ſagen möchte, ich beſitze ein Stück vom Kleide der Wila. Die Pecara ſagt, es käme von einer Dirne her, die oben in der Schuma die Schafe weidete. Ich glaube es freilich auch, aber die Dirnen werde ich necken mit dem Stück aus dem Wilenkleide.“

Er ſchaute ſich abermals nach allen Richtungen um, aber er vermochte keine Spur von dem Tuche mehr aufzufinden, welches geſtern ſeinen Genoſſen durch den bloßen Anblick in Beſtürzung verſetzt hatte.

„Der nämliche Wind, welcher es aus der Schuma herabwehte, wird es hinaus getragen haben in's Meer,“ ſagte er endlich. „Da iſt nichts mehr zu ſuchen.“

Als er eben im Begriffe war, das Tau anzuziehen, mit welchem er ſeinen Kahn um einen Steinblock herum befeſtigt hatte, hörte er vom Rande der Schuma einige Steine herabrollen. Er blickte hinauf und gewahrte zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung den Kopf der Pecara, welche ihm lächelnd zunickte.

„Ich habe die Wila gefunden, deren Gewand der Dornſtrauch zerriſſen hat,“ rief ſie, indem ſie ihm den blauen Lappen hinabzeigte.

Arnaritſch ſtieß einen Ruf der Verwunderung aus.

„Warte ein wenig auf mich mit dem Kahn und ich will Dir's erzählen, wie ich's entdeckt habe.“

Einige Augenblicke ſpäter kam die Pecara geraden Weges an der Wand herab und der Fiſcher bemerkte

Schon bei den letzten Worten hatte sich die Stim[me] immer weiter und weiter entfernt und allmählig v[er]schwand sie ganz in der Richtung gegen das Haus d[er] Pecara hin.

Arnaritsch besann sich hin und her, wer die Sä[n]gerin gewesen sein mochte. Er kannte ihre Stim[me] aber es gelang ihm nicht, sich die Zeit und den O[rt] zurückzurufen, an welchem er sie zum letzten Male v[er]nommen hatte.

Wenige Augenblicke später trat er in das Ha[us] Schutina's, des Fischers, um ihm zu erzählen, was er von der Pecara vernommen hatte.

3.

Am nächsten Morgen, der abermals so klar und kalt über dem Strande lag, wie der vergangene, erhoben sich leichte Dampfwölkchen aus dem glitzernden Meere in die Winterluft.

An der Stelle, an welcher Arnaritsch gestern den bunten Lappen bemerkt hatte, lag nunmehr zwischen den Felsen sein Kahn.

Er selbst kletterte auf den Klippen umher und spähte hinauf.

An der Segelstange des Kahnes war das weiße Segel aufgerollt und hing, die braune Stange kreuzend, wie eine lange Gerte daran.

Das Wasser aber unten verzerrte in leichter Bewegung die Stange wie die lange weiße Ruthe des Segels zu zwei Riesenschlangen, welche sich in der Tiefe, in grauenhaften Windungen, einen Eingang zur Höhle unter dem Wasser zu gewinnen trachteten. Ein brauner und

n weißer Wurm neben einander, dieſe Beiden leuchteten
s dem Waſſer herauf den Augen desjenigen entgegen,
cher auf der Klippe ſtand.

„Es iſt nichts!“ murmelte der Mann vor ſich hin,
Ich hätte den Lappen gar zu gern herabgenommen,
mit ich ſagen möchte, ich beſitze ein Stück vom Kleide
r Wila. Die Pecara ſagt, es käme von einer Dirne
r, die oben in der Schuma die Schafe weidete. Ich
ube es freilich auch, aber die Dirnen werde ich necken
t dem Stück aus dem Wilenkleide.“

Er ſchaute ſich abermals nach allen Richtungen
n, aber er vermochte keine Spur von dem Tuche mehr
fzufinden, welches geſtern ſeinen Genoſſen durch den
oßen Anblick in Beſtürzung verſetzt hatte.

„Der nämliche Wind, welcher es aus der Schuma
rabwehte, wird es hinaus getragen haben in's Meer,“
gte er endlich. „Da iſt nichts mehr zu ſuchen.“

Als er eben im Begriffe war, das Tau anzuziehen,
t welchem er ſeinen Kahn um einen Steinblock herum
feſtigt hatte, hörte er vom Rande der Schuma einige
teine herabrollen. Er blickte hinauf und gewahrte zu
ner nicht geringen Ueberraſchung den Kopf der Pecara,
lche ihm lächelnd zunickte.

„Ich habe die Wila gefunden, deren Gewand der
ornſtrauch zerriſſen hat,“ rief ſie, indem ſie ihm den
nen Lappen hinabzeigte.

Arnaritſch ſtieß einen Ruf der Verwunderung aus.

„Warte ein wenig auf mich mit dem Kahn und
will Dir's erzählen, wie ich's entdeckt habe.“

Einige Augenblicke ſpäter kam die Pecara geraden
eges an der Wand herab und der Fiſcher bemerkte

die Barke nehmen will und mit dem sie ertrinkt oder irgend etwas dergleichen."

„Siehst Du, Arnaritsch, daß wir keinen Weißdorn und kein Feuer brauchen, um den Wukodlak zu vertreiben, die Dirne ist verliebt, fürchtet sich vor den Leuten, und hat die Felsgrotte da, vor welcher sich alle Hirten und auch die meisten anderen Leute scheuen, ausgesucht, um manche Weile mit dem zu verplaudern, den sie lieb hat. Ich und Du, wir sind alt geworden im Dorfe und haben alle Beide nichts gewußt von dem Steig da. Die Dirne aber oder ihr Geliebter — die müssen ihn finden."

Der Fischer sah niedergeschlagen drein bei dieser Erklärung, welche die kluge Alte über ihren Fund anstellte.

„Was hast Du?" frug ihn das Weib, durch sein scheues Wesen aufmerksam gemacht?

„Wenn das wahr ist, Pecara, was Du sagst, so ist es für mich schlimmer, als wenn ich das Geld verloren hätte, das ich in meiner Hütte vergraben habe. Siehst Du, erinnere Dich, was ich Dir gestern gesagt habe wegen meines Franjo, damit ist's nun aus. Ich habe mir vorgestellt, es gibt keine bessere Dirne auf der Insel. Und so muß ich, wenn das wahr ist — es macht mir wirklich Schmerz Pecara, was Du mir erzählst."

„Sei nicht thöricht, Bruder," erwiderte die Pecara, indem sie ihm die Hand auf die Schulter legte. „Wer Dich sieht, möchte meinen, Du wärest selbst vernarrt in die schlanke Dirne. Ist's die Eine nicht, so findest Du rasch eine Andere für Deinen Franjo. Komm, laß uns aber jetzt, weil wir schon auf der Klippe stehen, hinein-

gehen in die Höhle und ſehen, wie es drinnen ausſchaut im Hauſe der Wiſchtizza. Ha! Ha!"

Lachend zog das Weib, den faſt widerſtrebenden Fiſcher, welchen der Unmuth über das Gehörte und vielleicht auch ein Reſt von Furcht widerwillig machten, hinter ſich her.

„Ich muß ſagen," fuhr die Pecara geſchwätzig fort, während ſie von einem Stein auf den anderen ſprangen, „daß die Dirnen heut zu Tage muthiger ſind, als zu meiner Zeit. Ich hätte mich an keinen ſolchen Ort gewagt, hätte mich hineinlocken dürfen wer immer."

Arnaritſch, welcher das Weib ſo munter vor ſich herumſpringen ſah, gewann allmählig wieder einige gute Laune.

„Jetzt haſt Du's freilich verſäumt, Pecara," ſagte er, ſie mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger berührend. „Heut zu Tage wird Dich Keiner mehr in eine Grotte locken."

„Mit Dir wage ich mich hinein," ſagte die Pecara ſchnippiſch.

Sie hatten nunmehr die Oeffnung erreicht und ſchon wurde es dunkel um ſie herum.

Das Meer, obwohl draußen nur gering bewegt, rauſchte in der ſteinernen Wölbung, deren Widerhall den Lärm ſteigerte, ſo mächtig, daß ſich die Beiden nur mehr mit Mühe verſtanden.

Zwiſchen der Wand der Höhle und dem aufſprühenden Waſſer zieht ſich ein breiter, ausgewaſchener Wulſt hin, deſſen Oberfläche von ſcharfen Steinrändern wie von ſchneidigen Meſſern durchfurcht iſt.

Nichts in dieſer Höhle konnte an einen Aufenthalt

unheimlicher Weſen erinnern. Weder Schlangen, noch Ungeziefer, noch auch eine übermäßige und völlig undurchſichtige Finſterniß konnten abergläubiſchen Menſchen Scheu einjagen. Auf dem ausgewaſchenen ſchmalen Boden, über welchen die beiden dahingingen, lag nichts, als eine Menge weißer Muſchelſchalen, welche das Meer ausgeworfen und zwiſchen den Steinen zerrieben hatte. Dieſe knirſchten wie trockener Sand, ſo oft die Neugierigen mit ihren Opanken darauftraten.

Bald hatten ſie, mit der linken Hand ſich fortwährend an der Wölbung ſtützend, den Hintergrund erreicht, in welchem ein ungeheures Wirrſal von Blöcken das weitere Vordringen des Waſſers abwehrte.

Auf einem dieſer grauen, ebenfalls ſtark ausgewaſchenen Blöcke, in deren Zwiſchenräume die Wucht des von Stürmen hereingedrängten Waſſers eine Menge buntfarbiger Schalthiere eingekeilt hatte, lag eine verwelkte Hyacinthen-Blüthe.*)

Die beiden Eindringlinge betrachteten ſich mit einem Blicke des Einverſtändniſſes und ſelbſt Arnaritſch zwang ſich zu einem Lächeln.

„Hier alſo ſitzt der einſame Sperling!**)“ rief die Pecara und lachte laut auf, indem ſie die weiße Blüthentraube in die Höhe hielt. „Wie ſchade, daß wir ihn nicht in ſeinem Neſte überraſcht haben. Doch — was meinſt Du, Fiſcher — ſind wir nicht auch ein feines Paar?“

Damit zog ſie den Gefährten ſcherzhaft zu ſich auf den

*) Die Hyacinthen blühen im Winter auf den Inſeln im Freien.

**) Passero solitario, ein Singvogel, der einſam in Klüften wohnt.

rauhen Stein hin, von welchem sie die duftige Blüthe hinweggenommen hatte.

Ihre Gesichter waren jetzt dem Eingang der Höhle, dem Meere, zugewandt. Draußen über die vielfarbige Fläche zogen in der Ferne blendende Segel hin, weiße Punkte, scheinbar unbeweglich im blauen Raume befestigt. Das Wasser vor ihnen aber lag so hell und durchsichtig da, daß die Augen wohl jede weiße Muschel auf dem Grunde zu erkennen vermochten, welchen die Fluth mehrere Klafter hoch überwallte.

„Fürchtest Du Dich nicht, Arnaritsch, daß die Wischtizza hereingeflogen kommt, und uns einen ihrer bösen Geister auf den Hals schickt?“ sagte die Frau, ihrem Begleiter auf die Schulter klopfend.

Dazu fing sie die ersten Worte eines Liedes zu singen an, in welchem zwei Verliebte geschildert werden, die im Garten unter einem Myrthenbaume zusammen kommen.

Mit einem Male stockte ihre Stimme.

Sie fuhr erschreckt in die Höhe und zeigte mit dem Finger nach dem Eingange der Höhle, an welchem sich ein dunkler Menschenkörper vom blendenden Blau des Meeres abhob.

Weder diejenigen, die in der Höhle waren, noch weniger aber der neue Eindringling vermochten einander zu erkennen.

Die Augen des Letzteren mußten sich erst an das Dunkel gewöhnen und die Augen der Anderen waren von der glitzernden Fläche geblendet.

„Lijana!“ scholl es jetzt ganz deutlich durch das Gewölbe her.

„Lijana! Lijana!“ wiederholte sich der Ruf, denn der

Eintretende mochte wohl meinen, daß ſeine Stimme vom Geräuſch des Waſſers übertönt würde.

„Franjo!“ ſcholl es ihm nunmehr aus dem Hintergrunde der Höhle entgegen, und die Pecara hatte ihre Stimme zu einer ſo ſüßen und flötenden verſtellt, daß der Fiſcher, welcher beim Anblick ſeines Sohnes überglücklich war, in ein Gelächter ausbrach, welches der Jüngling ſelbſt neben dem brandenden Waſſer wohl vernahm.

Denn er blieb plötzlich ſtehen, zuckte einen Augenblick zuſammen und wandte ſich ſofort eiligen Schrittes wieder dem Ausgange zu.

Aber die Beiden waren raſch hinter ihm her. In ſeiner Verwirrung warf er einen ganzen Strauß friſcher Hyacinthen weg, welchen die Pecara im Flug wieder aus der ſchwankenden Fluth herausfiſchte.

Trotz ſeiner Jugend ließ ſich Franjo von ſeinen Verfolgern einholen. Die Ueberraſchung und der Schrecken mochten ihm wohl in die Glieder gefahren ſein, denn er konnte, als er, der Höhle entronnen, den Vater und die Pecara vor ſich ſtehen ſah, kein Wort auf ihre Anrede vorbringen.

Stillſchweigend gingen alle drei zum Kahn. Die Pecara, welche hinter den Männern herſchritt, lachte unaufhörlich und rieb ſich die Hände.

„Dießmal machen wir es uns leichter,“ ſagte endlich Arnaritſch, nachdem ſie alle drei im Kahne ſaßen. „Wir klettern nimmer den ſteilen Weg hinauf und waren auch zum letzten Mal in der Höhle der Wiſchtizza. Der gute Kahn trägt uns zum Dorf, und Schutina wird nicht

wenig ſtaunen, wenn ich mit meiner großen rothen Mütze zu ihm komme und in meinem rothen Leibchen.*)"

„Aber erkläre mir nur, junger Franjo, Söhnchen, wie kommt es, daß ihr euch verſteckt habt? "

„Wir haben Beide nicht geglaubt, daß Lijana's Mutter und Vater die Tochter einem Mornar geben wollen. "

„Gib Deine Gedanken auf und bleibe bei uns auf der Inſel, ſo will ich dir helfen," erwiderte der Vater und die Pecara nickte mit dem Kopfe.

Franjo reichte ſeinem Vater die Hand.

„Nicht Jeder kann nach Orebitſch**) gehen und ſich vermiethen und Jahr aus Jahr ein in fernen Welttheilen herumfahren. Bleibe Du in unſerem Dorf. Es wird Dich nicht gereuen. Mir hätteſt Du nie nachgegeben, das weiß ich wohl. Aber wenn wir Alle zuſammenhalten, ſo werden wir Dich wohl zwingen können."

Und der Zwang glückte.

Denn der jugendliche Held dieſer wahrhaften Geſchichte lebt auf der Inſel und denkt ſchwerlich daran, von ſeiner Lijana hinweg in ferne Meere zu gehen. Ihn nährt der Oelbaum und der Fiſchfang, und wenn ſeine Nachkommen klug ſind, ſo folgen ſie ſeinem Beiſpiele.

Wie eingewurzelt aber die Furcht vor der unheimlichen Höhle iſt, beweiſt der Umſtand, daß ſie auch nach dieſer luſtigen Geſchichte fort und fort mit Scheu gemieden wird.

---

*) Nothwendige Kleidungsſtücke des Hochzeitsbitters, rothe kapa und persluk.

**) Auf der Halbinſel Sabbioncello, Hauptſitz der Rhederei in Süddalmatien.

Neuntes Capitel.

In den Bocche.

Der Eingang zur weltberühmten Boccha von Cattaro befindet sich zwischen mäßig hohen Bergen, deren nördliche Spitze die Punta di Ostro heißt.

Diese Punta gehört zu denjenigen Oertlichkeiten, welche mitunter empfindsamen Reisenden des dalmatischen Meeres bedenklich werden. Wer aus der stillen Fläche des Golfes von Cattaro herauskommt, überschreitet bei der Punta die Ostro die Gränzlinie gegen das offene Meer und wird da nicht selten von dem Anprall eines Scirocco empfangen, von welchem er drinnen in der Huth der hohen Kalkgebirge keine Ahnung gehabt hat.

Die Aufwärter auf den Dampfschiffen pflegen deßhalb denjenigen, der sich noch innerhalb der Bocche bei ihnen eine Mahlzeit bestellt, darauf aufmerksam zu machen, daß er mit seinem Begehren bis jenseits der Punta di Ostro warten möge, weil es sich leicht ereignen könne, daß ihm „dort draußen im Meer" die Lust vergangen sei.

Ganz anders aber gestaltet sich der Eindruck für denjenigen, welcher in die Bocche hereinkommt.

Diesem geht nach und nach ein Bild auf, welches von allen anderen Naturerscheinungen unseres Erdtheils im Allgemeinen nur mehr mit dem Vierwaldstätter-See, in einzelnen seiner Theile aber nur mit noch mächtigern und erhabeneren Bildern der Alpenwelt, wie etwa mit dem Königssee, verglichen werden kann.

Bei solcher Vergleichung muß man sich jedoch fort-

während daran erinnern, daß hier Großes mit verhältnißmäßig Kleinem zusammen gestellt wird. —

In der That vermögen jene Alpenseen keineswegs jenen großen Gesammteindruck hervorzubringen, wie das Meer zwischen diesen öden Kalkfelsen, auf deren Geröll nur Ansiedelungen kleben, deren Name schon uns mitten in die wildesten Töne serbischen Kriegsgesanges hineinführen und auf deren Felsen Jahrhunderte lang das Blut vergossen worden ist, das immerfort unter dem Stahl fließen wird, bis die furchtbarste aller Fragen, der alte Zwist der Asiaten, die dort jenseits der Gebirge hausen, und der Christenstämme, welche hier noch ungebeugt die felsige Heimat schirmen, für immerdar gelöst sein wird. Freilich, wenn man die Bocche und den Vierwaldstätter-See auf einer Landkarte betrachtet, so ergibt sich eine Aehnlichkeit, welche in den Umrissen der Ufer eines Gewässers schwerlich zum zweiten Male wieder gefunden wird. Die nämliche Anzahl von Verästelungen und Auszweigungen in die Gebirge hinein, das nämliche Labyrinth von Felsen und Wasser, die nämlichen Ueberraschungen, welche die sich öffnenden Felsenpforten urplötzlich bieten, indem sie unerwartet den Blick in ein neues Wasserbecken zwischen dem hohen Gebirge gestatten: Aber wie das Meer gewaltiger ist, als die Lacke des Binnensee's, wie die wüsten Gebirge des Ostens nur Erinnerungen von Haß und Kampf, von Blut und Brand, von der heldenmüthigen Verzweiflung der Serben und der Zerstörungswuth des Osmanli in Wort und Lied bewahren, so lassen sich die Empfindungen desjenigen, der aus dem ungestümen Adria in diese Schlucht hineinfährt, in welcher das graue Kalkgestein aus dem grünen Meer bis zu den Wolken ragt, keines-

wegs mit den Eindrücken desjenigen vergleichen, welcher vom Dampfer des benannten Schweizersee's aus, das rothe Buch in der Hand, die zierlichen Pensionen der Gestade mustert oder sich beim Anblick der Tellsplatte für eine Heldenthat zu begeistern trachtet, welche nie geschehen ist.

Ueber dieser großen Meerwildniß schwebt der Riesenadler, der sich, wie die serbischen Lieder von den „schwarzen Raben" erzählen, von den Augen und den Eingeweiden erschlagener Krieger nährt und dessen Stimme unheilverkündend durch die schattenlosen Klüfte dringt.

Es wird wohl Niemanden geben, der, wenn das Schiff von den grünen Kuppeln der Inselkirche vor Perasto, die auf dem tiefergrünen Meer zu schwimmen scheint, sich gegen Südosten wendet, und plötzlich die Riesenberge der Cerna-Gora über dem weißen Kotar*) erblickt, sich nicht, vielleicht unbewußt, von jenem Hauch der Freiheit und Wildheit durchdrungen fühlte, welcher mit dem schroffen Alpenwind von jenen unbesiegten Höhen herabweht. Ja, was auch der kränkelnde Spott der Kulturvölker witzeln oder schmähen mag, das Kreuz, welches dort oben auf dem umwetterten Lowtschen weit über das Meer und weit über die Cerna-Gora hinragt, ist das Sinnbild der Kraft und der Hoffnung eines Häufleins von Menschen, welche sich durch die Kämpfe eines halben Jahrtausends auf jener hohen Klippe ihr ureigenes Wesen zu wahren wußten.

Mögen die drunten euch Barbaren nennen, dich Volk der Berge! Während Jene Handel treibend genießen, wußtet ihr zu sterben. Die Macht der Asiaten, welche bis weit in die deutschen Gaue hinein vordrang, zerschlug sich

*) Cattaro.

an eueren Felsen und an euerer Faust, wie das Meer, auf welches ihr von eueren Gipfeln herabschaut, an den Felsen der Küste.

„Schwarz" nennt man euere grauen Berge, über welche die Bora hinjagt und in deren Stürmen der schwächliche Mensch zu Grunde gehen muß, wie ein schutzloser Halm. „Schwarz" waren sie in der That den Türken,*) denn ihnen bedeutete ihr Boden, wenn sie ihn betreten wollten, bitteres Verhängniß. Wohl hätten sie ihn auch roth nennen mögen, denn das Geklipp ist vom Blute der Eindringlinge getränkt.

Ich werde das Bild nie vergessen, welches vor meinen Augen war, als ich die Höhen über Cattaro zum ersten Mal erblickte.

Ein Montenegriner in schwarzer Mütze, langem weißem Wollrock, schwarzem Gürtel, in dem die Waffen staken, faßte mich bei der Schulter, streckte den Arm aus und deutete hinauf zu den grauen Höhen.

„Evo Crnagora!" rief er mit blitzenden Augen.

Er war von einer weiten Reise zum Anblick seines Vaterlandes zurückgekehrt.

Wenige Augenblicke später legte das Schiff an den Steinquadern des Molo von Cattaro an.

Der Sonnenglanz, welcher draußen in der Bai über dem Wasser gelegen war, verdrängte hier die schwarzen Schatten der Cerna-Gora: Cattaro ist nächst Risano derjenige Ort im Lande, welchem die Sonne am wenigsten scheint und auf welchen aus dem Gewölk, welches

*) Türkisch: Kara Dagh = schwarzer Berg.

beharrlich in den engen Schluchten hängt, die meiſten Regen niederfallen.

So iſt es ein vorzüglich düſterer Eindruck, welchen die tiefe Lage der Stadt zwiſchen Fels und Meer hervorbringt. Es iſt bekannt, daß von den Fremdlingen als Aufenthaltsort nichts ſo ſehr gefürchtet wird, als Cattaro, und ein großer Theil des Mißbehagens, welches ſie empfinden, und der Verwünſchungen, die ausgeſprochen werden, hat ſeinen Grund in dem Gefühle, als befinde man ſich in einer vergeſſenen und der belebten Welt weit entrückten Höhle, in einer dunkeln Schlucht, aus welcher es keinen Ausweg gibt.

Das Innere der Stadt bietet nichts Erwähnenswerthes und unterſcheidet ſich kaum von dem allgemeinen Ausſehen venetianiſcher Städte — enge Gaſſen, die Erde mit breiten Steinplatten bepflaſtert, einen kleinen Domplatz, finſtere Winkel und Sackgaſſen.

Nicht minder merkwürdig, als der Waſſerſchwall, der urplötzlich aus dem Kalkgebirge von Makarska zu Tage tritt, iſt die grüne Fiumara, der Alpenſtrom, welcher aus den Waſſeradern des Schwarzen Berges zuſammenſickernd, wenige hundert Schritte von Cattaro entfernt mit ſeiner grünen, kryſtallenen Fluth aus dem grauen Geſtein aufquillt. Wenn man dieſes merkwürdige Gewäſſer betrachten will, geht man zum gleichnamigen Thore hinaus am Bazar der Montenegriner vorüber, wo die Bergſöhne, welche bewaffnet herunter kommen, ihre Flinten und Dolche niederlegen müſſen, bevor ſie die Stadt betreten.

Steigt man etwas höher hinauf, auf dem weißen ſteinigten Wege hin, der zur Cerna Gora führt, ſo ge-

winnt man eine vorzügliche Ueberſicht der Bucht von Cattaro bis zu dem engem Canal der „Ketten“ hin, wo ſich Peraſto gegenüber das Kirchlein von „Unſerer Lieben Frau zu den Engeln“ erhebt.

Obwohl es im Allgemeinen einen verſtändigen Freund der Natur keineswegs befriedigt, wenn man ihrer Wirkung durch die kleinlichen Mittel des Menſchen zu Hilfe kommen und ihren Eindruck durch Machwerk ſteigern will, ſo läßt ſich vielleicht doch nicht ableugnen, daß die Bocca niemals ein wunderbareres Ausſehen gehabt haben mag, als in der Nacht des 29. Octobers 1842, in welcher man ſie zu Ehren des Erzherzogs Franz Karl bis nach Juritſch Lepetane hinaus mit buntfarbigen Flammen beleuchtete. Der Einbildungskraft muß es überlaſſen bleiben, ſich die finſteren Felſen und das brauſende Meer vorzuſtellen, die gewundenen Gänge aus Waſſer und Berghalden, an welchen ſo viele Lichter glänzen, als Sterne aus dem ſchmalen Himmelsſtreifen herabſchauen.

Als ich zum erſten Mal in Cattaro war, pflegten die Ankömmlinge ſich beim „Principe Ereditario“ einzuquartieren, heute aber iſt dieſes Haus verſchollen und an ſeine Stelle der Lione d'Oro getreten, nicht minder ungaſtlich, als ſein Vorgänger. In jenem traf man ſtets die Adjutanten und andere Würdenträger „Seiner Hoheit“, wenn ſie von ihrem Schwarzen Berge herabkamen. Es ſcheint, daß man dieſen „Hohen“ Perſönlichkeiten zu liebe von der Maßregel des Waffenabnehmens ſtets eine gefällige Ausnahme machte. Die Herren prunkten wenigſtens dort immer mit ihren Säbeln und Piſtolen und Handjaren, während man mich harmloſen Wanderer mit

einem Terzerol von dem auf das Meer hinausgehenden Thore zurückwies.

Die Herren Adjutanten und Würdenträger in goldstrahlenden Prunkkostüm des Schwarzen Berges in Verein mit anderen „slavischen Freunden“ aus der Bocche waren immerdar beschäftigt, Ströme von Wein zu trinken, wie es in zahllosen Liedern des südslavischen Volkes am Beginne des Liedes heißt, als Einleitung zum ganzen Liede, als welche es in anderen Fällen heißt: „Ein Kukuk singt,“ „Einen weißen Brief schreibt,“ „Lieber Gott, was ist das für ein großes Wunder!“ „Es fliegen auf zwei schwarze Raben,“ so heißt es dagegen am Anfange der meisten Gesänge:

Vino piju mladi Crnogorci
U Cetinji usred gore Crne.

Oder:

Piju aga od Trebinja vino
Trides aga i više četiri.

Oder:

Vino piju tri Srpske vojvode
U bogatoj i ponosnoj Mačvi.

Und so weiter.

Vom Strome des Weines hingerissen, zeigten sich jene Helden liebenswürdig, lächelnd und reich an Versprechungen für uns, die wir das hochgefeierte „Feld“ von Cetinje zu betreten gedachten. Als wir den nämlichen Helden späterhin „u slavnog Cetinji“ begegneten, wußten sie freilich keinen Deut mehr von uns selbst oder auch von den Gesprächen, die sie beim dunklen Weine gepflogen hatten.

Cattaro vermag wohl in seiner Bevölkerung einen be-

[illegible]deren Vorgeschmack des Schwarzen Berges zu bieten. Es [illegible]nd fortwährend eine Menge von Männern und [illegible] [illegible]s dem rauhen Berglande in der Stadt. [illegible] [illegible]nd dichterische Ueberlieferungen preisen die [illegible] [illegible]ugend seiner Frauen und Jungfrauen. In [illegible] [illegible]eichen die Meinungen von solcher Anschauung [illegible] [illegible] Von der nördlichsten Spitze Dalmatiens bis zu seinem [illegible]chen Gebiete, bis zu den Grenzmarken des alten [illegible]volkes im schwarzen Berge ziehen sich [illegible] [illegible] Behauptungen weiter, die der Verfasser einer [illegible]ung dem andern nachschreibt. Das wunderlichste [illegible] haben in dieser Hinsicht die Franzosen zu Tag [illegible] von welchen man Bücher über das Land besitzt. [illegible] [illegible]gleiche zum Beispiel die Wirklichkeit mit dem, was der [illegible]ühmte Charles Nodier als ächter französischer [illegible] und Oberflächlichkeits-Mensch über das Volk der [illegible] zu sagen weiß, eine Bevölkerung, in welcher [illegible] [illegible]erthierung von Jahrzehent zu Jahrzehent sich in [illegible]after Weise steigern:

Si vous y arrivez n'allez pas plus loin cette fois. [illegible]ous avez trouvé la plus douce (!), la plus bienveillante, [illegible] plus hospitaliére, la plus généreuse (!) des populations [illegible]espirez en paix cette atmosphére d'innocence (!) et de [illegible]unesse, d' enthousiasme (!) et de poésie, que le souffle [illegible] la science n'a pas altérée. — Vous êtes chez les [illegible]orlaques.

Eine solche Auslassung bedarf überhaupt keiner Wider[illegible]gung und zwingt denjenigen zum Lachen, der die génér[illegible]é, innocence, douceur und den enthousiasme der Morla[illegible]es in ihren Hütten selbst gesehen und empfunden hat. —

Wichtig wurde mir jener Aufenthalt zu Cattaro durch

eine Mittheilung des montenegriniſchen Senators Sabbas Janowitſch, welche in volksthümlichen Trochäen und in wunderbar aus dem Weſen einheimiſchen Geiſtes genommener Art den 1862er Feldzug der Montenegriner gegen die Türken darſtellt. Da meine ſpätere Beſchreibung der Umgebung von Cetinje ſich auf die Landſchaft, auf das Ausſehen der Menſchen, auf eigene Erlebniſſe und dergleichen beſchränken muß, ſo theile ich hier in wörtlicher Ueberſetzung dieſe Arbeit mit, aus welcher man die Cernogorzen beſſer kennen lernen wird, als aus der Schilderung eines Reiſenden:

„Es flog ein Berg-Kukuk von Moſtar, dem ruhmvollen Bazare, und flog bis zur Stadt Stambul und ruhte auf der Moſchee des Großherrn. Als er ſo ruhte, fing er zu rufen an und rief drei weiße Tage und drei Nächte ohne Aufhören und ſprach ſo:

„Ach um Gott, du mächtiges Türkenland, welches Leid wartet deiner heute! Du haſt keinen Herrn, welcher das große Unheil überſchauen kann. Dich verheeren die Säbel der Cernogorzen, ſie plündern und ſengen und ſchlagen die Köpfe ab und nehmen mit ſich Weiber wie Junge und rauben das Land und die Städte! Denn ſie ſind mitten in dein Bosnien eingedrungen mit Fahnen und blanken Waffen und jagen dich wie Wölfe die Schafe. Warte noch fünfzehn Tage und du wirſt die Trauerbotſchaft hören, daß dir dein Bosnien chriſtlich geworden iſt und weiße Kirchen werden gebaut werden, Glockenthürme in die Höhe ſteigen, und Glocken darin aufgehängt werden und ſtatt des Odſcha wird der Pope ſprechen!“

„Als das Aſiz, der Türken-Kaiſer, vernahm, vergoß er Thränen aus dem Auge wie ein einjähriges Kind. Stets

jammerte und klagte er und von Jedem wollte er einen Rath haben, was er thun und wie er regieren ſolle. Denn er hatte ſeinen Verſtand verloren. Er ſtampft mit dem Fuße und ſchüttelt den Kopf und klagt und heult.

„Darauf geht er in ſein Gemach, nimmt Papier und ſchreibt einen langen Brief an ſeine alte Freundin über dem Meer, die engliſche Kraljica, und ſchreibt ihr alles vom Anfang an und erzählt ihr ſeinen Jammer:

„Der Großherr ſagt der Kraljica ſeinen Gruß und erzählt ihr von dem Unglücke, welches mich jetzt trifft. Meine Rajah hat ſich erhoben unter Nikola*), dem Sohne des Mirko, unter meinem allerſchlimmſten Feinde. Er will mir mein Türkenland wegnehmen, mich von der Herrſchaft verjagen. Was wird das ruhmreiche Europa ſagen, daß er mir ſo die Gewalt raubt! Seit Koſſowo ſind es vierhundert Jahre und noch drei und ſiebenzig Jahre darüber, daß mein Türkenland der Ahne mit dem Säbel gewann und ich Aſiz ſoll es ſchmachvoll verlieren! Höre mich Du, die Du mich immer wie einen Bruder geliebt haſt!

„Du weißt, o Kraljica, es iſt nicht lange her, daß ſich erhob Petrowitſch Danilo auf Cetinje, dem weiten Felde, gleich nach dem Tode ſeines väterlichen Oheims, des Kaludſcher und Wladyka, daß er das Haupt wurde von Cerna Gora. Er ging hinab an das dunkle Meer und kam endlich nach Petrow Grad**) zu Nikolai, dem Zaren, und ſprach ſo zu ihm: Ich verneige mich vor Deiner Hoheit und verlange von Dir mein Glück. Ich bin der Neffe des Peter Petrowitſch, die Cerna Gora hat mich gewählt. Darauf antwor-

*) Der jetzige Fürſt von Cerna Gora.

**) St. Petersburg.

tete ihm der Zar: O Sohn, das kann nicht ſein, Du mußt es der heiligen Synode ſagen, daß ſie Alles ordne, was dem Wladyka gebührt, und Dir die heilige Mitra aufſetze."

„Danilo antwortete: „Ich danke Deiner Hoheit und verneige mich ehrerbietig. Aber ich verlange nichts von der Synode, denn nicht darauf iſt mein Wunſch gerichtet. Sondern ich bitte Deine Hoheit, daß Du mir mein Fürſtenthum gebeſt, welches mir zukommt ſeit der Schlacht von Koſſowo, ſeit Lazar, unſerem Knes. Vierhundert ſind es und mehr Jahre, daß wir darum mit den Türken hadern."

„Als der Zar Danilo angehört hatte, ſagte er zu ihm ſogleich: „Wiſſe, Danilo, Du verlangſt viel, Dein Fürſtenthum an Dich zu nehmen. Aber ich ſehe, daß du großen Geiſtes biſt, möge es Dir Glück bringen und Dein Volk ſich Deiner rühmen können! „Darauf zog er ihn an die Bruſt und küßte ihn wie ſeinen eigenen Sohn. —

„So gab er ihm das Fürſtenthum, ohne mich (den Sultan) zu fragen, und Danilo machte ſich auf den Weg.

„Als er auf das Feld von Cetinje gelangte, blieb er dort nicht vier Wochen, ehe er ſchlimme Befehle erließ an ſeine Anführer und Häuptlinge, es ſolle ſich Alles unter den Fahnen verſammeln und in meine Städte ziehen. Als das Heer ſich verſammelt hatte, zog er nach meinem Schabljak, zerſtörte das ganze Bollwerk mit der Kanone und pflanzte ſeine Fahne darauf

(Nun folgt eine eingehende und ermüdende Beſchreibung der Thaten einzelner Führer.)

„Als die Kraljica dies geleſen hatte, lachte ſie laut auf und ſchrieb ſchnell dem Großherrn einen Brief und ſagte ihm Folgendes:

„Fürchte Dich nicht, lieber Freund! Ich habe einen

„gezählten Reichthum, ich werde Dir geben, so viel Dir gefällt!“

„Dann langte sie mit der Hand und zählte den Schatz auf, gerade achtzig Millionen, lauter Ducaten von einem Stempel, die zehn Gulden werth sind, die schickt sie dem Großherrn nach Stambul. —

„Als der Großherr den Schatz erhalten hatte, schickte er viele Tataren aus und versammelte ein neues Heer, ein mächtiges Heer von dreißig Tausenden, grimme Araber und wilde Leute.

„Zu ihnen sprach der Großherr und ermunterte sie: „Ich habe die ganze Macht ausgerüstet, damit die Cerna Gora gezüchtigt wird “

„Dieses Heer theilt er in zwei Theile. Den einen Theil befehligt Omer-Pascha in dem „blutigen“ Berge (Brdo), den anderen Derwisch-Pascha in der Hercegovina. Auch gab er Jedem einen Medschidie von gelben Ducaten.

„So gingen die Heere aus Stambul und fuhren gerade über das dunkle Meer. Das sah die weiße Wila und flog mit leichten Flügeln bis auf das Gefild von Cetinje und rief den Knes Nikola, ehe die Morgenröthe schien und der Morgenstern am Himmel war:

„Guten Morgen, Fürst Petrowitsch!“ Darauf antwortete der Knes der Wila: „Gott mit Dir, Du weiße Wila, woher kommst Du am frühen Morgen?“

„Weinend sagte darauf die Wila: „Ich komme aus Stambul der Kaiserstadt, ich bin vor zwei oder drei Tagen dort fortgegangen und habe mich nirgends verweilt. Als ich Stambul verließ, sah ich ein ungezähltes Heer, aus Asien grimmige Krieger. Ich sah es und

ging wieder weiter. Das eine Heer kommt bei Bar (Antivari) ans Land, dem Omer-Paſcha zu Hilfe, das andere dem Derwiſch-Paſcha. Es ſchickte ſie der Großherr aus Stambul, damit ſie Dir Dein Cetinje nehmen.

„Der Fürſt antwortete der Wila: „So lange ich Zar Alexander und andere Freunde habe, was können mir die Türken anhaben?“

„Aber die Wila antwortete ihm:

„Rußland iſt in die Politik verſtrickt und wenn es Dir hätte aufrichtig helfen wollen, wie es Recht iſt, ſo wäre heute das ganze Bosnien Dein, ohne das Blutvergießen der Helden. Auf Serbien darfſt Du auch nicht hoffen. Das ſchweigt lieber, als daß es ſeine Brüder umarmt.“

„Der Fürſt entgegnete hinwiederum der Wila:

„Laß auch jene uns nicht zur Hilfe kommen, ſo gehe mit Gott hinaus in die ganze Welt und verkünde es allen Slaven, ſo lange ich lebe (und bei meinem Kopfe!) und die Wände der Cerna Gora, ich werde mich Niemanden überliefern und ruhmvoll zu Grunde gehen.“

„Als ſie ſo in der Rede waren, kommt ein Brief auf das Gefild Cetinje von dem Wojewoden Mirko Petrowitſch, der ſchreibt von gewaltigem Kriege und Schlachten, die mit den Türken waren, ſeinem Sohne Petrowitſch Nikola.

„Da kommt die Fürſtin Darinka hinzu und die fragt, was es mit dieſem Briefe ſei.

„Du meine Muhme, Fürſtin Darinka! Dieſer Brief iſt von Mirko, dem Wojewoden. Höre was darin geſchrieben ſteht.“

„Zur Kenntniß Dir, mein Sohn Nikola, daß ein

mächtiges Heer aus Stambul gekommen iſt zu Hilfe den Türken. Wir haben uns mit ihnen im Feuer geſchlagen vom Morgen bis zum dunklen Abend. Der Donner aus den Gewehren hört nicht auf, auf dem ebenen Gefilde von Sagaratz, das ganze Feld iſt mit Dunkel bedeckt. Da gehen zu Grunde wackere Perjanizzen,* Iwanowitſch Iwo aus Cetinje, es gehen zu Grunde Türken, es gehen zu Grund Cernogorzen, bis ſich unſere Fahnen erheben und auf die Türken einen Juriſch (Sturmlauf) unternahmen und ihnen hundert und zwölf Köpfe abgeſchnitten wurden. Darauf jagten wir ſie zurück aus Sagaratz bis zu den Berzkiſchen Schanzen und dort ſchnitten wir zweihundert Köpfe ab. Als jenſeits Garatz die Sonne nieder ging, weinten viele Türkenweiber.

„Darauf rief Darinka:

„Preis ſei Gott, noch glänzt das Glück der Cerna Gora, die keinen einzigen Freund hat, als Gott den allerhöchſten im Himmel!“

Es ließe ſich das zehnfache des Umfanges dieſer Bruchſtücke aus genannter Schilderung des Sabbas Iwanowitſch mittheilen; doch glaube ich, wird der Leſer an dem kleinen Auszuge genug haben.

Die Arbeit iſt, wie ſo viele andere von Wuk Stefanowitſch Karadſchitſch im vierten Bande ſeiner Narodne Pjesme gelieferten durchaus volksthümlich, wenn man gleich aus der naiven Zuſammenſtellung der Wila und der Prinzeſſin Darinka auf ein Stück fürſtlich montenegriniſcher Hofpoeſie ſchließen möchte. Aber die Cerna

*) Eine beſtimmte Art von Würdenträgern der Cerna Gora.

Gora iſt ſicherlich in dieſer alten Welt das einzige Land, in deſſen volksthümlicher Einbildungskraft die heute lebenden Fürſten und Heerführer gleich den Göttern der Sage umherwandeln, mit überſinnlichen Weſen verkehren und in welcher das ganze Daſein ſich zu einer fortlaufenden Iliade geſtaltet.

Ueberall ſonſt greift das Heldenlied in vergangene Tage zurück. Wer noch im Geringſten daran zweifeln will, daß die großen volksthümlichen Epen der Inder, Griechen, Deutſchen in der Hauptſache nichts anderes ſind, als eine mehr oder minder umfangreiche Zuſammenſtellung verſchiedener Volkslieder, der betrachte ſich die zahlloſen Heldenlieder des Schwarzen Berges, welche täglich fort und fort erzeugt werden. Die endloſen Raubzüge, die „Tſcheta's", die Unruhen an den Grenzen liefern dichteriſcher Geſtaltung unerſchöpflichen Stoff. Die ganze Scenerie iſt wild, abenteuerlich, einzig in ihrer Art. —

Manche der Lieder brauchen von einer kunſtverſtändigen Hand nur wenig abgerundet zu werden, um einen noch viel wirkſameren Cyklus, ein viel urwüchſigeres Epos darzuſtellen, als es Herder mit der Aneinanderfügung einiger Cid-Romanzen gelungen iſt. Als Beweis diene das Juwel ſüdſlaviſcher Poeſie, der „Smail Aga" des Maſchuranitſch.

Ueber dieſe Geſchichte, die Geſchichte einer Tſcheta aus dem Jahre 1840, gibt es eine ganze Menge von Liedern, von welchen auch Karadſchitſch mehrere aufbewahrt hat. Sie verhalten ſich zu der Schöpfung des Maſchuranitſch (die ich, beiläufig geſagt, zum erſten Mal ins Deutſche übertragen habe) wie das Edelmetall, in

dem Zuſtande, in welchem es aus der Grube gebracht wird, zu der Faſſung im blinkenden Diadem.

Um ein Beiſpiel zu geben, wie die Lieder, die einen Raubzug, eine Tſcheta beſchreiben, in der Regel beginnen, wähle ich das Lied vom Iwan Nikolin:

„Es erhob ſich eine kleine Tſcheta aus Spuſch*) der weißen Veſte, eine kleine Tſcheta von fünfzehn Türken. Führer der Tſcheta iſt Beg Sotowitſch, unter ihm ſteht Suljo Dſchakowitſch.

„Die Tſcheta geht hinab am Fluſſe, bis ſie nach Penar kommt, zu den Höfen des Wuk Schikmanowitſch:

„Wuk erwartete ſie und gab den Türken, was er hatte.

„Darauf ſprach der Beg zu Wuk: „O Du Schikmanowitſch Wuk! Wohin werden wir gehen und wohin werden wir uns wenden mit der Tſcheta?“

„Wuk denkt nach und ſpricht zum Beg:

„Höre mich, o Beg Sotowitſch! Gehen wir mit der Tſcheta an die Gränze zu den weißen Schafen des Wladika, ſo kommen wir zu den Schäfern. Denn die Schafe haben Schäfer und die Schäfer haben Jagd- und Fanghunde. Die Fanghunde werden die Tſcheta verrathen und die Cernogorzen vernichten. Gehen wir lieber ins waldige Donje und warten wir auf die Zeklíniſchen Kaufleute. Dieſe werden wir dort ſicher erlauern und ihnen den cernogorskiſchen Kopf abſchneiden.

---

*) Eine Stadt am Setafluſſe, hart an der Grenze von Cerna Gora im nordöſtlichſten Winkel von Albanien.

*) herte i šljednike, Hunde montenegriniſcher Race.

Die Köpfe werden wir tragen nach Spuſch, damit es die Berdjaner merken, die den Städtern ſo viel Leid anthun.“

„Darauf bewegte ſich die Tſcheta weiter, vor ihr ging Schikmanowitſch Wuk. Sie kamen in die waldige Donje, um zu warten auf die jungen Cernogorzen.

„Als der Tag kam und die Morgenröthe, ſchritt ein wackerer Held hinaus aus der weiten, ſteinigen Cerna Gora, aus Prewlak, Nikolin Iwan.

(Prewlak liegt an der nördlichen Spitze des Sees von Skutari).

„Dieſer ſah die türkiſche Tſcheta, und als er ſie ſah und nicht entrinnen konnte, verſteckte er das Meſſer unter ſeinen Mantel.

„Da faßten ihn die Türken und zerſchlugen ihm das Gewehr und warfen ihn auf ein Schiff und führten ihn fort auf dem Waſſer.

„Seht dort den Nikolin Iwan, wie er ehrerbietig die Türken fragt: „Wer iſt hier Beg Sotowitſch?“

„Die Türken zeigen ihm den Suljo Dſchakowitſch. Da zog er ſeinen Yatagan und trifft damit den Suljo Dſchakowitſch und durchbohrt ihm die Heldenbruſt, in die Schultern ſtoßt er ihm den Yatagan.

„Er aber ſelbſt, der Held, ſpringt ins Waſſer und faßt das Schiff mit den Händen. Er ſchüttelt daran, damit er die Türken erſäufe.

„Aber die Türken ließen ſich nicht umwerfen, ſondern zogen die Meſſer aus dem Gürtel und ſchnitten ihm auf dem Schiffe die Finger ab.

„Da tauchte Iwan unter das Waſſer und ſchwamm

. Als er zum Lande gekommen war, erhob er den
of aus dem Waſſer.

„Aber Schikmanowitſch Wuk iſt ein Held, er zielt
der dünnen Flinte und verbrennt dem Iwan das
z.

„Iwan fällt auf den Grund des kühlen Waſſers.

„Die Türken aber gingen fort und als ſie nach Schab-
*) kamen, zogen ſie dem Sulio das Meſſer aus der
hulter, der aber hauchte die Seele aus!"

Aehnlicher Tſcheta-Geſchichten ließen ſich in Verſen
ie unzählbare Menge mittheilen.

Eine Sammlung von ihnen wäre der bemerkens-
rtheſte Beitrag zur Kenntniß der Cerna Gora.

Nachdem wir uns mehrere Tage zu Cattaro auf-
halten und unſere Kenntniß der Verhältniſſe Montene-
o's zu erweitern getrachtet hatten, auch keine Gelegen-
it verabſäumten, um in der „Slavjanska Kavana" mit
n ſtets dort verkehrenden Leuten aus dem Schwarzen
erge zu reden, machten wir uns an einem heiteren
ge auf den Weg, um die zweiundſechzig Windungen
zuſteigen, in welchen ſich die (1842 gebaute) Straße
r Gränze des merwürdigen Landes hinaufſchlängelt.

Dieſer Weg würde ſehr große Aehnlichkeit mit einem
ier Steige haben, die ſich an den Kalkwänden des
llſtädter- oder Königsſee's hinaufziehen, wenn die Berge,
weit das Auge reicht, nicht völlig kahl wären und
s nicht, ſtatt der gutmüthigen Senner und Holzknechte,
r bewaffnete Männer, Maulthiere und laſttragende

*) Eine Stadt an den Mündungen der Moratſcha in
i Skutari-See (Albanien).

Weiber im weißen Gewande begegneten. Diejenigen, welche einen Stern auf ihrer Mütze tragen, gehören zum eigentlichen Heere der Cerna Gora. Alle begrüßen uns freundlich und erkundigen ſich um das Ziel unſerer Reiſe, ja Mancher, der bequem auf ſeinem Pferde hinter uns herkommt, bietet uns gefällig das Roß an.

Doch der Fußgänger gelangt raſcher zur Höhe als der Reiter, weil er auf kleinen Steigen, welche durch das ſpitzige Kalkgeröll führen, die bequemen Windungen der Straße abſchneiden kann.

Es gibt wohl keinen höheren Reiz, als den erſten Reiſetag in einem merkwürdigen Lande, über welches man ſich vorher viel in Schriften unterrichtet hat. Der Geiſt iſt fortwährend angeregt und beſchäftigt, die von der Einbildungskraft im Voraus geſtalteten Formen nach der Wirklichkeit, welche hier vor die Sinne tritt, mehr oder minder umzubilden.

Alles erſcheint uns neu und doch längſt bekannt. Aber das Einzelne, die beſtimmten, abgegränzten Bilder, kann ſich die Phantaſie doch nicht ſchaffen, ſie müſſen geſehen werden.

In dieſer Beziehung ſind vor Allem die Haltſtellen merkwürdig, an welchen diejenigen, welche zum Schwarzen Berge anſteigen, zu raſten pflegen.

Der erſte dieſer Raſtpläſte iſt Kervava poljana, „der blutige Ort“, eine kleine Steinmulde auf dem Berge, welche ihren Beinamen mit vielen anderen Oertlichkeiten des Landes gemein hat.

Für einen Maler gibt es keinen bezeichnenderen Ort, um ein bedeutungsvolles Genrebild zu entwerfen.

Da raſteten, als ich mich auf einem Steine niederließ,

Maulesel, welche Pulver in Holzkisten hinaufschleppten, zwei jugendliche Soldaten mit braunem Gesicht und blitzenden Augen, welche die Fracht begleiteten, und ein Lastträger, welcher ein großes Brett, das zum Bau eines neuen Hauses in Cetinje gehörte, in die waldlose Cerna Gora hinaufschleppen sollte.

Wenn man diese Menschen und Thiere, sodann die grauenvolle Wildheit des Alpenlandes und die grellen Lichter, die über dem tiefen Meere und an den nackten Bergen liegen, betrachtet, so wird der Eindruck kaum gesteigert, wenn man zugleich von den Soldaten erfährt, daß die Maulthiere von den Leichen erschlagener Türken weggenommen sind und das Kreuz des einen die Belohnung für einen gelungenen Hinterhalt ist.

Zur rechten Hand zieht sich, als unheimliche Erläuterung zu den Reden, welche da gepflogen werden, einer jener Schlünde (gerli) in der Bergwand hinab, welche, wie der dichterische Geist des Sprachgebrauches durch seine Vergleichung grauenhaft deutlich ausdrückt, mit nichts mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Kehle, der Halshöhle, — eine glatte, runde, von den Wassern der Jahrtausende ausgewaschene Röhre, deren Abgrund sich dem Blicke entzieht, weil der Boden in bauschiger Rundung jäh in eine unbekannte Tiefe abfällt.

Diese gerli kommen überaus häufig in den Gebirgen von Cerna Gora, Albanien und Griechenland vor und spielen in der düsteren Kampfgeschichte dieser Länder eine furchtbare Rolle. Der von der Uebermacht erdrückte Feind rollt durch den glatten Trichter hinab und stürzt in die Tiefe, wo er zerschmettert, während die Sieger oben am Rande ihr Triumphgeheul anstimmen.

Wenn man zu München in den Arkaden die bekannten Bilder aus dem Befreiungskampfe Griechenlands betrachtet, ſieht man einen türkiſchen Reiter, deſſen Roß ſich mit den Hufen an den Hervorragungen im Boden eines ſolchen „Schlundes“ feſtklammern will, während die Griechen ſich bemühen, ihn hinab zu ſtoßen. Es iſt eben Alles ähnlich in dieſen ſüdöſtlichen Ländern und nur die Sprache der Menſchen ſtellt einen kleinen Unterſchied dar, der in der Menge von Aehnlichkeiten in Natur, Ueberlieferungen, Sitte und Glauben faſt verſchwindet. Die Lieder der Griechen gleichen den Liedern der Slaven wie ein gerlo dem andern, und diejenigen, welche ſich bemüht haben, das ſlaviſche Weſen des heutigen Griechenvolkes zu beweiſen, hätten nur die beiderſeitigen Volkslieder neben einander ſtellen dürfen. In dieſen, als den eigenthümlichen Ausdruck volksthümlichen Weſens iſt durchaus gar nichts verſchieden als die Sprache: der Gedankenkreis, die Vorſtellungen, die Redewendungen, die ſchmückenden Beiwörter, die Bilder — es iſt vollſtändig eine und dieſelbe Welt, die uns da in durchaus ähnlichen Geſtalten aufgeht. — —

Eine noch beliebtere Haltſtelle liegt weiter oben bei einer Quelle, welche in köſtlicher Friſche aus dem Kalkgeſtein hervorſprudelt und Kerstička voda geheißen wird — ein Name, den ich mir nicht zu deuten vermag, er müßte denn mit der Bezeichnung des mächtigen Krſtatſch, eines Berges, zuſammenhängen, der neben dem grauen Lowtſchen über dieſe Halde emporragt.

Auch hier gibt das Bunte der öſtlichen Trachten, der Glanz der Waffen, das Gedränge der Thiere, welche nach dem Waſſer lechzen, das über die weißen Steine

hinrinnt, das weite Rund gezackter und beſchneiter Spitzen und der grüne Plan des Meeres ein ergreifendes Bild.

Als wir Cattaro verließen, lag eine ſchwüle und vom Dufte vieler Blumen geſättigte Luft am Meeresſtrande.

Während wir über Kerstička voda hinaufſtiegen, gelangten wir dagegen immer mehr in das Bereich der Bora, welche in den Winter- und Frühlingsmonaten faſt unabläßig um dieſe Höhe (etwa 2000 Fuß über dem Meere) hinfegt, daß die Steine raſſelnd über die kahlen Wände hinabrollen.

Die Bora auf ſolcher Höhe iſt kein Wind, den wir mit dem Unwetter unſerer deutſchen Gegenden vergleichen können, wenn wir uns nicht etwa auf die winterliche Jochhöhe einer unſerer hohen Alpenketten verſetzen wollen. So oft man den Fuß aufhob, wodurch der Körper nur mehr auf einen, den andern nämlich zu ſtehen kommt, drohte die Gefahr des Hinabgeſchleudertwerdens. Glücklicher Weiſe kann man den mangelnden Stützpunkt durch die Hand erſetzen, welche ſich am unebenen Felshang anklammert.

Doch ſahen wir nie ohne einiges Zagen der nächſten Windung des Weges entgegen, denn an den Windungen iſt die Gewalt des Sturmes am allerheftigſten. Aufrecht zu gehen iſt dort unmöglich. Man muß ſich in der Stellung eines Menſchen, welcher im Begriffe ſteht, in eine niedrige Höhle hineinzukriechen, mit beiden Händen an den Felſen taſtend, um ſolche Ecken herumſchlagen.

Während dieſer Arbeit erblickten wir den Briefboten Seiner Hoheit des Fürſten, der, mit einer großen Taſche belaſtet, gewaltig ſchnell in der Weiſe, in welcher unſere Alpenſteiger mit ihren Stöcken ſich mitunter über ſteile

Halden hinablaſſen, ſchnurgerade und unbekümmert um den Weg über das Geröll gegen Cattaro hinab eilte, oder vielmehr rutſchte, um die Poſt, welche der heutige Dampfer gebracht haben mochte, nach der Hauptſtadt Cetinje abzuholen.

Endlich waren die Steigungen überwunden und wir ſahen eine weite Thalmulde vor uns, mit Steintrümmern überſäet und im Allgemeinen von jenem Ausſehen, wie viele der beſchriebenen dalmatiſchen Berglandſchaften.

Es war das erſte rawno polje, das erſte „ebene Feld", welches wir von der Cerna Gora zu ſehen bekamen, von welcher wir bis jetzt nur Bergſpitzen erblickt hatten.

Hier empfing uns ein eiſiger Nebel, während zugleich — in wunderlichem Gegenſatze zu der Kälte — der Donner in fernen Gebirgen rollte. Am meiſten grollte es in den Schluchten des Lowtſchen, der doch bis weit herab mit Schnee bedeckt war. Solches aber iſt gerade der rechte Empfang in dem auf der Welt einzigen Berglande und die Natur der Dinge kann hier nicht deutlicher ſprechen, als durch das Getöſe des himmliſchen Aufruhrs über der weiten Felſenwüſte.

Die erſte Hütte, welche man auf dem Boden des Fürſtenthumes antrifft, iſt die Carinarnica, die Dogana, in welcher ein armſelig ausſehender Menſch erſcheint, welcher den Fremdlingen jedoch weniger Schwierigkeiten bereitet, als die Zöllner an der Grenze manches anderen Landes, deſſen Einwohner ſich ſeiner Sitte und vorgeſchrittener Bildung rühmen.

Mit Hinterlaſſung der Spende eines Silberſechſers geht man nunmehr getroſt ins Land hinein.

Zwiſchen den Felſen gewahrt man, ſorgſam durch

Steine gegen den Wind geschützt, in kleinen Anpflanzungen die Haupterzeugnisse des Landes, Erdäpfel und Kohl, von denen die armen Weiber schwere Lasten nach Cattaro und in die andern Städte im Meere hinabschleppen müssen.

Die Männer arbeiten nichts. Ihr Beruf ist das Tabakrauchen und das „Junačtwo", das Heldenthum.

Deutsche Bauernweiber wären ohne Zweifel unfähig, derartige Lasten zu tragen.

Selbst in unseren Gebirgsländern, in welchen man oft auf den Jochsteigen schwer-beladenen Menschen begegnet, habe ich dergleichen nicht gesehen. Es ist das sicherlich eine Wirkung des in Europa einzigen Klima's. Die Cerna Gora, welche auf der Breite von Rom liegt, faßt die Eigenschaften des südlichen und nördlichen Himmelsstriches in sich zusammen. Die Hitze Italiens und die Kälte Deutschlands, der Nebel der Nordländer und die Dürre des Ostens, die weiche Luft des Adria-Gestades und die Bora des Karstes — Alles dieß stellt das Wetter der Cerna Gora dar. Es ist augenscheinlich, daß hier die Natur die Rolle des Gesetzgebers von Sparta übernimmt und die Schwachen, wenn es deren gibt, schon in ihrer Entwicklung tödtet.

Wir sollten an jenem nämlichen Tage noch eine Probe von der Vielseitigkeit der Witterungs-Launen durchzumachen haben. Der Nebel verdichtete sich allmählig zu einem Fluthregen und der Fluthregen verwandelte sich in einen dickkörnigen Hagel, durch welchen hindurch die Blitze leuchteten. Fürwahr, ein „tempo fantastico", wie der italienische Ausdruck bezeichnend sagt. —

Von dem Punkte an, an welchem das Steigen aufhört und jenes „ebene Feld" der Cerna Gora beginnt, sind es nur mehr wenige Schritte bis Njegusch, einer Ansiede-

lung, die freilich viel armſeliger ausſieht, als die ſchlechteſten Dörfer in Dalmatien.

Dennoch iſt es hochgefeiert als Stammort des regierenden Fürſtenhauſes und als Heimat ſo vieler in der Geſchichte der Cerna Gora genannten Helden.

So heißt es im Liede vom Alaj Beg:

„Wein trinken drei Verbrüderte (pobratime) auf dem blutigen Ktſchewo, dem Gefilde.

„Von Ktſchewo iſt Petar Pruſtachija, von Njeguſch ſind die zwei Brüder Laſar und Perizza.

„Als ſie ſich am kühlen Weine ſattſam gelabt hatten, fingen ſie an, über Allerlei zu rathſchlagen, vor Allem aber über das Heldenthum:

„Wo etwa eine gute Beute zu erbeuten wäre, oder gute Köpfe abzuſchneiden.

„Da ſpricht Petar Puſtachija:“ Um Gott, ihr zwei Verbrüderte! Ihr, die ihr immer in der Boka Kotorska ſeid und mit dem Herrenvolke Wein trinkt, habt ihr gar nichts geſehen, daß wir Beute erbeuten und ſchönen Reichthum heimtragen könnten?“

So ließen ſich noch gar viele Stellen in den Liedern anführen, in welchem Njeguſch genannt wird.

Beim Anblicke des Ortes ſollte man freilich nicht glauben, daß an ihm die Dichtung etwas zu verherrlichen findet. Die niedrigen, ſtallähnlichen Hütten, die meiſt nur einen Eingang haben, der zugleich als Fenſter dient und mit morſchem Stroh gedeckt ſind, werden insgeſammt von einer Umfaſſungsmauer umgeben, welche den Ort, ſei es gegen räuberiſche Angriffe oder vielleicht auch nur gegen die Stöße der Bora ſchützen ſoll.

Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wenn man glauben

sollte, daß jene Sorte von Heldenthum, welche in dem [illegible] mitgetheilten Anfange eines Liedes erwähnt wird, [illegible] des Beifalles der Autoritäten im Lande zu erfreuen [illegible]. Nichts wäre falscher als diese Voraussetzung, welche allerdings manche Berechtigung hat bei der geringen Werthschätzung, mit welcher nach den Aussprüchen der Helden Lieder das Leben der Menschen betrachtet wird. Die Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes ist im kurzen Lande Cerna Gora eine weit größere, als im benachbarten Dalmatien, und die Herren Autonomisten, welche das letztere Land dermalen regieren, könnten in dieser Hinsicht von der „russischen Secte", den „Barbaren" [illegible] nur lernen.

Es gibt in Cerna Gora eine strenge Gerechtigkeitspflege, welche den schuldigen Dieb, Räuber oder Mörder [illegible] mals verfehlt. Das Verdienst solcher Einrichtungen gebührt vorzüglich dem dermalen herrschenden Fürsten, welcher überhaupt mit manchen Ueberlieferungen seines Volkes brechen zu wollen scheint. So besteht [illegible] weise in diesem Njegusch, welches mehr einer Ansammlung von indianischen Wigwamms gleicht, als einem in Europa befindlichen Orte, eine Schule, [illegible] in Dalmatien meist noch zu den Unbekannten gehört. Ebenso werden die Kinder des Fürsten [illegible] allen anderen Orten unterrichtet und vom Fürsten überhaupt geistige Entwicklung seiner Unterthanen erstrebt, während im benachbarten Türkenstaat, den die Eifersucht der europäischen Mächte mit aller Gewalt und der Natur der Dinge zum Trotze aufrecht zu erhalten strebt, von solchen Bemühungen keine Spur zu entdecken ist.

Wir verfügten uns zu Njegusch in eine kleine

Schenke, in welcher man Branntwein, Eier und die bei den Slaven so sehr beliebten Quitten feilbot. Auch hatten wir dort Gelegenheit, zum ersten Male jene geräucherten Hammelskeulen, Kastradina genannt, zu versuchen, welche es wohl verdienen, der ganzen Welt als Leckerbissen bekannt zu werden.

In dieser kleinen Schenke waren mehrere stattliche Männer versammelt, die uns von ihrem Tabak anboten und sich auch sonst hilfreich erwiesen in Rathschlägen und Auskunft über unsere Wanderung im Schwarzen Berge. Von der mehrmals gerühmten Gastfreundschaft des Bergvolkes verspürten wir da allerdings in sofern etwas, als besagte Männer unaufgefordert sich an unserem Mahle betheiligten und uns den größten Theil desselben mit auffallender Gemüthsruhe wegnahmen. Dasselbe kleine Abenteuer begegnete uns noch mehrfach auf unseren Märschen und wir kamen überein, solch Verfahren die umgekehrte Gastfreundschaft zu nennen.

Der Weg von Njegusch nach Cetinje bewegt sich Steinhügel auf, Steinhügel ab, allmählig bis zur Wasserscheide zwischen den Thälern von Njegusch und dem Flußgebiete des Skutari-Sees ansteigend — ein schneidiger Karst voll von Riffen und messerartig zugeschliffenen Steinen, von schneidigen Muldenrändern und übersäet mit Riesenblöcken, zwischen denen sich der Saumweg (denn eine Straße kann man derlei nicht nennen) in auf- und absteigenden Windungen hindurch klemmt.

Auf dem höchsten Punkte dieses Weges erblickt man im fernen Süden jenseits der zahlreichen, hervorstehenden Kalkrippen den Spiegel des Skutari-Sees, dessen Ufer mehr als alle anderen Gründe des Felslandes im Laufe

der Jahrhunderte vom Blute der unversöhnlichsten aller Feinde, der cernogorzischen Serben und der Osmanlis, welche die Herren von Albanien sind, befeuchtet wurden. Kein Gewässer wird in den Heldenliedern neben der Moratscha, dem Hauptflusse des Berglandes, häufiger erwähnt als dieses. Von keiner Seite her aber drohen der Cerna Gora auch mehr Gefahren, als von diesem albanischen See her, von welchem der Zugang ungleich leichter ist, als von jeder anderen niederen aus.

Von hier zog (1719) jener Mahmud Pascha hinauf, welchem fast das ganze Bergland in die Hände fiel.

Von jenem schrecklichen Kriege spricht noch jenes Lied, welches der Vladika Peter der erste, genannt der heilige Peter, verfaßt hat, und dessen Anfang lautet:

„Der Vessir Mahmud veranstaltete eine Versammlung im weißen Skadar an der Bojana*).

„In die Versammlung rief der Vessir alle Türkenhäupter und als er sie versammelt hatte, sprach er zu ihnen Folgendes:

„Jetzt ist die Gelegenheit, ihr Anführer, daß wir uns, mit mächtigem Heere den Schwarzen Berg aneignen, den Schwarzen Berg und das ebene Küstenland, welches wir uns von alter Zeit her gewünscht haben".

Freilich mochten zu jener Zeit die Türken noch mächtigere Beweggründe haben, das Felsenland gänzlich zu unterwerfen, als heute. Denn eine kurze Notiz, die uns erhalten blieb, besagt, daß am fünften Januar 1703 sämmtliche Osmanlis, die sich auf dem Boden des Schwarzen Berges befanden, an einem Tage umgebracht wurden.

*) So heißt der Ausfluß des Skutari-Sees.

Der See von Skutari, das rothe Licht der Abendwolken wiederſpiegelnd, ringsum die graue Oede der Cerna Gora, hie und da von dunklem Geſtrüpp unterbrochen, und zur rechten Hand der Lowtſchen, auf deſſen Spitze ſich das wohlerkenntliche Kreuz erhebt — das iſt wohl abermals ein Landſchaftsbild des Schwarzen Berges, welches dem Beſchauer unvergeßlich in der Erinnerung bleiben wird. Schon im Abenddunkel erreichten wir die kleine Kapelle, die dem Andenken des Jüngers der Liebe gewidmet iſt. Wohl mag der Geiſt, der jenen Jünger beſeelte, ein einſamer Fremdling ſein in dieſem Lande. Darum ſteht auch das Heiligthum verlaſſen da in der ſtarren Wildniß. Es erregte uns manch trüben Gedanken, die freundliche Geſtalt desjenigen, welcher noch als hundertjähriger Greis nicht müde wurde zu ſagen: „Kinder, liebet einander!“ ſich neben den Menſchen vorzuſtellen, welche dieſe Schluchten bewohnen, und deren ganzes Daſein hingeht im Sinnen und Trachten an blutige Abwehr gegen diejenigen, die jenſeits ihrer Berge wohnen.

Endlich erreichten wir Cetinje, auf ſteiniger Halde gelegen, aus deren Geröll ſich hie und da niederes Geſtrüpp, dürftiger Grasboden und ſpärlich bebautes Land abhebt. Ich will in Kürze ſchildern, was wir während des mehrtägigen, eintönigen Aufenthaltes dort oben zu beobachten Gelegenheit hatten.

Die Wetterlaunen des Schwarzen Berges beharrten auf ihrem Grimme. Fortwährend jagte jener ſchwere, mit Hagelkörnern vermiſchte Sturmregen durch das Gebirge hin, welchen die Cernogorzen erſum nennen, eine Witterung, gegen welche das Wüthen unſerer Wetter zu

Hauſe ein Maienregen genannt werden kann. Dennoch brachten wir in dem jämmerlichen Hauſe, in welchem wir ein Obdach gefunden hatten, während des Tages nicht eine Stunde zu.

Wir gingen in der „Hauptſtadt“ umher oder geſellten uns zu den Cernagorzen, welche diejenigen Häuſer aufſuchten, in denen ein Feuer brannte, um welches ſie ſich rauchend und Café trinkend herumſetzten.

Was das Ausſehen der Hauptſtadt anbelangt, ſo gleicht dieſelbe einem Städtchen im Inneren von Dalmatien, wobei man ſich nur jede Spur von italieniſcher Bauart wegdenken muß, oder noch beſſer einem Dorfe der croatiſchen Militärgränze.

Die Häuſer beſtehen meiſt nur aus einem Erdgeſchoß, und ihre Bewohner, obwohl glänzende Waffen tragend, machen den Eindruck der Verwahrloſung und der Armuth.

Bei der roth angeſtrichenen Burg des Fürſten, welche, wie ein Gefängniß, rings von einer ziemlich hohen Mauer umgeben iſt, befindet ſich ein geräumiger Platz, auf deſſen einer Seite kleine Läden und gewöhnliche Wohnhäuſer, auf der anderen dagegen die anſehnlichen Behauſungen der Fürſtin Darinka und die eines Senators ſtehen. Beide nennt man in Cetinje Paläſte, anderswo aber würden ſie auch in einem kleinen Landſtädtchen keineswegs auffallen.

Darinka hatte ſich zu jener Zeit in das ſonnige Corfu zurückgezogen.

Da wir Gelegenheit gehabt hatten, den Fürſten, eine herrliche Männergeſtalt, ſeine Kinder an der Hand führend, über den Platz ſchreiten zu ſehen, ſo ſuchten wir

nicht um die Ehre nach, ihn hinter ſeinen Mauern ſelbſt ſprechen zu dürfen.

Auch iſt die Etiquette am Hofe der Cerna Gora nicht gerade ſo einfach, als man ſich vorſtellen möchte, und Seine Hoheit ſoll ziemlich eiferſüchtig ſein auf die Formen der Ehrerbietung, welche ihr als einem ſouveränen Haupte gebühren.

Dennoch aber mochten wir jeden Tag, in der Stunde, die uns der ersum geſtattete, einen Gang auf dem Grasplane um die Mauer herum, wobei uns ſtets neugierig ein ſchwarzer Hammel folgte, der ſo ſicher dort zu treffen war, wie die rieſenſtarke Schildwache, die am Thore der Mauer ſtand.

Den Beſuch des „Muſeums“ dagegen verſagten wir uns. Erbeutete Waffen, Medſchidiehs, von der Bruſt der Türken abgeriſſen, Uniformsfetzen und dergleichen haben ebenſowenig mit den Muſen gemein, als die abgeſchnittenen Köpfe und die ausgeſtopften Häute der Paſcha's, die noch vor drei Jahrzehenten in der Burg zu ſehen waren.

Mit Vergnügen beſuchten wir dagegen die gleich neben dem Fürſtenſitz befindliche Druckerei, durch deren Einrichtung der Fürſt ſich ein edleres Denkmal geſetzt hat, als ſeine Vorgänger mit ihrem Muſeum.

Die Setzer ſind dort freilich nicht mit Arbeit überladen, doch findet man etwa ein Dutzend Schriften, welche aus ihrer Officin hervorgegangen ſind. Dieſelben habe ich mir ſämmtlich gekauft und ſie fleißig durchgemuſtert.

Sie ſind meiſt religiöſen Inhaltes, wie man das bei der Nationalanſtalt eines Volkes vorausſetzen kann, bei welchem die Religion und das Daſein als Volk über-

haupt in Eines zusammenfallen. Doch befinden sich auch Kalender, Schulbücher und eine schöne Sammlung von Heldenliedern aus der jüngsten Zeit darunter.

Wollen wir dieser Pflanzstätte der Gesittung nur wünschen, daß ihre Typen nicht wieder einmal in Kugeln umgegossen werden, wie es in der Zeit der Noth geschah.

Bei gutem Weine, der in sonnigen Lagen der Cerna Gora selbst wächst, hatten wir bei manchem Feuer lehrreiche Gespräche mit den rauchenden Männern.

In der Cerna Gora bewegt sich alles Gespräch um die Hoffnungen der Serben, das mächtige Rußland und die Verzagung des Türkenvolkes. Serbische Officiere waren anwesend und auch einige wenige Dalmatiner, slavische Fenier des Heimatlandes, deren ganzes Dasein ein unaufhörliches Verschwörungs-Getreibe zu sein scheint. Viele trugen die als Geschenk zahlreich in den Schwarzen Berg herein gesendete Medaille, welche man zu Moskau als Erinnerung an die Gründung des russischen Reiches vor tausend Jahren geprägt hat. Hier tritt dem Fremdling die ungeheure Bedeutung, welche dem heiligen Rußland dereinst bei der Ordnung der Dinge des Ostens zukommen wird, weit verständlicher nah, als es durch tausend Bücher geschehen kann, und man begreift die Worte Tjutschew's, des Dichters!

V dospiechi vieri grud adjon
J s bogom ispolin derschawnoj!
O Rus! velik gradustschij djon
Vsselenskoj djon a prawoslawnoj!*)

*) Die Brust im Harnisch des Glaubens und mit Gott bist du ein furchtbarer Riese. O Rußland! es kommt der große Zukunftstag, der ökumenische und rechtgläubige.

So vergingen uns die Tage, und als der Sturm ſich gelegt hatte, brachen wir um viele Erfahrungen reicher und um viele Silbergulden ärmer (die gaſtfreien Barbaren nehmen kein Papiergeld) wieder zum Meere auf. An einem anderen Orte aber, an welchem mir mehr Raum gegönnt ſein wird, als in dieſem Dalmatien gewidmeten Buche, werde ich vielleicht noch mehr einmal über den Schwarzen Berg erzählen, von welchem überhaupt die Welt noch mehr zu hören bekommen mag, als ſich Mancher träumen läßt.

Zehntes Capitel.

Wintertage und Erinnerungen von den Zaratiner Scoglien.

Valja Kruha!*) war das erſte Wort meines Gefährten, als wir in eine Bauernhütte der Inſel Uglien traten.

Wir haben keines! lautete die Antwort, die vorauszuſehen war.

Wie aber in den Büchern des alten Teſtamentes zum öfteren erzählt wird, daß die Hausfrau für Fremdlinge Brod buk, ſo geſchah es auch hier. In nicht ganz einer Viertelſtunde war der Teig angemacht, auf die Gluth gelegt und das dampfende Brod uns vorgeſetzt. Wir ließen uns die Speiſe wohlſchmecken und verachteten auch den ſchwarzen Wein nicht, der uns in einem großen Gefäße hingeſtellt worden war.

Wir hatten vom Feſtlande her eine ſchwierige Ueberfahrt gehabt.

*) Wir müſſen Brot haben.

Am Morgen war ein wenig Schnee gefallen, jener staubförmige Schnee, wie er nur in wenigen Wintern die Küsten des Adria und des Mittelmeeres bedeckt und der stets auch ohne Sonnenwärme in der frischen Seeluft binnen einem halben Tage verdunstet. Das Meer hatte neben den weiß angestreuten Ufern eine tintenähnliche Farbe angenommen, von welcher sich die weißen Fittige der Vögel, die unruhig darüber hin und her flatterten, gar grell abhoben.

Als wir den Strand verließen, wehte ein leichter „Burin" gegen den Hintertheil der mit Menschen vollgefüllten Barke. Aber eine dunklere Färbung, die sich gegen Süden auf der Oberfläche des dunkeln Meeres zeigte, deutete die Bewegung an, welche ein heraufdringender Scirocco im Wasser verursacht. In der That mußte der Mann, welcher das ausgespannte Segel an einem Stricke hielt, seinen Platz auf dem Schiffe mehrmals wechseln, noch öfter aber den Strick über die Köpfe der ihm zunächst Sitzenden nach der andern Seite ziehen, weil das Segel bald in dieser bald in jener Richtung gegen seine Stange gestellt werden mußte. Als endlich die dem Scirocco vorangehenden Wellen mit immer breiterem Rücken und immer reichlicherem Schaum andrängten, wurde das Segel unter gewaltigem Geschrei festgebunden und die stärksten der auf dem Schiffe befindlichen Männer ergriffen die Ruder, um bald zum Strande der Insel zu kommen, deren vielgestaltige Giebel in bunter Uebereinanderthürmung, von Oelbäumen und Gestrüpp bedeckt, uns immer deutlicher entgegen traten.

Unter diesen Ruderern fiel mir ein etwa fünfundzwanzigjähriger Mensch auf, welchem statt der rothen

Morlaken-Mütze, die alle ſeine Genoſſen auf dem Kopfe trugen, eine ſchwarze von der gleichen Art auf den ſchwarzen Haaren ſaß.

Es bedeutet das, wie man weiß, Trauer um irgend einen der nächſten Verwandten.

Zu dieſer Trauer ſtimmte ſeine Miene.

Denn während alle Anderen ſich ſchreiend entweder an den Arbeiten betheiligten, die mit dem Segel zuſammenhängen, oder in heiterem Geſpräch auf dem Boden des Schiffes kauerten, lag dieſer lautlos der Mühſal des Ruderns ob, nur hie und da den Blick ſeiner ſchwarzen Augen nach dem Strande richtend, den zu betreten er ſichtlich ungeduldiger war, als die Uebrigen.

Während dieſe ſich auf jede Schaar von Enten aufmerkſam machten, die hier und dort auf den Wellenkämmen zu erſpähen war, der Eine jammerte, daß er kein Gewehr bei der Hand habe, der Andere ſich vergebens abmühte, die einzelnen Vögel zu zählen, verharrte dieſer in traurigem, faſt hochmüthig ausſehendem Schweigen.

Als endlich das Schiff den aus rohen, gelben Steinblöcken erbauten Damm erreichte, welcher den Molo des ſeichten Hafens darſtellt, war der junge Mann mit der ſchwarzen Mütze der Erſte, welcher mit einem behenden Satze hinausſprang. Wir ſahen ihn raſch auf den Felſen fortlaufen und bald war er unſeren Blicken verſchwunden.

Als wir die Hütte betraten, in welche mich mein Begleiter führte, ſaß der nämliche Mann bereits neben dem Feuer, welches in einer Ecke brannte, und hielt einen etwa zehnjährigen Knaben, dem er mitleidig ins Geſicht ſchaute, an den Schultern feſt.

Gerne hätten wir gefragt, was es mit dieſem Men-

ſchen für eine Bewandtniß habe, allein es fand ſich keine Gelegenheit mit einem Bewohner der Hütte zu ſprechen, ohne daß Jener es hätte gewahren müſſen.

Zu dem waren nunmehr die Leute mit dem Brodbacken beſchäftigt geweſen und ſo mußten wir wohl die Befriedigung unſerer Neugierde bis zu der Zeit verſchieben, in welcher wir von unſerem Ausfluge in das Innere der Inſel zurückkehrend vielleicht hier wieder vorſprächen. Nachdem wir uns mit Brodvorrath auf den ganzen Tag verſehen hatten, gingen wir an den Strand hinaus.

Mein Begleiter führte mich zunächſt an einen Garten, welchen ſich ein wohlhabender Städter auf dieſer Inſel in geringer Entfernung vom Meere angelegt hat.

In dieſem Garten ſtanden Mandelbäume, deren röthliche Blüthe ſich unter dem unverhofften, tückiſchen Froſt der letzten Tage gebräunt hatte und nunmehr zerſtört an den Zweigen hingen. Im kalten Winde bewegten ſich die Cypreſſen und eine Amſel hüpfte lautlos durch die Oleanderhecken, aus welchen ſonſt an ſonnigen Tagen des Vorfrühlings wohl laut ihr lieblicher Geſang erſchallt.

Mitten im Garten erhebt ſich eine mächtige mehr als zwei Klafter hohe Aloe, deren meergrünen Blättern der Schnee ſchlecht anſtand, welcher in ihren weiten Höhlungen liegen geblieben war.

Auch die gelben Blüthenknospen des Lorbeer, welche gleich einem vor der Kälte zuſammengekauerten Thiere, ſich noch feſt geſchloſſen hielten, gehörten nicht in das Bild dieſer Landſchaft, deren Boden von Schnee, wie von einer dünnen Schichte Mehl bedeckt war. Noch verwunderlicher aber ſah die Blüthenpracht der Kirſchbäume

aus, die weit blendender und weißer, als das frostige Pulver am Boden über der Erde glänzte.

Der Garten ist von einer Hecke jener von den Slaven Klediče genannten Dornsträucher umgeben, welche mit ihren langen blutrothen Stacheln eine stärkere Wehr bilden als eine aus Steinen aufgeführte Mauer.

Jenseits desselben ziehen sich neben dem trümmerartigen Mauerwerk der Dorfwohnungen dunkelbraune Pfade, immerwährend von schneidigen Felsrippen durchbrochen, bergan in's Innere der Insel.

Unter den zahllosen Oelbäumen grünte das helle Getreide, von grauen und gelben Mauern durchzogen. Wenn man so unter dem weiten Oelgarten und seinem dunkeln Grün hinausschaute in den vielfach eingerahmten Hintergrund, in welchem das blaue Meer liegt, so vergaß man leicht die dünnen Schneeschichten auf manchem Gesteine und hoffte den Sommer, dessen Farbe ja uns überall umgab.

Ueber den Mauern erhebt sich hie und da eine Akazie, an deren kahlen Zweigen noch die schwarzen Hülsen hängen, eine Esche, eine Linde, ein junger Ailanthus.

So ungefähr sieht es auch auf der ganzen übrigen Insel aus, die wir nunmehr bergauf bergab durchwanderten.

Auf der westlichen Seite gelangten wir endlich wieder an das Meer.

Dort breitete sich neben dem Meere ein dichtes Gestrüpp von Erdbeerbäumen, Lorbeer und wilden Myrthen aus, hie und da von den Schlammfeldern unterbrochen, welche die Ebbe zurückläßt.

Zwischen diesem Gestrüpp, in welchem manchmal,

wenn wir herankamen, eine scheue Amsel rauschte, weideten Schafe, deren Hirten sich unter einem vielfach gespaltenen Oelbaume ein Feuer angemacht hatten, dessen Rauch in blauen Wolken sich durch das Gestrüpp und die weiten Bogengänge der anderen Oelbäume vom Meere ab langsam ins Land hineinzog.

Wir gesellten uns zu diesen Hirten und bemerkten, daß sie an ihrem Feuer eine Wildtaube brieten.

Einer der unternehmendsten von ihnen war auf die hohe, bröckelige Mauer eines zerfallenen Kastelles auf einem der Inselberge gestiegen, um das Nest auszunehmen. Es war ihm geglückt, mehrere der jungen Vögel zu erbeuten, und die hungerigen Hirten freuten sich der seltenen Leckerbissen.

Da ich an dem Bilde, welches die Gesellschaft in dieser Umgebung bot, Vergnügen empfand, so verweilte ich lange Zeit entweder bei den Hirten am Feuer oder auf- und abgehend, wenige Schritte davon entfernt, am Strande. Es war dort einer jener Plätze, an welchen die Fischer ihre Netze ausnehmen, und deshalb der Strand auf einer ziemlichen Strecke mit einer dichten Lage zerbrochener Muscheln bedeckt.

Weit hinaus ins Meer hoben sich aus dem Schlamm des flachen Ufers niedrige Felsenkämme, halb Düne, halb Geklipp — ein sumpfiges Felsenwirrsal, das unter der bleichen Sonne des kalten Tages vielleicht noch trauriger aussah, als zu anderer Zeit.

Mein Begleiter zog das Verbleiben am Feuer solcher Wanderung vor und plauderte, die Hände fast stets gegen die Gluth ausgestreckt, mit den Hirten, von denen

ſich ab und zu Einer erhob, um nach den Schafen zu ſehen.

Plötzlich hörte ich einen Ruf. Ich wandte mich um und ſah, wie mir der Mann winkte und auf eine Stelle zwiſchen den Oelbäumen deutete.

Mein Blick folgte der angezeigten Richtung und ich gewahrte unſeren Genoſſen im Schiffe, den Beſucher der Bauernhütte, den jungen Mann in der ſchwarzen Mütze, wie er langſam geraden Weges durch den Oelanger und das Geſtrüpp von der Höhe gegen das Meer hinabging.

Ich ſchritt zum Feuer und forderte meinen Begleiter auf, da meine Rückkehr abzuwarten. Denn ich wollte nunmehr die Geſellſchaft des Mannes, deſſen Erſcheinen in dieſer abgelegenen Gegend der Inſel mir noch mehr auffiel als alles Uebrige, aufſuchen, um vielleicht irgend etwas zu erfahren, was der Theilnahme und des Verſtändniſſes werth war.

Als ich, ungeſehen von ihm, auf ihn zuſchritt, wurde ich jedoch bald gewahr, daß ſein Gang nur von der Ferne betrachtet langſam ſchien. In Wirklichkeit ſchritt er ſehr raſch gegen eine vorſpringende Klippe am Strande hin, auf welcher ich nicht das Geringſte wahrnehmen konnte, was einem Menſchen von ſeiner Art als Ziel einer Wanderung dienen mochte.

Ich folgte ihm durch den lichten Oelwald und gewahrte an mancher Stelle des Weges von ſeiner Geſtalt nur den Kopf, der über die Sträucher empor ragte.

Bald aber lichtete ſich der Baumſchlag und ich ſah ihn auf einem grauen Felſenhange gehen, der mit

ain“ bewachſen iſt und an deſſen Fuße, hart neben m aufſchäumenden Meere, ſich ein gelber Pfad hinzieht.

Der Mann ſtieg von der Felsplatte langſam auf n Weg hinab, ging auf dieſem eine Strecke weiter nd blieb endlich vor einem weißlichen Gegenſtande, den h aus der Entfernung für einen Stein hielt, ſtehen.

Wenige Augenblicke ſpäter bemerkte ich, wie er ſich ort auf die Kniee niederließ und ſich über den Stein nbeugte. In dieſer Stellung verharrte er lange Zeit. ie lange, das vermöchte ich nicht zu ſagen, denn meine erwunderung über das Gebahren des Mannes ließ ir nicht Zeit, an Anderes zu denken, als an die Um inde, welche ihn bewegen konnten, an einer einſamen telle des Strandes auf die Kniee zu fallen.

Als ſich der Mann in der entgegengeſetzten Richtung gen das ſüdliche Ende der Inſel hin, entfernt hatte, g auch ich den grauen Felshang hinab, um zu jenem teine zu gelangen.

Es war ein weißes Kreuz, in welches von [illegible] genſcheinlich wenig geübten Hand Buchſtaben [illegible] uen waren. Die meiſten derſelben [illegible] hem Wellenſchlage heraufreichende Moos [illegible] gen in dem weichen Kalke unleſerlich [illegible]

Ich konnte nichts mehr entziffern, als [illegible]

ni kriv ni dužan*),

in der Mitte ſtanden, etwa [illegible], an [illegible] eile des Kreuzes zuſammenſtießen.

*) Weder ſündig noch ſchuldig.

Was konnte das heißen? zu weſſen Angedenken, „nicht ſchuldig“ hinüber gegangen war, ſtand d Stein am wüſten Strande des Meeres?

Indem ich mich abmühte, auf dieſe Fragen i eine Antwort zu finden, kehrte ich langſam zu dem Fe zurück, welches noch immer, vom Rauch halb ver in der Ferne trüb zwiſchen den Bäumen glänzte.

Ich erzählte den Hirten und meinem Begleiter, ich geſehen hatte. Sie ſchauten ſich fragend an. Me derſelben waren nicht von der Inſel und vermoch keinen Aufſchluß zu geben.

Da nahm Einer, der eben herbeikam und bis dürre Zweige geſucht hatte, um das Feuer zu nähre das Wort:

„Ich weiß Herr, was dort geſchehen iſt. Es müſſ jetzt zehn Jahre ſein, daß dort ein armer Menſch v der Inſel ſtarb, der in ſeinem ganzen Leben Niemande ein Leid gethan hat.“

Die Hirten horchten alle hoch auf und unter brachen ihn mit Fragen. Er aber warf den Bünde mitgebrachter Zweige in die Flamme, daß ſie einen Augenblick faſt ausgelöſcht ſchien und dichter Qualm mit ſeinem Wachholdergeruch wie die Wolke von Weihrauch die der Prieſter um einen Leichnam ausbreitet, uns alle miteinander einhüllte.

Dann fuhr der Mann fort:

„Die Sache iſt ſo zugegangen. Da war Einer in einer Hütte, der Niemanden auf der Welt hatte, als ein ganz kleines Kind, das noch nicht einmal gehen konnte, und einen Bruder, der vielleicht zwölf oder vierzehn Jahre alt war. Die Frau war ihm eben geſtorben,

als einmal sein Nachbar in die Hütte kam und ihn bat, von einem Rind, das der Nachbar geschlachtet hatte, die Haut abzuziehen. Denn der Mann war sehr geschickt in jeder Arbeit.

„Nachdem die Haut von dem Rinde weggenommen war, bat ihn der Nachbar ferner, er möge die Haut hinüber auf das Festland, nach Benkowatz, tragen, denn er wisse dort einen Käufer und habe jetzt eben keine Zeit, sie dorthin zu schaffen. Er versprach ihm einen schönen Botenlohn und auch, daß er die Kinder während der paar Tage, die Jener abwesend sei, in seiner eigenen Hütte bewahren wolle.

„Das war dem Manne recht, er wusch die Haut sauber aus, setzte sich auf ein Schiff, das nach Bibinje hinüber fuhr und ging zu Fuß nach Benkowatz.

„Die Hitze war groß und als der Mensch in die Nähe der Stadt kam, bemerkte er an dem üblen Geruche der Haut, daß beim Reinigen ein ganz kleiner Theil nicht völlig sauber gewaschen war. Da ließ er sich an der nächsten Wasserlacke nieder, um den Unrath wegzuwaschen.

„Die Leute vom Felde von Benkowatz aber hatten zu jener Zeit wegen der Hitze großen Mangel an Wasser und als sie den Scoglianer sahen, der ihnen diese eine Lacke mit seinem Fell verdarb, warfen sie von den Aeckern mit Steinen nach ihm. Ein Stein traf ihn gleich so, daß ihm der Arm zerschmettert wurde, und nachher trafen ihn auch noch viele andere am Kopfe und am ganzen Körper. Da lief er in seiner Todesangst mit dem Felle gegen das Meer zurück. Als er am Strande angekommen war, wollte er sich noch mit Wasser aus dem Meere die Wunden waschen.

„Es sahen ihn Fischer von unserer Insel. Ehe sie

ihm aber zu Hilfe kommen konnten, hatte er ſchon das Bewußtſein verloren.

„Darauf nahmen ſie ihn auf ihre Barke und brachten ihn herüber. Wie ſie ihn dort, wo jetzt das Kreuz ſteht, an das Land ſetzten, ſeufzte er noch nach ſeinem Bruder und nach ſeinem Sohn, that ein paar Athemzüge und ſtarb.

„Vor ein paar Jahren hat ihm ſein Bruder ſelbſt eine Grabſchrift ausgemeißelt und ein Kreuz an dem Ort geſetzt, wo er ſeinen letzten Athemzug gethan hat. Der Mann, den Ihr geſehen habt, wird wohl kein Anderer geweſen ſein, als eben jener Bruder. Vielleicht hat er wieder einmal nach dem Stein ſehen wollen.“

Dieſe Vermuthung dünkte uns Allen wahrſcheinlich.

„Was iſt zu jener Zeit mit den Kindern geſchehen?“ frug ich weiter.

„Das kleine Kind iſt von armen Leuten angenommen worden, den größeren Burſchen aber hat der Bauer behalten, der damals ſeinen Vater mit dem Felle fortſchickte. In ſpäteren Jahren iſt er nach Diclo*) hinüber gezogen und hat jetzt ſelbſt vielleicht ſchon Weib und Kinder. Heute aber iſt er vielleicht nur herüber gekommen, um einmal wieder nach ſeinem kleinen Bruder zu ſehen.“

„Weßhalb trägt er die ſchwarze Mütze?“ frug der Morlak, welcher mit mir zu den Hirten gekommen war.

Niemand wußte einen Grund anzugeben. Der Eine meinte Dieß, der Andere Jenes, ich aber hörte ihre Aeußerungen nicht mehr, denn nunmehr nahm die Erinnerung an jene Hütte, in welcher wir Brod mitgenommen, und der

*) Ein kleiner Ort am Meere nördlich von Zara.

ann den Knaben so traurig angesehen hatte, alle meine
danken in Anspruch.

Die Zeit rückte mehr und mehr vor [illegible]
ran denken, von dem Ausfluge auf diesen [illegible]
isel nach dem Dorfe zurückzukehren, in welchem [illegible]
ndet waren.

Unter allerlei Gesprächen, die sich auf [illegible]
chicksal des Menschen bezogen, dessen [illegible]
tein am Meere gewidmet war, schritten [illegible]
fade zurück, auf welchen wir hergekommen waren.

Rasch verschwand uns die Zeit, [illegible]
seres Ganges über das steinigte [illegible]

Als wir endlich die Hütte erreichten, [illegible]
orgen das Brod geholt und deren Besitzer [illegible]
hes Obdach für die Nacht zugesichert hatte, [illegible]
unserem Erstaunen den [illegible]
orgens und den Beter am einsamen [illegible]
ben dem Feuer, über welchem ein [illegible]
chte, der Abendmahlzeit der armen [illegible]

Wir hatten Lust, das Gespräch [illegible]
tfernte, Begegnung anzuknüpfen, welche [illegible]
utigen Tages am jenseitigen Strande [illegible]
tte; doch wußten wir nicht, wie wir das [illegible]
llten.

Der junge Mann mit seiner schwarzen Mütze saß
eder mit demselben wehmüthigen Gesichtsausdruck neben
r Gluth, wie am heutigen Vormittag.

Das Weib des Hauses merkte an meiner fragenden

---

*) Die Blätter einer Rübenart.

Miene, daß ich gerne etwas über den Beſuch vernommen hätte. —

„Der Knabe dort,“ ſagte ſie in dem Keſſel umherrührend, „iſt nicht unſer eigenes Kind. Wir haben ihn angenommen, weil er ein Waiſe war. Der Mann, bei dem er da ſteht, iſt ſein Bruder. Der iſt heute herüber gekommen, um ſich anzufragen, ob er nicht Oel herüber bringen darf, daß wir es ihm auf unſerer Kelter auspreſſen.“

Der Mann, auf welchen hingedeutet wurde, nickte und ſchaute mich freundlich an. Er wollte mich augenſcheinlich durch dieſe Geberde an unſere Reiſegenoſſenſchaft erinnern.

Ich frug ihn, wie lange er noch auf der Inſel zu verweilen gedächte. Er antwortete, daß er morgen früh nur noch in die Kirche ginge und ſich dann nach einer Barke umſchauen werde, die ihn nach dem Feſtland hinübertrage. —

Es wurde an dieſem Abend wenig mehr geſprochen. Die Leute verhielten ſich ſchweigſamer als gewöhnlich. Ein einziger Menſch vermag bei vielen anderen ſolche Schweigſamkeit hervorzubringen und dieſer einzige war der Gaſt von Diclo.

Wir ſaßen alle mit einander um das Feuer und ſahen dem großen Wurzelklotze zu, wie er allmählig in Glut zerfiel. In den feurigen Spalten, den Labyrinthen der Glut ſah das erregte Auge, wie in den Wolkengängen des Abendhimmels, ferne Seligkeiten und Verdammniſſe. Hie und da ſprang ein Funke von einer Wand zur anderen hinüber, in einem Hintergrunde flammte es höher auf, im anderen verdunkelte es ſich, und endlich verblaßte und zerfiel unter

ſem Kuiſtern der ganze Feuerpalaſt, ein Bild der Welt,
e erblaſſend zuſammenſinken wird wie er.

Als ich am nächſten Morgen erwachte und vor die
ſüre hinausging, um nach dem Himmel zu ſchauen, ſchlug
ir die dampfige Treibhauswärme eines heftigen Sirocco
tgegen, welcher den ganzen Himmel mit grauem Gewolf
erzogen hatte.

Nur im äußerſten Südoſten lag ein Goldſtreifen über
m Geſichtskreiſe.

Wunderſam aber und der geſtrigen Gluth im Inneren des
euerlabyrinthes auf dem Herde vergleichbar ſchimmerte
is ferne Gebirge des Feſtlandes durch den feuchten
rodem.

Auf ſeinem Schnee mußte die Sonne glänzen, welche
is durch die Dunſthülle des Sirocco verſteckt war. Wie
ne ſtätige Weingeiſtflamme, aus zarten, durchſichtigen
uern von der Farbe des Veilchens und der Roſe zu
mmengeſetzt, ſtand jenes mächtige Gebirge über dem
eere, deſſen lebensvolles Rauſchen das Walten des
ſtgeiſtes aus ferner, heißer Erde verrieth.

Ueberall flatterten Vögel über den Waſſern, zwiſchen
len Klippen ſchäumte es mächtig auf und die warmen
Wallungen der Luft wie die ſchaumigen des Meeres
ſienen zu verkünden, das die Kraft des Windes ge-
ochen ſei.

Der Schneeſtaub, welcher noch geſtern über einzelne
heile der Inſel hin verſtreut geweſen, war verſchwunden.
ie warme Luft hatte ihn aufgelöſt und mit hinausgetragen

in das Meer, aus deſſen Dünſten verdichtet er zur Erde gefallen war.

Es war noch Zeit in die Kirche zu gehen, wo ich den Bruder des Erſchlagenen noch einmal ſehen wollte, um vielleicht von ihm noch einige Mittheilungen über die traurige Geſchichte zu erhalten, die mir bezeichnend däuchte für die Menſchen und Dinge im Lande.*)

So ging ich denn hart an den Spuren, welche die vom Sirocco herauf gejagten Wellen auf dem Geröll des Strandes, in jedem Augenblick an- und zurückrollend, der Pendelſchlag des Meeres und der Zeit — liegen ließen, vorüber und badete mich mit wohliger Empfindung in dem warmen Luftſtrom, deſſen Brauſen ein Siegesgeheul zu ſein ſchien über die Gewalt der Bora, welche von ihm in den Norden zurückgejagt worden war.

Ein verwitterter Palmzweig — weiß der Himmel, von welcher ſüdlichen Inſel — vielleicht vom Strande der Phäaken, von der felſigen Heimat des Odyſſeus von lauer Meeresſtrömung hiehertragen — lag am Strande.

Und als ob an dieſem Morgen ein Bote des Südens nach dem andern mir vor die Augen kommen ſollte, gewahrte ich in dem kleinen Hafen, den die Felſen an einer hervorragenden Stelle der Inſel bilden, eine Barke geankert, auf der ſich Männer zu ſchaffen machten, deren Fez und ſonſtiges Gewand ihre Herkunft aus Griechenland oder aus irgend einem der osmaniſchen Häfen anzeigte.

*) Wie ich ſpäter aus der ſicherſten Quelle erfuhr, wurden in einem der vergangenen Sommer von der Bevölkerung der Umgegend von Bankowatz aus dem nämlichen Grunde *während* ſechzehn Tage ſiebenzehn Mordthaten ausgeführt.

In geringer Entfernung bemerkte ich ein Boot am
trande und einen Mann, welcher ein Fäßchen auf dem
ücken trug.

Dieſer gehörte zur Beſatzung der Barke und er
hlte mir, daß ſie heute Nacht ſich hier vor Anker ge
gt hätten, einmal, weil ihnen der Wind in dieſem ge
hrlichen, von Scoglien durchzogenen Kanale zu ſtark
id dann auch, weil ihnen ihr Vorrath an Waſſer aus
gangen war. Die Barke war aus Candia und führte
adeſchwämme nach Trieſt.

Da er eben ſein Waſſerfäßchen auf den Boden ſetzte,
n ſich ein wenig auszuathmen, und ihn auch die Zeit, wie
ſagte, nicht drängte, weil die Barke ohnehin erſt gegen
littag aufbrechen und im Hafen von Zara ankern wollte,
bat ich ihn. mir zu ſagen, auf welche Weiſe man an
inem Heimatufer die Schwämme aus dem Meere ärnte.

Was er mir ſagte, ſchien mir ſo merkwürdig, daß
) es in dieſer kleinen Skizze nicht übergehen will.

Dieſe Schwämme, ſagte er, ſind in der Gegend von
eirut an einem felſigen Ufer eingeſammelt worden. Es
t ein mühſeliges Geſchäft. Der Mann, der die Schwämme
us der Tiefe des Waſſers wegnimmt, ſpringt nackt ins
Waſſer und hat nichts an ſich als ein Netz und einen
roßen Stein, der an einem Strick hängt, welcher oben
if dem Schiffe angebunden iſt. So ſinkt er raſch hinunter
nd muß dort in der Tiefe die Waare ſuchen.

Den Stein darf er nicht aus den Händen laſſen.
Wenn ihm der Athem verſagt, ſo zerrt er an dem Strick,
elcher den Stein hält. Dann ziehen ihn die Kameraden
ſch in die Höhe. Da ſolltet Ihr ſehen, wie der Mann
usſchaut, wenn er in das Schiff hereingehoben wird.

Das Waſſer fließt ihm aus Mund und Naſe und oft noch Blut dazu.

Nach ihm kommt ein Anderer an die Reihe und ſo geht es fort, bis die Kräfte von Allen erſchöpft ſind oder das Wetter nimmer erlaubt, ſo nah an den Felſenküſten ſtehen zu bleiben. Mehr als fünf Schwämme auf einmal wird Keiner heraufbringen.

So iſt es ein blutiges Geſchäft, Herr, was die Leute treiben, welche die Schwämme auffiſchen.

Ich dankte dem Mann für ſeine Mittheilung, ſah ihm zu, wie er das Waſſerfaß an Bord ſeiner Barke brachte, und wie die Anderen ſich gleich daran machten, den Inhalt zu koſten.

Während ich mich anſchickte, zu dem Dorfe zurück zu kehren, in welcher ich die Nacht zugebracht hatte, hörte ich von dem kleinen Kloſterkirchlein zur Meſſe läuten.

Es befindet ſich zwar eine Pfarrkirche mit hohem, weißem Glockenthurm im Dorfe, allein Sonntags pflegen die Bewohner auf die kleine Inſel hinüber zu fahren, auf welchem das Kirchlein ſteht, und dem feſtlichen Tage zu Ehren ihre Andacht an jener einſamen Stätte zu verrichten.

Ich trat in eine Barke, welche eben, mit Kirchengängern beladen, im Begriffe war, vom Lande abzuſtoßen.

Die Ueberfahrt iſt kurz, aber die rudernden Männer hatten alle Mühe, das Fahrzeug vom Sirocco und den mächtigen Wellen nicht zu weit ab von dem Eilande treiben zu laſſen.

Bei dem Kirchlein befindet ſich ein kleines Kloſter, in welchem nur wenige Mönche und Laienbrüder ihre Tage zubringen.

Die Kirche war noch wenig von Andächtigen [illegible]. [illegible]enn der Gottesdienst sollte erst etwa nach einer [illegible]stunde beginnen. Aus diesem Grunde entschloß [illegible] [illegible]instweilen zu den Mönchen zu gehen, um mir das [illegible] Kloster zeigen zu lassen.

Es ist nicht viel daran zu sehen. Einige [illegible] [illegible]n welchen links und rechts die rothen Thüren [illegible] [illegible]in freundliches Zimmer, für die seltenen Gäste [illegible] [illegible]mit weiter Aussicht auf das Meer und die [illegible] [illegible]us dem Meere aufragenden blauen [illegible].

Das Merkwürdigste aber in jener [illegible] [illegible] Mönche sind die Grüfte, deren Grund, [illegible] [illegible] Klosters selbst, mehrere Klafter über das [illegible] [illegible]ende Meer erhaben ist und die deshalb [illegible] [illegible]behren, welche überall in die Erdöffnungen auf [illegible] [illegible] mit dem Meeresspiegel eindringt.

In diese Grüfte werden die [illegible] [illegible] [illegible] Stadt geschafft, deren Angehörige dieselben [illegible] [illegible]hofe von Zara anvertrauen wollen, dessen [illegible] [illegible] von einem Wildbache bedroht wird.

Die meisten dieser Grüfte, welche mit großen [illegible] [illegible]platten geschlossen sind, beherbergen bereits ihren [illegible] Nur wenige stehen leer da und die Sonne scheint [illegible] [illegible] die mit Mörtel ausgemauerten Wände und die [illegible] lehnt daneben und es ist Alles bereit, im nächsten Augenblicke einen Schläfer aufzunehmen, einen Müden, der von kurzen Traume der Welt für immer rasten will. [illegible] auf dem Festlande war nicht Jedem diese Ruhe gegönnt. Denn es hat sich ereignet, daß der Wildbach kam und die Särge ins Meer hinaus trug, und mehr als einmal wurde

bei ſolcher Gelegenheit der eine oder der andere an dem felſigen Strande von Oltre gefunden.

Während ich dieſe Grüfte betrachtete, verdunkelte ſich allmählig der Glanz auf dem hohen Schneegebirge des Nordens und nur die höchſten Spitzen ſchimmerten noch in ſeligem Scheine, in jenem Lichte, welches ſich in der Einbildungskraft der Gläubigen entzündet, wenn ſie ſich den Herrn vorſtellen, den auf dem Berge Tabor ein Strahl aus der ewigen Heimat des Lichtes trifft.

Neben mir die Grüfte und dort hoch oben jener Schein, ein Sinnbild des Verlangens nach dem Reiche des Schönen und der Wahrheit — ein Bild, wie es vielleicht auf allen Kugeln, die durch den Weltraum rollen, nur die unſerige zeigt, in welcher der thieriſche Moder und die Sehnſucht der Geiſter neben einander beſtehen, ſo daß im Sinne der Menſchen die Doppelmeinung möglich geworden iſt, von welchem die eine das weite Rund als ſinnlos zuſammen gehäuften Jammer, die andere als das Werk eines hohen und guten Geiſtes betrachtet.

Abermals gab die Glocke ein Zeichen und ich ging in die Kirche hinab.

Beim Eintritt in den Raum fiel mein Blick auf ein Gemälde, welches in wunderlicher Weiſe denſelben Eindruck darſtellte, den ich ſelbſt aus der Welt draußen mitgebracht hatte. —

Da ſtand der heilige Rochus im dunklen Einſiedlergewande, das Haupt nach oben gerichtet. Alles lag in Dämmerung da und nur auf der gegen Himmel gerichteten Stirne lag ein Strahl der Seligkeit, welche der Büßer jenſeits des Dunkels ſuchte, in welches ſein Leib eingetaucht war.

Ich konnte den Blick nicht von dieſem Bilde ver-

den und hörte nur halb die Formeln des Prieſters, Zauberformeln, durch welche das Ueberſinnliche auch Armen, den Bauern und Fiſchern der einſamen ſel nahe gelegt werden ſoll.

Ich traf den Mann, welchen ich ſuchte, erſt beim ausgehen aus der Kirche.

Er theilte mir mit, daß er heute noch nicht nach m Feſtlande zurückkehren könne, weil der Bauer, der nen Bruder an Kindesſtatt angenommen hatte, ihn beten habe, eine Botſchaft wegen Oelkaufes an einen t zu tragen, der am ſüdlichen Ende der Inſel Pas- m liegt. Er konnte die Bitte, wie er ſagte, nicht zu- weiſen, denn die Leute hatten an dem Knaben ſo viel tes gethan, als es die eigene Armuth geſtattete.

Das war mir eine angenehme Nachricht. Denn auch beabſichtigte nach jener Inſel hinüber zu gehen und id auf dieſe Weiſe die am meiſten erwünſchte Ge- ſchaft.

Auch er ſchien es zufrieden zu ſein, den weiten eg nicht allein machen zu müſſen, und ſo traten wir genügt unſere Reiſe an, nachdem ich noch den Leuten der Hütte meine Dankſagung gebracht hatte.

Ich verweile gern mit einiger Ausführlichkeit bei er Wanderung durch dieſe Scoglien, weil, wie ich ſchon er angeführt habe, die Natur eines der Felseilande eraus ähnlich iſt der von allen übrigen und ſich Profile und Landſchaften im Allgemeinen auf ihnen nig unterſcheiden, wohl dagegen der Grad ihrer Be uung und Fruchtbarkeit.

Auch genießt man wohl nirgends die herrliche Meerluft auf dem Feſtlande in ſolcher Friſche, wie auf den überall umbrandeten Felſen. Auf ihnen erfreut man ſich der großen Geſichtskreiſe, der hohen Wogenrücken, des mächtigen Windes, des weiten und geſunden Lebens, aller beruhigenden und heilſamen Einwirkungen des Urelementes viel ungeſtörter, als an dem grauen Strande dort drüben unter den Bergen.

Vor Allem iſt es das dichte Lorbeergeſtrüpp, welches an den Halden der Scoglien-Hügel auffällt. Zwar ſind es keine Wälder von Lorbeer wie zu Volosca bei Fiume am iſtriſchen Strande des Quarnero, doch bedecken ſie an manchen Stellen den Boden ſo dicht, daß der Blick den ſteinigten Grund nicht erreicht.

Freilich wechſelt der Lorber auch hier mit der grünen Wachholderſtaude und dem faſt kahlen Hange ab, den nur mehr das jetzt winterlich graue Sminkraut bedeckt. Aber zuſammen mit dieſen haucht er in die laue Siroccoluft einen wunderſamen Wohlgeruch, und wenn man ſodann hoch über dem Geſtrüpp die runden Kronen der grünen Steineichen gewahrt, welche mitunter in dichten Gruppen beiſammen ſtehen, ſo hält man es für ein abſonderliches Wintermärchen, für ein Zerrſtück der Einbildungskraft, daß geſtern über dieſen Boden hin die Kryſtalle des Froſtes ausgeſtreut waren.

Dabei gewahrt man ächt dalmatiſche Figuren und Bilder: Rondaren, die mit ihren langen Gewehren im Lorbeer-Gebüſch liegen und ſich entweder durch Schlaf von den Folgen des im nächſten Dorfe genoſſenen „ſchwarzen“ Weines zu erholen ſuchen, oder aus Luſt am Knall und um den vorübergehenden Fremdling zu begrüßen, ihr Pulver

ie [illegible]
[illegible]
[illegible]
[

heißt eine Stelle, an welcher ein rüſtiger Menſch, wenn er die Oertlichkeit und den Grund des Waſſers genau kennt, es wagen darf, hindurch zu waten.

Mein Begleiter wußte genau Beſcheid, aber bei dem herrſchenden Siroccoſturm war es keine Möglichkeit, dieſe bequeme Art des Ueberganges zu verſuchen.

Die Wellen brausten zwiſchen den Klippen hindurch, als ob wir uns auf offenem Meere und nicht im Schutze vieler Inſelwälle befunden hätten, deren größter, derjenige der Iſola Groſſa, mit ſeinen blauen Felſen in der feuchten Luft näher und gewaltiger vor uns lag, als an Sonnentagen.

So verſuchten wir es denn mit einer Barke.

Nachdem wir eine Zeit lang fruchtlos umher geſpäht hatten, bemerkten wir ein Fiſcherboot, das jäh wie ein Pfeil mit ſeinem viereckigen Segel, welches der Sirocco bauſchig anſchwellte, in den kleinen Hafen von Kuklica hereinkam.

Als die Leute am Ufer anlegten, bemerkte mein Begleiter, das es Fiſcher von Uglian ſelbſt waren, welche von ihrer Arbeit zurückkehrten.

Sie waren von Sale, der kleinen Anſiedelung auf Iſola Groſſa herübergekommen, in deren Gewäſſern ſie den ganzen Tag gefiſcht hatten.

Gegen eine geringe Belohnung erklärten ſie ſich jedoch bereit, wieder umzukehren und uns nach der Inſel Pasman überzuſetzen.

Es war kein gar leichtes Stück Arbeit, weil der Sirocco heftig blies und die Wellen mit hohen Schaumkämmen von Südoſten her gegen den Strand anſtürmten.

Indeſſen, die Fiſcher lachen ſtets über ſolche Hinderſe. —

Sie nahmen uns auf und ruderten ſofort gegen einen iter draußen liegenden Molo hin, an welchem ſie das gel aufzuſpannen und ein Drittel des Windes zu faſſen dachten, um allmählig, immer wieder die Stellung des egels und die Richtung ändernd, durch Laviren (borggiare) zum naheliegenden Nordende von Pasman zu langen, welches bei ruhiger See wohl in einer Viertelnde zu erreichen geweſen wäre.

Das war ein Tanz durch den Schaum und durch die in klaffenden Wellen!

Auf einem Boote, welches in ſolcher Eile mit Hülfe s nämlichen Windes, gegen deſſen Richtung es vordringt, rch das Waſſer und durch die würzige Salzluft hindurchgt, macht Jeder ein frohes Geſicht.

Man hat oft von dem Stolze geſprochen, welchen die enſchen darüber empfinden, daß Dampf und electriſche aft den Raum überwältigen — iſt aber dieß einfachere nſtſtück nicht minder ein Sieg über die roheſte aller Nakräfte, das empörte Meer, das Kunſtſtück ſich mittelſt es alten Leinwandfetzens und des Stückes Holz, aus lchem das Steuerruder verfertigt iſt, auf dem Meere umzuſchlagen und ſich hohnlachend von demſelben Sturme iben zu laſſen, deſſen Wogen uns zurückwerfen wollen?

Es ſieht aber auch aus, als ob dieſes Siegesgefühl bewußt in allen den Leuten wäre, die von Jugend auf ind und Waſſer mit den gebrechlichſten Mitteln beherrſchen.

Sie ſitzen vergnügt lächelnd, wie ein behäbiger Feſtder, der ſich eben in ſeinen gepolſterten Lehnſtuhl niederzt, auf den paar Brettern und feiern, denn der Sturm

arbeitet für ſie. Nur derjenige, welcher am Steuerruder ſitzt, überwacht mit den Augen das Gebahren der Wogen, auf deren glatten Hängen das Boot ſteigt und fällt.

Die Anderen rauchen oder plaudern und halten die Hände über das viereckige mit Aſche und Glut angefüllte Gefäß, welches in der Mitte des Bootes ſteht und an welchem ſich die Ruderer in der Nacht erwärmten, als noch der ſchwache und kalte „Burin“ über dem Meere lag.

Nur wenn der am Ruder ihnen zuruft, daß es jetzt wieder Zeit ſei, das Segel auf die andere Seite zu wenden, um zu einer neuen Linie des Zikzak-Laufes umzuwenden, entſteht lärmende Bewegung im Boote.

Die Fiſcher haben noch die ganze Beute bei ſich im Boote, welche ſie nach vielſtündiger Arbeit aus dem Meere zwiſchen den Klippen der Iſola Groſſa gewannen. Die kleinen Fiſche, die ſogenannten Marillen, liegen auf dem kleinen Deck des Vordertheiles, unter welchem ein frierender Knabe Schutz vor dem Sturme geſucht hat, um die Segelſtange herum. Die größeren aber, insbeſondere die aalähnlichen, langen „cronche“ und andere ſind zwiſchen dem Kiel und dem Boden der Barke verwahrt und werden geſehen, wenn man ein Brettchen in dieſem aufhebt.

Der ganze Fang mag etwas über einen Gulden Werth haben, wenn er auf dem Markte der Stadt verkauft wird. Wohl ein geringer Gewinn, der da auf einen der Männer entfällt, welche noch dazu ein Fünftel ihres Antheiles dem Herrn der Barke überlaſſen müſſen.

Sonſt iſt auf einem ſolchen Schiffe nicht viel zu ſehen — vielleicht ein hölzernes Gefäß, in welchem die Männer ihr Getränk, die „Bevanda“ (eine Miſchung von Waſſer

mit Wein oder Essig aufbewahren, eine große Holzschüssel mit Ueberbleibseln der Mahlzeit, kalten Polentabrocken

Bei solchem Sturme muß man wohl mehr als eine Stunde hin und her laviren, bis man die Spitze von Pasman, eine röthliche Kuppe, erreicht. Nicht mehr als etwa zehn Minuten aber brauchen die Schiffer, um, vom Südsturm lustig gejagt, zu jenem Steindamme zurückzukehren, von welchem aus wir ihr Schiff bestiegen haben.

Die Insel Pasman ist zum größten Theile, von den grauen Kuppen ihres ansehnlichen Gebirges abgesehen, ein Oelgarten.

Durch diesen Garten geht man auf guten Wegen, überall von der schönen Farbenwirkung erfreut, welche das Meer im Hintergrunde langer dunkler Laubgänge hervorbringt, und begleitet vom Geräusche der Wogen, die zwischen den vorragenden schwarzen Klippenrändern sich in Schaum verwandeln.

Hie und da erhebt sich das Mauerwerk irgendwelcher Ruine, deren Bestimmung nicht mehr zu erkennen ist, im lichten Oelhain. Manche derselben mag wohl ein Kirchlein gewesen sein, denn noch heute steht mehr als eine Kapelle völlig einsam, an menschenleerer Stätte. Das eigenthümliche Schweigen, welches (vielleicht wegen der Schwere der Blätter) in den Oelwäldern herrscht, umgibt solches Gemäuer mit einem Reiz von ganz besonderer Art, welchem sich das eintönige Rollen des Meeres in schönem Zusammenklang einfügt.

Die Mauern der Ruinen bieten Pflanzen, deren Samen der Wind hineingetragen hat, gesicherten Raum des Gedeihens, ungefährdet von den zahlreichen Schafen, welche das Gestrüpp und die Gründe, die der Oelbaum beschattet,

durchwandern. Darum ſieht man Gartenblumen darin und aus mancher ragt ſchon ein anſehnlicher Feigenbaum hervor.

Mein Begleiter führte mich endlich in das Haus, in welchem er ſeine Botſchaft abzugeben hatte.

Es liegt in einem ſtillen überall gegen die Seewinde geſchützten Thale in der Nähe des kleinen Dorfes Merljane.

Dort wurden wir von Mädchen bewillkommt, von denen, wie bei den einſamen Fräulein in den Wäldern der Märchen „immer eines ſchöner war als das andere.“

Keines von ihnen redete ein Wort ſlaviſch. Sie waren die Töchter eines Neapolitaners, welcher — der Himmel weiß, durch welche Schickſale — auf dieſes Eiland verſchlagen worden iſt.

Während ſie uns mit freundlichem Lächeln und höflichen Reden vom dunklen Wein der Inſel credenzten, ließen wir uns auf einen Balken neben der Rinne nieder, durch welche vom Oelmahlen die ſchwarze Jauche abfloß.

Die Mädchen waren nicht ſo entzückt von den ſchweigſamen Oelwäldern und den einſamen Häuſern wie ich. Sie meinten vielmehr, dort drüben, jenſeits des Meeres in den Städten Italiens, ſei es viel ſchöner, als auf dem morlakiſchen Scoglio.

Unter heiteren Geſprächen verging der Abend.

Zuletzt trat auch noch der Mond aus den Dünſten hervor und erfüllte den Oelwald mit jenem Glanze, den nur der Süden kennt. Alle Gegenſtände ſchwammen in himmelblauem, phosphoriſchem Licht, in welchem ſich die rothe Flamme, um die wir im Hofe ſaßen, wie der gelbliche Schein des Geſtirnes ſelbſt ausnahm, wenn es in weiter Ferne aus dem Geſichtskreiſe des Meeres emporſteigt.

Am nächsten Morgen aber trat ich mit meinem Gefährten, der nunmehr frischerer Laune geworden war, als in den vergangenen Tagen, den Rückweg nach dem Festlande an.

Dießmal aber benützten wir den Sirocco, mit dem wir auf dem Herwege zu kämpfen gehabt hatten, um uns schneller als auf einem Dampfer durch das aufgeregte Meer jagen zu lassen. Die Fährleute hielten den Wind für zu mächtig, um das Segel vollständig zu entfalten, und erst mitten im Golfe wuchs ihnen der Muth dazu. Dann aber eilten wir dahin, daß von der Spitze die weißen Schaumtraufen über unsere Köpfe flogen.

Als wir gegenüber der Stelle angekommen waren, an welcher ich den Mann vor dem Kreuze hatte knien sehen, frug ich ihn, aus welchem Grunde er die schwarze Mütze der Trauer trage.

So oft ich den Besuch dort mache, entgegnete er wehmüthig, die Hand nach dem Felsen hinüber ausstreckend, kleide ich mich, als wenn ich ihn heute begraben müßte. Und so werde ich es immerfort halten, bis einmal selbst mein Bruder oder Sohn um mich mit schwarzer Mütze zur Kirche gehen.

Eilftes Capitel.

Die Hero von Sant' Andrea.

Es ist in alten Chroniken manche wunderliche Geschichte aus dem Lande Dalmatien zu lesen, wenngleich deren, wie überall in der Welt, noch hundert tausend Mal mehrere und auch merkwürdigere nur eine Zeit lang im Gedächtniß

der Bewohner des Inselreiches geblieben und mit den Menschen völlig verschwunden sind, ohne daß nur eine einzige Zeile, eine Inschrift oder irgend ein anderes Erinnerungszeichen der Nachwelt von solch denkwürdigem Schicksal Kunde geben.

Wie heut zu Tage, so waren auch zu allen anderen Zeiten die Söhne des Inselandes gar träge im Mittheilen vaterländischer Geschichten und Begebenheiten. Die Slaven insbesondere stehen darin an Eifer hinter den Italienern der Städte noch weit zurück und in Valentinelli's großem Verzeichnisse aller Bücher, deren Inhalt das Land auch nur in entferntester Weise berührt, befindet sich nicht ein einziger Titel irgendwelcher Erzählung, in welcher ein Slave den, von den Wortführern seines Volkes selbst so hochgerühmten Reichthum an Ueberlieferungen, merkwürdigen Sitten, ja irgend etwas aus dem Schatze, der in der Natur und im Treiben der Meeranwohner, den zahllosen eigenthümlichen Erscheinungen des Landes selbst liegt, auch noch so bescheiden zum kleinsten Theile vor den Augen der Welt ausgestellt hätte.

Die kleinsten Völkchen erzeugen von Zeit zu Zeit einen begabten Menschen, der plötzlich in dem Bildervorrath unseres Jahrhunderts eine ganz neue Reihe vorher unbekannter Ansichten und Verhältnisse einführt.

Wir kennen heut zu Tage aus den Werken einheimischer Dichter das Leben der Bauern in den entlegensten Thälern der Alpen, in den Fjords von Norwegen, am Strande des baltischen Meeres, in den Steppen Ungarns und in den weiten Flächen Podoliens und der Ukraine. Aus Dalmatien aber besitzen wir keine Geschichten aus dem vielfarbigen Leben der Menschen, und den Kennern des

Volksthümlichen fehlt es entweder an Begabung oder an Eifer, um den gebildeten Völkern irgend etwas vor die Augen zu bringen, welches ihre Theilnahme für die Südslaven im Adria mehr anregte, als die hohlen Schreiereien ihrer politischen Blätter, die Citaonica's mit italienischer Tombola, Damenkränzchen und Declamationen für die Größe des Russen- und des Serbenvolkes.

Die Slaven werden vielleicht antworten, daß äußere Gewalt die Liebe und das Verständniß für ihre Sprache unterdrückt.

Nichts aber hindert sie in italienischer Sprache, welche von allen Unterrichteten besser verstanden und gehandhabt wird, als die eigene, irgend einen Stoff aus dem Leben, den Kämpfen, den ganz absonderlichen Zuständen des Vaterlandes so einzukleiden, daß das eigene Volk daran Freude, das große Europa aber, welches nach nichts mehr Verlangen trägt als nach Ursprünglichem, dafür Theilnahme empfände.

Wie unermeßlich der Reichthum an Vorstellungen ist, welche ausschließlich dem Slavenvolke eigenthümlich sind, darüber geben immerhin die Sammlungen der Volkslieder einigen Aufschluß, wenn auch einen höchst dürftigen und unzureichenden. Kein Mensch unter den vielen wohlhabenden Leuten des Landes bringt für solche Bestrebungen das geringste Opfer. Von allen Großmäulern, welche die Welt mit den „nationalen Leiden" behelligen und sich als vatrene domorodci" (glühende Patrioten) geberden, will Keiner das vaterländische Schriftenthum auch nur durch wenige Kreuzer unterstützen.

Es ist in diesem Lande unmöglich, daß ein armer Autor eine Sammlung von volksthümlichen Liedern oder

irgend ein anderes Büchlein, welches heimiſche Dinge mittheilt, herausgibt, ohne vorher von Thür zu Thür herumzubetteln und ſich durch das Sammeln von Unterſchriften der Abnehmer ſicher zu ſtellen, welche darauf warten, ihren Namen auf der erſten Seite unter den „Beſchützern“ vaterländiſcher Talente abgedruckt zu ſehen.

Mir iſt nur ein einziger Roman bekannt geworden, welcher ſeinen Gegenſtand einer vaterländiſchen Begebenheit entlehnt hat.

In mehreren Büchern wird eine traurige Liebesgeſchichte erwähnt, die ſich vor etwa zweihundert Jahren im Caſtell Vetturi zutrug.

Dieſe Geſchichte hat ein gewiſſer Caſſotti, von welchem auch ein kleines Büchlein über Dalmatien geſchrieben worden iſt, zu einer jener Erzählungen bearbeitet, wie ſie in der Epoche Walter Scotts bei faſt allen Völkern Europa's beliebt waren — eine Schablonenarbeit, betitelt „Miljenko und Dobrilla“, im Geſchmacke zahlloſer Ritterromane, welche zu jener Zeit auch in Deutſchland die Leihbibliotheken füllten.

Während ich überall nach Aufzeichnungen ſuchte, in denen auffallende Begebenheiten zu finden wären, fiel mir eine Geſchichte in die Hand, welche werth iſt, daß ſie unvergeſſen bleibe.

Ich habe dieſe Bemerkungen vorausgeſchickt, um den einen und anderen Dalmater aufzufordern, Stoffe aus der Gegenwart oder Vergangenheit ſeines Landes, wenn auch in ſchmuckloſer Form zu verarbeiten, damit ſich die Welt an dem Farbenreichthum dieſes Lebens erfreuen könne.

Dem Einheimiſchen iſt es unbeſtreitbar viele Male leichter gemacht, mitten aus dem Treiben eines Landes heraus, in

welchem es Räuber und Fiſcher, Bewohner ſteiler Alpen und umbrandeter Küſten, Hirten in unabſehbarer Wüſte und Pfleger des Oelbaums auf fruchtreichem Gefilde gibt, in welchem zwei völlig verſchiedene Völker und zahlloſe Lebens-Contraſte einander gegenüber ſtehen, völlig unbekannte Dinge aufzufinden, als einem Fremdling, welcher einen ganzen Wall von Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Bis dahin aber, bis zu den Tagen, in welchen auf den grünen Inſeln und in den Städten des Feſtlandes einheimiſche Dichter ſich des vaterländiſchen Lebens annehmen, mögen auch geringe Beiträge Fremder nicht ganz unnütz oder unwillkommen ſein.

In dieſer Meinung habe ich nachſtehende Geſchichte niedergeſchrieben, deren Inhalt in allen weſentlichen Stücken — manche Einzelnheit, von welcher die Ueberlieferung nicht ſpricht, muß die Einbildungskraft ergänzen, — als vollſtändig thatſächlich verbürgt wird. Man ſieht daraus, wie aus manch anderer Begebenheit der neueren Zeiten, daß mancher Name von der Lippe der Jugend wiederhallen würde, wenn ſein Träger vor zweitauſend Jahren ein Grieche oder Römer geweſen wäre. Alle berühmten Geſchichten jener Völker haben ein Gegenſtück in einer weniger entlegenen Vergangenheit und oft überragt dieſes letztere das Urbild noch um ein Gewaltiges.

Ich will dem Urtheil des Leſers nicht vorgreifen, ob dieſe Bemerkung auch in Hinſicht auf die Geſchichte gemacht werden kann, welche ich nunmehr erzählen werde, ſondern will lieber gleich damit beginnen.

Es war zu Anfang des Jahres 1750, als ein Mann, welchen man vorher noch niemals auf dem Eilande geſehen

hatte, die kleine felſige Inſel Lopud (bei den Italienern Iſola di Mezzo geheißen), jenes Eiland, welches in geringer Entfernung von der Mündung der klaren Ombla und keinen Kanonenſchuß weit von den Vorſprüngen des Feſtlandes bei Val di Noce im Meere liegt, ganz allein betrat.

Er war mit einer Barke gekommen, deren Anſtrich und Segelwerk den wenigen Einwohnern der Inſel nicht minder fremd vorkam, als der Mann ſelbſt.

Die Anzahl der Häuſer auf der Inſel war eine geringe und der Zuſtand derſelben ſo ſchlecht, wie heut zu Tage derjenige der allerärmſten Hütten im Gebirge. Wie groß war daher das Erſtaunen der Leute, als ſie vernahmen, daß der Fremde, der ſich kurzweg Božidar oder Teodoro nannte, beabſichtige, eine der Hütten zu kaufen, um ſich darin niederzulaſſen.

Sein Anzug, die Barke, in welcher er an's Ufer gekommen war, und ſeine Geberden verriethen, daß er zu etwas Anderem geboren ſei, als ſein Leben auf dieſem Felſen in der Umgebung unwiſſender Fiſcher und Hirten zuzubringen.

So gern nun die armen Leute in jedem der Häuschen ihr Eigenthum für den Preis hingegeben hätten, welchen der Mann bot, ſo unterließ es doch Keiner, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß für einen Herrn von ſeiner Art ſich ſolche Behauſung keineswegs zieme.

Auf dieſe Bemerkung pflegte er zu lächeln und ging zum nächſten Hauſe, wo er dasſelbe zu hören bekam.

Es läßt ſich vermuthen, daß bei ſolchem Gerede das Mißtrauen der Menſchen gegen Jemanden, der im Begriffe war, etwas ihnen Unbegreifliches zu thun, vielleicht mehr mitwirkte als jeder andere Gedanke und nicht minder mochte

es Jeden reuen, wenn der Fremde seine Worte scheinbar sogleich beherzigte und sich zu einer anderen Hütte wandte.

Einige Stunden mochten so vergangen sein, als Teodoro sagte:

„Ich will mir überlegen, was ich heute gesehen und gehört habe. Nunmehr will ich noch einen Gang um die ganze Insel herum machen und dann wieder hinüberfahren. In wenigen Tagen seht ihr mich wieder.“

Die Insel Lopud unterscheidet sich wenig von anderen Klippen längs der Küste.

Ihr Boden ist mit wohlriechenden Kräutern, mit allerlei Gestrüpp, auch mit Oelbäumen und anderen Nutzpflanzen bedeckt und zu jener Zeit sah man sogar noch hie und da eine mächtige Buche, eine Edelfichte, eine Pinie mit hochgewölbtem Schirmdach.

Teodoro ging mit behenden Schritten unter den Bäumen und über die Felsen hin, hielt sich aber stets so nahe wie möglich am Strande des Meeres, dessen Wellen den Fels bis zu einer Höhe von mehreren Klaftern vom Pflanzenwuchs entblößt haben.

Seine Blicke richteten sich mehr in die See hinaus und auf die gegenüberliegenden Scoglien, insbesondere auf das Felsgestade der Insel Giupana und die Fischer, welche ihm neugierig nachgingen, konnten wohl glauben, der Ankömmling spähe mehr nach irgend etwas anderem, als nach einer Hütte auf ihrer Insel.

Plötzlich blieb der Mann stehen, zog ein Täfelchen heraus, schaute bald auf dieses, bald auf die dunklen Felsen im Meere, wie wenn er eine Karte mit dem Landstriche vergleichen wollte, welcher auf ihr aufgezeichnet war.

Dann setzte er seinen Weg rasch gegen diejenige Spitze

der Inſel fort, welche dem Scoglio Sant' Andrea gegenüber liegt.

Hier befand ſich auf dem abfallenden Strande in der Entfernung mehrerer Klafter von der äußerſten Linie, bis zu welcher die Wellen ihren Schaum auf den flachen und ausgewaſchenen Felſen vorrollten, vor jeder Fluth ſicher, eine dichte Gruppe von Oelbäumen.

Unter dieſen Oelbäumen ſtand allerlei Mauerwerk, welches in früherer Zeit einen Garten eingefriedet haben mochte, und inmitten desſelben ein Bau, von welchem übrigens außer den vier Wänden nichts mehr übrig war.

Zu den Fenſterhöhlen wuchſen Sträucher heraus und die Balken des Daches hatte ſicherlich einmal ein Einwohner der Inſel fortgetragen, um ſie in ſeiner eigenen Hütte zu verwenden oder ſie an kalten Winterabenden in ſeinem Feuer verkohlen zu laſſen. —

Das Gehölz der düſteren Bäume umgab die Ueberreſte des Häuschens, welches an dieſem Orte mit Wahrſcheinlichkeit als der ehemalige Landſitz eines Raguſäers betrachtet werden konnte, von drei Seiten ſo dicht, daß man es nur in nächſter Nähe zwiſchen den Stämmen hervorlugen ſah.

Die Ausſicht nach Norden hin aber war vollſtändig frei und offen, das heißt die Ausſicht nach jenem Theile des Meeres, aus welchem der Scoglio Sant' Andrea als eine große, grüne Kuppe hervorragt.

Dem einſtigen Beſitzer dieſes Landhauſes mochte das bunte Schauſpiel der über die Waſſer aufragenden Felſen, der Schaumkränze um ihren Rand, der hochanſprühenden Cascaden, deren Bogen manchen der vorſpringenden Felspyramiden überbäumte, beluſtigender vorgekommen ſein, als der

Fernblick auf die unendliche Fläche, an deren Gesichtskreis jeden Abend die Sonne hinabsinkt.

Vielleicht aber war die Oeffnung des Gehölzes in dieser Richtung nur dem Zufall zuzuschreiben und hatte sich derjenige, welcher die Bäume anpflanzte, weder um diese, noch um jene Aussicht bekümmert.

Als Teodoro dieses Mauerwerk erblickte, stieß er einen Ruf der Ueberraschung aus, schwang sich rasch über eine niedrige zerbröckelte Stelle der Umfassungsmauer und eilte durch die Oeffnung, welche einst die Hausthüre gewesen war, in das Innere.

Hier drehte er sich um, stieg auf einigen hervorragenden Steinen zur ersten Fensteröffnung und blickte nach dem Scoglio von Sant' Andrea hinüber.

Die Entdeckung, daß er jenes Eiland, von dieser Fensteröffnung aus gerade so gut überschauen konnte, als von irgend einer Stelle des freien Strandes, mochte ihn mit lebhafter Freude erfüllen. Denn er sprang sofort vergnügt herab, klatschte in die Hände, ging um das Mauerwerk herum und beschaute es sich von allen Seiten, manchmal mit dem Stocke daran tastend, um seine Festigkeit zu prüfen.

Während er so in dem Buschwerk zwischen den Mauern, dessen Blätter noch vom jüngsten Regen befeuchtet waren, herumstieg, bemerkte er jenseits der Umfassungsmauer zwei der Männer stehen, in deren Hütten er vorhin Nachfrage gehalten hatte.

Als diese gewahrten, daß der Fremde sie erblickte, lachten sie und riefen ihm freundlich zu:

„Wenn das heute noch wäre, Herr, wie es einmal gewesen ist," sagte der Eine von den Beiden laut zu ihm hinüber „so hättet Ihr gefunden, was Ihr sucht."

„Was für ein Haus war das?“ frug Teodoro, zufrieden, daß die Auskunftgeber gleich bei der Hand waren.

„Wir wiſſen nur, daß vor langen Zeiten da einmal ein Stadtherr gelebt haben ſoll, erwiderte der andere Mann eifrig. Die Oelbäume gehören jetzt mir. Mit den alten Mauern aber weiß ich freilich nichts anzufangen. Steine haben wir auf der Inſel ohnehin genug und ſo ſtehen ſie nur da, damit die Nattern darin hauſen können.“

„Ich will Euch etwas ſagen,“ rief Teodoro, raſch zur Mauer hingehend. „Ich kaufe Euch die Oelbäume und den Grund ab. Die Schlangen will ich ſchon ausquartieren. Seid Ihr's zufrieden?“

Die Bauern ſteckten, wie es ſchon ihre Art iſt, niemals geradeweg auf eine Frage zu antworten, ihre Köpfe zuſammen und ſchauten ſich wie angedonnert an.

Darauf ſagte Einer von ihnen:

„Was mögen ſie werth ſein? Das kann ich nicht ſagen. Darüber muß ich erſt zu Hauſe mit den Nachbarn ſprechen. Auch will ich den Pfarrer fragen.“

Sein Genoſſe aber betrachtete den Fremden nunmehr faſt mit ſcheuen Blicken. Niemals hatte man auf dem Eilande Lopud von einer ſolchen Wundergeſchichte gehört.

Die weiteren Nachfragen des Fremden nützten ihm nichts mehr. Er bekam immer wieder dieſelbe Antwort und zuletzt immer mehr ſtörriſche Reden.

Zudringlich werden meine künftigen Nachbarn nicht ſein, dachte er ſich endlich, als er wieder in ſeine Barke ſtieg und indem er den Leuten, die ihn bis dorthin begleiteten, einen Gruß auf baldiges Wiederſehen zurief, ſeinen Cours nach dem Feſtlande hinüber nahm.

Die Barke war ſchon längſt hinter den Scoglien des

Eilandes Koločep*) verschwunden, als die Gesellschaft noch immer am Ufer stand und in's Meer hinausgaffte.

Wäre aus dem Meere plötzlich eine neue Insel aufgetaucht, die Leute hätten nicht verwunderter dreinschauen und nicht länger und eifriger davon reden können.

Dieser kleine Vorfall, so wunderbar er den Leuten vorkam, war doch nur die Einleitung von andern, noch viel auffallenderen Geschichten.

Einige Zeit später erschien Teodoro abermals auf der Insel.

Diesmal aber war er von einem Priester des slavischen Seminars Priko bei Almissa begleitet, welche Anstalt gerade ein Jahr vorher gegründet worden war.

Dem Ansehen dieses Mannes gelang es, die Bedenken der Bauern zu zerstreuen und sie zu bewegen, daß sie den Fremdling ohne Bedenken auf ihrer Insel aufnahmen.

Der Eigenthümer ließ sich zwar seine Oliven und sein Mauerwerk so theuer wie möglich bezahlen, aber er machte doch ein freundlicheres Gesicht, als bei der ersten Verhandlung.

Nun dauerte es auch nicht mehr lange, bis Zimmerleute aus der Stadt herüberkamen, die alten Mauern ausbesserten und ein Dach darüber errichteten. Die inneren Räume wurden ebenfalls in kurzer Frist wohnlich ausgestattet und als die Glocken vom Festlande herüber das Osterfest verkündeten, zog Teodoro in seine Behausung unter den Oelbäumen ein.

Schon hatten die Tage begonnen, welche mit ihrem

---

*) Kolocep slavisch für Calamotta.

Glanze der ſommerlichen Zeit gleichen, aber durch Hitze weder den Inſelbewohnern, noch den Leuten auf den Bergen beſchwerlich werden. Um das Haus Teodoros blühten allerlei wilde Blumen, deren Samen in dem Boden, welcher eine unbekannte Anzahl von Jahren hindurch brach liegen geblieben war, keine geſchäftige Hand geſtört oder beſeitigt hatte.

Das war dem Fremdling gerade recht. Er dachte nicht daran, ſich einen Garten zu pflegen und um die Oelbäume bekümmerte ſich weder er, noch der Diener, den er mit nach ſeinem Hauſe genommen hatte.

Nach und nach gewöhnten ſich die Fiſcher auf der Inſel an das Daſein ihres Nachbarn. Das Gerede verſtummte immer mehr und mehr und es konnte wohl auch nicht anders ſein. Denn Teodoro ließ ſich faſt niemals in der Nähe der bewohnten Hütten blicken und verließ ſeinen Oelhain nur, um zwiſchen den triefenden Felſen des Strandes umherzuklettern. Auch die Barke, welche ihn herübergetragen hatte, ruhte ſtets müßig in einem kleinen Hafen, welchen der Diener nach und nach mühelos zwiſchen den Klippen hergeſtellt hatte.

Sicherlich aber hätte das Thun und Treiben des Fremdlings abermals ſämmtliche Inſulaner beſchäftigt, wenn ſie ihn von Zeit zu Zeit an der Fenſteröffnung, die gegen Norden auf das Meer und auf den Scoglio Sant' Andrea ſchaute, mit einem Inſtrumente geſehen hätten, welches in jenen Tagen auf den abgelegenen Inſeln des Königreiches noch eine Seltenheit war, nämlich mit einem Fernglaſe.

Mit dieſem Fernglaſe ſchaute Teodoro faſt zu jeder Stunde des Tages und auch in Nächten, in welchen der

lare Mondenſchein auf dem funkelnden Meere lag, nach
en bräunlichen Felſen von Sant' Andrea hinüber.

Auf einem Punkte dieſes Scoglio ſtand ein Haus,
elches in vielen Stücken der Anſiedelung Teodoro's ähn-
ch war.

Wie dieſes war es von dichten Bäumen, von breit
onigen Steineichen umgeben. Auch ſtand es abgeſondert
on einigen anderen Hütten, die ſich auf dem Scoglio er-
oben. Auch war es ebenſowenig eine kuca (das gewöhn-
che, nur aus einem Erdgeſchoſſe beſtehende, ſlaviſche
auernhaus), ſondern gleich dem Hauſe Teodoro's ſchon
n Palaſt, wenigſtens nach den Begriffen der Inſelbe-
ohner. Auch war ſeine Vorderſeite, wie die des Hauſes
if Lopud, dem Norden zugewendet.

Teodoro konnte deshalb nur die Rückſeite überſchauen
id auch von dieſer war ihm der größte Theil durch die
hten Bäume verdeckt.

Unter ſolchen Umſtänden wäre es ſicherlich räthſelhaft
weſen, daß Teodoro ſein Fernrohr immerwährend, ſtatt
f die weißen Segel, die am fernen Geſichtskreiſe vorüber-
itten, oder auf die Berge des Feſtlandes und die ſicht-
ren Häuſer der Scoglien, auf ein kleines Gehölz und
f ein Stück Mauerwerk richtete, das von erſterem ver-
ukelt war. Es wäre räthſelhaft geweſen für das bloße
ge, welches in der Entfernung von drei Miglien aller-
gs kaum mehr die einzelnen Bäume und auch nur un-
utlich ein Haus erkennt.

Das Räthſel würde ſich aber gelöſt haben, wenn man
ien Blick durch das mächtige Fernrohr Teodoro's ge-
rfen hätte.

In deſſen Geſichtsfeld bewegte ſich nämlich zu Zeiten

eine ſchlanke und jugendliche weibliche Geſtalt. Das ſchwarze Haar reichte ihr weit auf den Rücken herab, nur ſchwach durch einen goldenen Reif zuſammengehalten. Sie trug das grelle Gewand, wie es die Mädchen und Frauen in der Gegend von Orebitſch auf Sabbioncello lieben — weiß und roth, mit allerlei Schnürwerk und Putz ausſtaffirt.

Ihre Blicke waren, ſo oft ſie am Strande umherging oder, den Rücken gegen ihr Haus gewendet, unter den Bäumen ſaß, ſtets gegen die Klippen von Lopud herübergerichtet, zu dem ſchaumigen Felsrande und zu den Bäumen, unter welchen Teodoro's Haus ſtand.

Ihre Erſcheinung dort drüben war eine ſo ſtetige, daß Teodoro ſein Fernrohr auf dem Dreifuße, auf welchem es ſtand, immer nur wenig zu bewegen brauchte.

Meiſt befand ſich die liebreizende Geſtalt des jugendlichen Weibes in deſſen Geſichtsfeld, ſo ſtetig wie die Gedanken des Mannes ſelbſt nur ihr zuſtrebten und, wenn ſie ſich körperlich abſpiegelten, kein anderes Bild geſtaltet hätten, als das der Einſiedlerin des Felſen-Eilandes.

Jenes Haus, welches der neuen Anſiedelung Teodoro's gerade gegenüberlag, nannte man „das Haus der drei Brüder.“

Iwo, Sawa und Wladko waren die Söhne wohlhabender Eltern zu Almiſſa. Nach deren Tode zogen ſie ſich aus der Stadt auf das Landhaus zurück, welches ſie auf dieſem Scoglio beſaßen, und verließen es nur zeitweilig, in den düſterſten Wintermonaten auf wenige Wochen, um den Stürmen und Regen des Scoglio zu entgehen.

Es war indeſſen keineswegs der Palaſt, den ſie in

ihrer weinberühmten Vaterſtadt beſaßen, welchen ſie dann, während der Zeit ihrer Abweſenheit von der Inſel, zu bewohnen pflegten. Vielmehr ließen ſie dieſen Jahr aus Jahr ein öde ſtehen und zogen es vor, ihre Wintertage in Raguſa zuzubringen, wo ſie wegen ihres Reichthums und ihrer Freigebigkeit überall gerngeſehene Gäſte waren.

Raguſa iſt freilich eine viel anmuthigere Stadt, als das von den Felſen im Meere eingeengte Almiſſa, und dann liegt es ja auch viel näher am Scoglio von Sant' Andrea, als jene andere Stadt, welche durch ſo viele Inſeln, Klippen und Meerbuchten von ihm getrennt iſt. Doch war dieſe Bequemlichkeit und mancher andere Vorzug, welchen der Fremdling dem ſchönen Raguſa zugeſtehen muß, keineswegs der einzige, oder auch nur der Hauptgrund, warum ſich die Brüder in ihrer Vaterſtadt nicht mehr ſehen ließen.

Zu Almiſſa hatte es, wie einſt in der Vaterſtadt Romeo's und Julien's, zwei Parteien gegeben, die ſich einander aus irgend welchem Grunde — vielleicht iſt es ein unabweisliches Bedürfniß kleinſtädtiſcher Bürger — ſo unabläſſig befehdeten, wie einſt in jener Alpenſtadt die Geſchlechter der Montecchi und der Capuletti, oder heut zu Tage in allen dalmatiſchen Städten die Autonomen und die Nationalen.

Lange Zeit hindurch waren die Bürgermeiſter aus jener Stadt gewählt worden, welcher der Vater der drei Brüder angehörte, ja zuletzt hatte eben dieſe Würde eines Podeſtà der Vater ſelbſt bekleidet, zum großen Ingrimme der gegneriſchen Partei, welche in ihm ſtets ihren hauptſächlichſten Widerſacher erblickt hatte.

Aber es ging zu jenen Zeiten keineswegs anders als heute. Durch einen Umſchlag in der Laune der Menge,

welcher ſich ſo wenig erklären oder vorherſehen läßt, als die Veränderung des Windes auf dem Meere, gelangte nach dem Tode des Vaters nicht bloß die gegneriſche Partei überhaupt, ſondern insbeſondere jener Mann an die Spitze der Gewalt, welcher ihrem Vater am meiſten abgeneigt geweſen war.

Dieſe Zwietracht wurzelte in einem Streite, welchen die Ahnen der beiden Familien, der Himmel weiß vor wie viel Jahren, mit einander gehabt hatten.

Dieſes beleidigte den Stolz der Brüder, welche ſich zu den reichſten Leuten der Stadt zählen konnten, in ſolchem Grade, daß ſie ſchwuren, niemals wieder das ſchlechte Pflaſter der engen Gaſſen des Bergneſtes zu betreten, ſo lange jener Erzfeind ihres Namens und ſeine Sippſchaft von den Bürgern der Regierung für würdiger gehalten werde, als Jemand ihres Hauſes oder ihrer Partei.

Bis hieher iſt die Sache ſo ziemlich alltäglich, aber nunmehr muß eines Umſtandes erwähnt werden, welcher ſie ſolcher Alltäglichkeit entrückt und vielmehr jener Gallerie denkwürdiger Dinge einreiht, aus welcher die Dichter von Romanen und Erzählungen, von Balladen und Trauerſpielen ſich ihren Stoff holen.

Beſagte Brüder, nunmehr die Einwohner oder vielmehr die Herren des Scoglio von Sant'Andrea, hatten eine Schweſter, Margita, italieniſch Margarita, genannt, von einer Schönheit, deren Preis ſowohl von der einen, als von der andern der zürnenden Parteien geſungen wurde.

Dem Leſer braucht ſie nicht mehr beſonders beſchrieben zu werden, denn er hat ohnehin errathen, daß dieſe Margita und das reizende Geſchöpf, welches tagtäglich im Fernrohre des Einſiedlers auftaucht, ein und daſſelbe Weſen iſt.

Die ganze Jugend der Stadt begeisterte sich für sie, gleichviel ob ihre Väter und Familien zu diesem oder jenem Lager geschworen hatten. Es wurden ihr nach wälscher Sitte Serenaden gebracht und am Abend, wenn mit eingebrochener Kühle Alles auf der Piazza lustwandelte, waren die dichtesten Gruppen der Spaziergänger stets in ihrer Nähe zu bemerken. Wenn sie, von ihrem Vater und den Brüdern begleitet, auf einer Gondel in's Meer hinausfuhr, — was übrigens nach Brauch des Landes viel seltener geschah, als man meinen sollte — so schlossen sich flugs andere Kähne an, und wenn sie zeitweilig abwesend war, so richteten sich die Blicke der Jünglinge, die vor dem Hause vorübergingen, voll Erwartung nach den Fenstern, ob die Läden, welche während der Dauer ihrer Entfernung geschlossen waren, schon wieder geöffnet seien oder nicht.

War es nun ein eigenthümlicher Reiz, der, mit dem Reize der verbotenen Frucht verwandt, die Sinne des Menschen mitunter anlockt, das am meisten Schwierige und Unmögliche zu begehren, oder die Schönheit des jungen Mannes, oder die blinde und unbegreifliche Tyrannei des Verhängnisses, oder endlich dies Alles miteinander — genug, vor den Augen des Fräuleins fand keiner der Verehrer Gnade, welche es umdrängten, als Teodoro, der junge Sohn des am meisten von ihrem Vater und den Brüdern gehaßten Mannes der kleinen Stadt.

Nicht nur die Freundschaft, sondern, vielleicht mehr noch als sie, das Böse, welches man über die Menschen sprechen hört, erregt die Theilnahme für dieselben.

Die Blicke Teodoro's hätten Margita auf der Piazza unter den Lustwandelnden gesucht, auch wenn sie weniger schön gewesen wäre, und die Augen des Mädchens hätten

ſich forſchend nach der Geſtalt des Jünglings gewendet, auch ohne die Empfehlung, welche ihm ſein anmuthiges Aeußere vor vielen ſeiner Altersgenoſſen verliehen hatte. Hörte doch Keines von Beiden irgend einen Namen öfter im eigenen Hauſe ausſprechen, als den Familiennamen des Andern und verſtand auch im Grunde Keines die Verwünſchungen, welche nicht ſelten damit verbunden wurden.

Wenn ſie ſich nun ſo verſtohlen beim Vorübergehen betrachteten, wollte es ihnen, je häufiger es geſchah, immer weniger einleuchten, daß die Eltern in offenbarem Zwiſte mit einander lagen.

Die Neugier ſteigerte ſich zum Wohlgefallen, das Wohlgefallen zur Liebe, die, von Niemanden geſehen, von Ihnen aber wechſelſeitig in ihrem Aufwachſen wohl wahrgenommen, ſich durch jede Begegnung ſteigerte.

Bald genügten ihnen die Blicke, das Lächeln und die Winke nicht mehr. Sie vertrauten Briefen, welche von verſchwiegenen Dienern ausgetauſcht wurden, ihre Geheimniſſe an und es blühte ihnen ein Frühling, goldener und prächtiger, als den Gärten Raguſa's unter ihren Palmen.

In dieſe Zeit fiel das gewichtigſte Unglück, welches ſie treffen konnte, nämlich der Tod von Margita's Vater und die Erhebung des Vaters ihres Geliebten zur Würde, deren Uebertragung auf ihn nunmehr den drei Brüdern, welche den Haß ihrer Familie geerbt hatten, jede Verſöhnung unmöglich machte.

Aber gerade dieſes mächtigſte aller Hinderniſſe goß Oel in die Flamme, daß ſie höher aufloderte als jemals. Die Liebenden gelobten ſich ewige Treue und ſchwuren einander, daß nichts im Stande ſein würde, ſie zu trennen.

Wer hat nicht die Schilderungen des britiſchen Dich-

ers gelesen, welche das Liebespaar von Verona darstellen.
essen Geschicke vom gleichen Unglück bedroht werden?
Noch erfüllt jener süße und wehmüthige Gesang aus der
ugendzeit her unser aller Ohr.

Das erste Jahr, welches Margita mit ihren Brüdern
uf der Insel zubrachte, war für die Beiden voll von Kum-
er, welchen ihre Einbildungskraft bis zur Höhe eines ver-
eintlich auf der Erde nie gekannten Unglückes steigerte.

Auf den kleinen Scoglio Sant'Andrea konnte sich
eodoro nicht wagen. Der Argwohn der Brüder wäre er-
acht und mit ihm jeder Verkehr unmöglich gemacht wor-
n Sich in ihrer Nähe anzusiedeln, das vermochte er
cht, denn ihm gebrach es an Freiheit und Geld. —

Margita sprach in den Briefen, welche zeitweilig durch
ermittlung der Fischer nach Almissa gelangten, von der
ucht, die sie beabsichtigte. Sie wollte mit ihm in die
ite Welt gehen, unbekümmert um Brüder, unbekümmert
n alles Andere, was ihr sonst am Herzen lag. —

Teodoro gewann es nicht über sich, dieser Eingebung
folgen. Wohin hätte er gehen und in welches Land
: doppeltes Unglück tragen sollen?

Da half ihm ein Zufall aus der Noth.

Es starb ein Priester, der Bruder seiner Mutter,
lcher in dem eben errichteten Seminarium zu Priko die
telle eines Beichtvaters bekleidete. Dieser hinterließ sei
m Neffen, welchen er sehr liebte, ein kleines Vermögen
d der Vater erlaubte ihm, es nach seinem Gutdünken zu
rwenden, sich ein Haus oder einen Garten zu kaufen und
erhaupt damit zu thun, was ihm beliebte.

So war der junge Mann auf das Eiland Lopud ge-
mmen und auf diese Weise gelang es den Liebenden, sich

täglich über das Meer hinüber zu ſehen und Grüße zuzuwinken. —

Der finſtere Abgrund der Waſſer, welche zwiſchen ihnen wallten, trennte ſie weniger, als die Kluft, welche vom thörichten Haß der Menſchen geſchaffen war.

Niemals wohl verſtrich ein Maienmonat, welchen man die Zeit der Liebe nennt, Liebenden glückſeliger, als dieſen beiden, zwiſchen welchen die Wellen ihre breiten Kämme rollten.

Margita vermochte freilich ſeine Geſtalt nicht zu ſehen, doch ſie wußte aus ſeinen Mittheilungen genau die Stunden und Augenblicke, an welchen er ſich auf dieſem oder jenem ihr wahrnehmbaren Felſen aufhielt oder auch ſie ſelbſt durch das wunderbare Glas betrachtete. — Tag und Nacht ſann ſie auf Mittel, wie ſie, von den Brüdern unbemerkt, entkommen und ſich dem geliebten Einſiedler deutlicher, als es durch das Fernglas möglich war, zeigen konnte.

Ein Zufall machte die Brüder zu Mitwiſſenden des Geheimniſſes.

Wladko, der jüngſte der Brüder, ein Burſche von etwa ſechzehn Jahren, war das leibhaftige Ebenbild ſeiner Schweſter.

Eines Tages hatte er ſich im Meer gebadet und ſaß, in ein großes weißes Tuch, welches er mit ſich genommen hatte, eingehüllt, im Schatten einer Steineiche am Strande und trocknete die langen ſchwarzen Haare.

Ein Fiſcher, welcher von Lopud herüberkam und Margita einen Brief zu übergeben hatte, täuſchte ſich und hielt den Jüngling im Schatten für die anmuthigere Schweſter.

In dem Augenblicke, in welchem er ihm das Papier

hinreichte, wurde er freilich seinen Irrthum gewahr. [illegible] es gelang ihm nicht mehr, es zurückzuziehen.

In dieser Erzählung kann füglich übergangen [illegible] was nunmehr auf dem Scoglio von Sant'Andr[illegible]

Den armen Fischern wurde gedroht, [illegible] niederschießen würde, wenn sie sich unaufgefo[illegible] Nähe des „Hauses der drei Brüder" sehen ließ[illegible] chem Schrecken und welchen Mißhandlungen [illegible] von den in die höchste Wuth versetzten [illegible] wurde, dafür gibt nur der unbeschreib[illegible] klärung, welchen sie gegen den Namen [illegible] Lopud hegten. Es ist leicht begreiflich, [illegible] welche in Folge der ungeheuerlichen [illegible] erwogen wurden, hiebei nicht stehen [illegible]

Welches war die Verantwortung, [illegible] Menschen auf der Klippe von [illegible]

Wladko hatte keine Stimme [illegible] Sawa, welche Beide um mehr [illegible] fürchteten seine Unbedachtsamkeit [illegible]

Nachdem sie sich lange Zeit [illegible] Art besprochen hatten, [illegible] wollten, gelangten sie zu dem [illegible] finstern Nacht hinüberzufahren [illegible] Auge gesehen, den Verführer, [illegible] morden und das Haus [illegible] ein Gedanke, welcher die Echt[illegible] verräth, das ihre Adern füllte.

Es währte über eine Woche, [illegible] das Licht vom Himmel schwand und zugleich Gewölk, welches ein herannahendes Gewitter verkündete, die Nacht [illegible]

ſterer machte, als es gewöhnlich Sommernächte auf dieſem Meere ſind.

Wladko wurde die Abſicht geheim gehalten.

So brachen die zwei Brüder nach Mitternacht auf, als die Finſterniß am dichteſten war und ſie nicht erwarten durften, einem Fiſcher auf dem Meere zu begegnen. Denn ſie konnten ſich wohl darauf verlaſſen, daß vor dem herannahenden Unwetter die Leute, welche auf dem Meere draußen beſchäftigt waren, ſich an den Strand der Scoglien flüchten würden.

Iwo und Sawa ſchliefen in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes und konnten deshalb durch das Fenſter das Haus verlaſſen, ohne von einem Diener oder irgend einem andern läſtigen Zeugen bemerkt zu werden.

Lautlos zogen ſie die Barke aus dem kleinen Hafen, lautlos, wie es die Art nächtlicher Verbrecher iſt.

Solche Vorſicht wäre nicht von Nöthen geweſen. Denn das Meer ſchlug ſchon gegen den Felſendamm und übertönte jedes andere Geräuſch. Es hätte ſich eines der Mordgewehre entladen dürfen, welche ſie bei ſich trugen, und der Knall wäre vielleicht von Niemanden im Hauſe vernommen worden.

Als ſie in das Meer hinauskamen, bemerkten ſie Licht am geöffneten Fenſter des Gemaches, in welchem Margita ſchlief.

Sawa ſagte zu Iwo:

„Die Schweſter hat die Lampe brennen gelaſſen, als ſie einſchlief. Wir müſſen ſie auslöſchen, damit Niemand zu ſagen vermöge, er habe in der Nacht, in welcher der Hundeſohn dort drüben ſeinen Lohn erhalten, ein Fenſter eres Hauſes beleuchtet geſehen.“

Sie wendeten den Kahn und fuhren zum Strande zurück.

Sawa, der jüngere, geschmeidigere kletterte am Stamme der Steineiche, die hart neben der Mauer stand hinauf, bis sein Athem an der Fensterbrüstung die Leuchte erreichen konnte.

Schlummerstille herrschte im Gemache der Schwester. Nichts rührte sich hinter den seidenen Vorhängen ihres Lagers. Es war sicherlich so, wie er vorhin gesagt hatte, Margita war eingeschlafen. Kein anderes Geräusch, als das dumpfe Summen des Meeres und der knisternde Flügelschlag eines großen schwarzen Falters, welcher die Leuchte umkreiste.

Im nächsten Augenblicke war das Licht erloschen. Vielleicht hätte Sawa bald darauf der Wind die Mühe erspart, welcher immer ungeduldiger in den Wellen zu wühlen begann.

Mit halbem Winde flog nunmehr die Barke über das dunkle Meer und eine Viertelstunde später standen die Brüder vor dem Hause Teodoro's.

Das Gemach, in welchem sie ihren Feind schlafend wußten, ließ durch das offene Fenster die frische Luft des Meeres eindringen.

Die Brüstung war in wenigen Augenblicken erklettert und bald darauf fiel der Schein der mitgebrachten Laterne auf die Gesichtszüge des Schlummernden. Ein freudiges Lächeln spielte um seine Lippen, es schien, als liege er in einem seligen Traume befangen. — Dann blitzte das Eisen — der Schlafende wollte sich aufbäumen — das Blut quoll ihm aus dem Munde.

Noch ein krampfhaftes Zittern und der Träumer war

zu jenem Schlafe hinübergegangen, aus welchem es kein Erwachen giebt.

Die Brüder warfen noch einen Blick auf den Leichnam und einen andern durch das Gemach.

Beide fuhren wie erſchreckt zuſammen, als ſie vom Fenſter her bis zur Lagerſtätte des Gemordeten den naſſen Abdruck kleiner Füße gewahrten, wie er von Meerfrauen des Nachts, wenn ihr juwelenfunkelnder Schleier in den Mondſtrahlen glänzt, auf dem weichen Sande des Ufers zurückgelaſſen wird.

Daneben lagen ſchleimige Stränge grüner Meerkräuter und winzige Muſcheln, die dem wallenden Haare der Nixe entfallen ſein mochten.

Die Brüder ſprachen kein Wort mehr miteinander.

Als ſie zum Strande hinabkamen, rollten Wogen, deren Schaumkämme mitten durch die Finſterniß hindurch weißlich ſchimmerten, gegen den Felsſtrand.

Von Zeit zu Zeit zuckten Blitze und beleuchteten die fernen Felſen im Meere und ihr eigenes Haus mit grünlichem Licht.

Es war ihr ſicherer Tod, wenn ſie den Nachen ſolchem Wüthen der Waſſer ausſetzten. — Die kurze Sommernacht war raſch vorüber und der Dämmerſchein des Tages erreichte die Brüder, wie ſie triefend und ſchweigſam auf dem umbrandeten Felſen ſaßen.

Vor ihnen aber, mitten in einem ſchwarzen Viereck ſpitziger Felſen, ſchwebte die leichtumhüllte Meerfrau mit bleichem Geſicht und gebrochenen Augen auf den Waſſern. Die grünen und rothen Ranken des Meeres ſchmückten ſie, wie Lilien eine frühverwelkte Braut. — —

So wiederholte ſich auf dem entlegenen Felseilande

[illegible] Adam die Geschichte des Landes und der Herrn, der [illegible] der Kunst. Die unendliche Mannigfaltigkeit [illegible], welche sich im Wesen des Verhängnisses und des [illegible] verborgen liegt und jeden Tag auf der Erde zahl[illegible] [illegible] Keime entfaltet, als die Blumen auf dem endlosen [illegible] des Weltmeeres, hatte in den Schicksalen der Herrn [illegible] der Margin jene Veränderungen eingeflochten, welche [illegible] Satz zu Schande machen, daß es nichts Neues unter [illegible] Sonne gebe.

Zwölftes Capitel.

Frühlingstage an der Küste.

In Dalmatien, wie in den anderen südlichen Ländern [illegible]ropas, gibt es keinen raschen Uebergang aus dem Winter [illegible] den Frühling.

Tage, welche der Nordwind oder Regenstürme durch[illegible]lten, wechseln schon im Januar mit solchen, an welchen [illegible] Sonne fast lästig wird. So geht es, indem die Witte[illegible]ng sich während eines Tages oft zwei-, dreimal ändert, [illegible]t, bis mit dem Monate April der unwandelbare Sonnen[illegible]ein und der blaue Himmel den dauernden Sieg er[illegible]gen.

Da sehr viele Blumen fortwährend den Grasboden [illegible]decken, Mandelbäume stets im Januar und die Kirschen [illegible] Februar blühen, demnach der Wind die röthlichen [illegible]lüthenblätter manchmal über dünne Eisrinden oder eine [illegible]chte Flockenschichte hinstreut, so verwirrt sich völlig das [illegible]schauungsvermögen des Nordländers, und es wäre ihm

gewiß ſchwer, ſogleich die Jahreszeit in einer ſolchen Landſchaft zu beſtimmen, in die er plötzlich und unvermuthet verſetzt würde.

Schon im März jedoch überwiegt die Anzahl der angenehmen und ſonnigen Tage. Die Wärme iſt nur ſelten ſo drückend wie im April, in deſſen Tagen ſie gar oft ſchon mit deutſcher Sommerglut auf das dürre Land brennt. Darum iſt auch der Windmonat März an dieſen Küſtenſtrichen der eigentliche Lenzmonat zu nennen.

Ich verſuche es, dem Leſer die Bilder eines Spazierganges zu dieſer Zeit anſchaulich zu machen.

Lange, niedrige Wellen ſchlagen langſam ihre Schaumreihen an das Ufer. Ein ſonniger Duft liegt über dem Meere — eine unendliche Bläue und Ruhe, aus welcher nichts hervorhallt, als das rhythmiſche, melodiſche Geräuſch der glänzenden Fläche. Draußen, am äußerſten Geſichtskreiſe, jenſeits des leiſe aufgewühlten Blau ſchimmert ein weißer Spiegel, aus welchem duftig verklärte Felſen auftauchen — ein wunderbarer Wohlgeruch haucht über das Meer gegen uns, das nach ſchwarzen Stürmen den Frieden gefunden hat.

Schauen wir uns am Ufer ſelbſt um, ſo ſehen wir Bienen um rothe Baumblüthen ſchwärmen und an den Zweigen der Mandelbäume, deren Blüthe längſt abgefallen iſt, die gelblich grünen Blätter zum Vorſchein kommen. Das iſt vielleicht die einzige Zeit des Jahres, in welcher ſelbſt ein morlakiſches Dorf geſchmückt und lieblich daſteht — die dürren ſchwarzen Dornen der Mauern ſind von Blüthen überſtreut und die niedrigen Hütten unter der Pracht des Frühlings verſteckt.

Wandern wir ins Land hinein.

Schon blendet die Sonne auf dem Geſtein der kahlen Fläche viel mächtiger, als noch vor wenigen Wochen, und die Schafe, die mit ihren Neugebornen dort umherziehen, gleichen glitzernden Schneeflocken. Blaue Säulen der Hirtenfeuer erheben ſich nach wie vor aus der Haide. Noch ſind die Brunnen gefüllt, welche hie und da auf den weiten Flächen durch die weißen Stämme der Pappeln bezeichnet werden. Hie und da ſieht man ein kleines Rind in einem der durch Dornen gehüteten Vierecke weiden, an deſſen Mauer ſich der Hirt lehnt, der ſeine Heerde überwacht, deren Stimmen von jener Höhe zu uns herab ſchallen. Hie und da begegnet uns ein Weib, das einen Schäffel mit Waſſer auf dem Kopfe trägt, das bei den, weit vom Dorfe entfernten, „weißen Pappeln“ geholt worden iſt.

Dringt von Süden der laue Sirocco heran, ſo dämpft ſich die grelle Farbe der Einöde zu tieferen Tönen.

Auf den Gränzgebirgen des Oſtens, deren tiefe Falten und Schluchten ſich noch immer ſo klar durch den Schnee abzeichnen, der, hier in der Sonne glänzend, dort beſchattet, den ganzen Wall überlagert, liegen dicht ballige Sommerwolken, deren weißer und purpurrother Schein mit dem Grau und dem Braun der endlos vor den Gebirgen hin ausgedehnten Steinwüſten einen Gegenſatz ſeltener Art bildet.

Dort liegt ein großer, blau ſtrahlender Waſſertümpel, ein anſehnlicher Winterſee, aus deſſen Ried die Köpfe der Reiher lugen und in deſſen ſchilfiges Waſſer ſich bei unſerer Annäherung raſch die Schildkröten eintauchen und mit ihren breiten Tatzen gewandt ſchwimmend den ſchützenden Grund ſuchen. Ueber ihn ſchwirren am Abend die Moosſchnepfen hin, während weiter draußen, über das blaue

Waſſer des Meeres, die Möven, weiß wie ferne Segel in der Abendſonne, quiekend auf und abſchießen.

Das Wunderbarſte ſind aber um dieſe Zeit immer die Morgen über dem kaum vernehmlich ſich bewegenden Meere. Aus grauer Frühe treten mit dem Aufgange des Geſtirnes die roſigen Scoglien hervor. Bei ſolchem Anblick vergißt man wohl den Schmutz und den Jammer des Daſeins und freut ſich der Schönheit, welche, die Menſchen mögen wähnen was ſie wollen, aus den Erſcheinungen des All doch ganz anders und unendlich wirkſamer ſpricht, als aus den Schöpfungen, die ihr Gehirn erſann oder die Menſchen ſchufen.

Was ſind denn die Eindrücke, die wir aus den Büchern ſämmtlicher Dichter und aus jeder Sammlung von Gemälden mit uns forttragen, gegen den Strand am dämmernden Frühlingsmorgen, wenn der Morgenſtern noch hoch über der flammenden Mauer des Oſtens glänzt und ein geheimnißvolles Erglühen beginnt über den endloſen Waſſern? Dann verſchwindet in der Bruſt des guten Menſchen die Erinnerung an das Trübe, Stürmiſche und Gemeine — es wird ihm zu Muth, wie wenn die Welt ein Reich des Friedens und des Lichtes wäre.

Nur Stubenmenſchen, deren „Idealismus“ eben vorzüglich darin wurzelt, daß ſie, aus welchen Gründen immer, die Erſcheinungen der Welt nicht kennen, vermögen im Ernſte menſchliches Machwerk an Wirkſamkeit über die Natur zu ſtellen. Man ſtelle ſich ja nicht vor, daß bei ſolchem Bilde, wie es das Heraufkommen des Tages über das ſüdliche Meer oder irgend ein anderes iſt, nur an die Farbe oder das Auge allein gedacht werden müße.

Der Hauch des Frühlings und der Waſſer, das Licht, das ſanfte, liſpelnde Geräuſch des Meeres, die Ahnung

des Tages — die weite leuchtende Kugel des Himmels und der blauen Fläche, die Wirkung unsichtbarer Strömungen: das Alles zusammen durchfluthet und ergreift uns nicht auf der Leinwand oder im Bilde, welches wir uns nach der Schilderung eines Dichters entwerfen.

Die Farben in der Natur sind mit der höher stehenden Sonne greller geworden.

Zieht dort vor dem Gebirge manchmal eine dichte Wolke über den Himmel, so lagert sich schwarzblauer Schatten über das flache Land vor den Bergen, daß man vermeint, das dunkle, vom Ostro aufgewühlte Meer rage dort hinein.

Die Thiere, welche auf manchem Steinhügel die spärlichen Gräser suchen, schneiden mit ihrer scharf abgegränzten Gestalt schwarze Schattenbilder in den lichtüberquollenen Himmel.

Wenn man am Abend, ehe die Sonne hinabsinkt, in das bunte Land schaut, so scheinen alle Dinge in eine Glorie zusammenzufließen. Der Kirschbaum, dessen weiße Blüthenzweige zittern, die dunkeln Oelbäume über den lichtgrünen, saftfrischen Halmen, die weißen Steine und die schwarzen Dornen der einfassenden Mauern sind gleich rosig angehaucht, so daß das Auge, anmuthig getäuscht, das Dunkle kaum mehr vom Hellen zu unterscheiden vermag.

In der Umgegend der Städte ist es freilich den ganzen Winter über Sitte eines Theiles der Bevölkerung, in die Dörfer hinauszugehen und in irgend einem der „Häuser," an welchen (je nach der Farbe des dort fließenden Weines) ein weißes oder rothes Papierfähnchen befestigt ist, zuzukehren. Mit Beginn des Frühlings aber verallgemeinert sich diese Sitte, um mit den heißeren Tagen allmählich wieder

eingeſchränkt zu werden, wenigſtens auf die ſpäteren Stunden des Abends und der Nacht. Es iſt eine ganz eigenthümliche Art von Kneipenleben, welches ſich da in der warmen Sonne entwickelt, und ich will in Kürze an einigen Beiſpielen ſchildern, wie es hiebei ausſieht und in welcher Umgebung ſich die Zecher befinden.

Bei Zara ſind es vor Allem Albaneſe, von dem wir bereits auf Seite 55 dieſes Buches geſprochen haben und einige Häuſer auf dem (Seite 41 geſchilderten) Strande jenſeits des Hafens, welche an ſchönen Nachmittagen und Abenden von den Städtern heimgeſucht werden.

Die dalmatiſchen Weine ſind bekanntlich ſchwerer als irgend ein Wein Europas.

Wenn man ſie mit einer Flamme in Berührung bringt, ſo brennen ſie mit gelblicher Flamme, wie ich, Anfangs ungläubig, mich ſpäterhin mehr als einmal durch Verſuche überzeugte. Es läßt ſich alſo ohne Weiteres eine Vorſtellung von dem Lärm und dem Geſchrei gewinnen, welche nicht ſelten dort den Eintretenden empfangen.

Das Haus hat nur ein Erdgeſchoß. In einem Raume liegen die Fäſſer, im anderen, einem langen, finſteren Gemache, ſind einige Bänke für die Gäſte aufgeſchlagen, wenn dieſe es nicht vorziehen, im kothigen Hofe unter freiem Himmel zu ſitzen. Beim „Petritſch“ zu Belafus beiſpielsweiſe ſtehen auch Tiſche im Freien, die Bank vor ihnen aber beſteht aus einem ſchmutzigen viereckigen Balken.

Da wird denn nun in einem weißen Thongeſchirr (den ſogenannten „Quartuzz“-Gefäßen) der Wein aufgetragen. Die ſchwarze, mit rothem Schaum bedeckte Flüſſigkeit wird für ſo wenige Kreuzer feilgeboten, daß man ſolche Wohlfeilheit für doppeltes Unheil halten muß. Einmal, weil

dem Bebauer des Bodens damit ſeine Arbeit nur kümmerlich belohnt wird und dann wegen der Verſuchung zur Völlerei. Man ſieht deßhalb auch in wenig Ländern fortwährend ſo viel Betrunkene und hört ſo viel Lärm, als in Dalmatien. Vergegenwärtigt man ſich noch dazu das Verwildernde, womit der Aufenthalt in den finſtern Schmutzhöhlen die Sitten überhaupt gefährdet, ſo muß man es noch mehr wünſchen, daß durch beſſere Cultur dem Weinpflanzer es ermöglicht werde, den Rebenſaft durch Abſatz im Auslande höher zu verwerthen und dem Volke das Uebermaß des Genuſſes etwas zu beſchränken. Die vielen blutigen Verbrechen müſſen zum nicht geringen Theile auf die „Kertſchme," die Weinſchenken, zurückgeführt werden.

Im Hofe tummeln ſich die Vierfüßer und das Federvieh des Hausherren, magere Hunde, ſchwarze Säue, lärmende Truthähne. Ein mächtiges Schwein lagert in der Sonne und freut ſich des liebkoſenden Kratzens der Hausfrau, welche dem grunzenden Thiere mit Schmeichelworten zuſpricht. In einem Winkel liegen Strohhalme, das einzige Futter der knochendürren Rinder und der armſeligen, winzig kleinen braunen Eſel. Vor der Thüre draußen tanzen einige betrunkene Weiber den Kolo, welchen Tanz ſie mit heiſerem Geſchrei begleiten. Im Schmutze liegen abgehaute Baumſtämme, Aeſte und dürres Reiſig zum Brennen umher. Da und dort erhebt ſich ein zuckerhutförmiger Strohſchober, den um ſeinen Stock herum zuſammenzuhalten, große Steine, an Stricken befeſtigt, längs ſeiner Außenſeite hinabhängen. Auf den weißen Steinen der Mauer liegt die Bruſtwehr ſchwarzer Dornen.

Ueber der Thüre des Hauſes befindet ſich ein in die Mauer gebrochenes viereckiges Loch. Erkundigt man ſich

um den Zweck dieſer Oeffnung, ſo erhält man meiſt die lakoniſche Antwort: za ubit (um zu tödten). Brechen Räuber im Hofe ein, ſo wird nämlich aus dieſer Schießſcharte auf ſie gefeuert.

Man muß in Dalmatien geweſen ſein, um es nicht mehr auffallend zu finden, daß beiſpielsweiſe der Schwiegerſohn des Wirthes, bei dem wir uns eben niedergelaſſen haben, wegen verübten Mordes ſich im ſchweren Kerker befindet, ſo wie daß ein anderer Wirth, eine hohe, prächtige Männergeſtalt, ſelbſt ſich einige Monate unter den Räubern des Welebit aufgehalten hat. Letzterer hatte im Streite einen Mann verwundet und zwar, wie er glaubte, tödtlich. Statt ſich von den Häſchern ergreifen zu laſſen, entfloh er zu jenen freien Bewohnern der Planina und kehrte erſt zurück, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß die Verletzung eine unbedeutende geweſen war.

Ein Prieſter und Stimmführer der ſlaviſchen Partei wird von der öffentlichen Stimme beinzichtigt, ein ihm gehöriges großes Gut in gewinnſüchtiger Abſicht angezündet zu haben, ein anderer Prieſter in der Nähe von Zara wird allgemein als Helfershelfer der Räuber betrachtet, denen er jeden Vorſchub leiſtet und ohne Weiteres den Ablaß gibt, wenn ſie einen Theil der Beute ihm abtreten.

Eine Magd erzählte mir einmal von ihren zwei Brüdern, die wegen eines zu Babin Dub (ſiehe Seite 75) an zwei bosniſchen Händlern verübten Mordes lange Zeit in Unterſuchungshaft gehalten, zuletzt aber durch die lügenhaften Ausſagen von Zeugen befreit wurden, daß ſie recht wohl den Brunnen kenne, in welchem die Leichen der armen Türken noch am heutigen Tage liegen. Von ihren Brüdern,

den Mördern, sprach sie mit Bewunderung und meinte, so wackere Burschen finde man nicht leicht wieder im Lande.

Ein anderes Mal wurde in einer solchen Schenke eine erst vor Kurzem bei Nowigrad vorgefallene Geschichte erzählt. Auch sie ist bezeichnend für die Verhältnisse des Landes.

Ein Ortsnachbar bricht bewaffnet in den Hof eines anderen ein, um zu rauben. Der Eigenthümer bemerkt es und sucht ihn durch Rufe zu verscheuchen. Der Räuber schießt auf ihn, die Kugel streift den Angegriffenen. Nun setzt auch dieser sich zur Wehr und streckt den Eindringling mit einem Schusse nieder. Vor seinem Tode ermahnte er seine herbeigeeilten Angehörigen, sie möchten an jenem nicht Blutrache nehmen, er allein trage die Schuld, der Hausherr habe ursprünglich nicht die Absicht gehabt, ihm ein Leid zu thun. So ließ man denn auch den Vertheidiger seines Eigenthums in Ruhe.

Einige Jahre später aber kamen den Erben des Getödteten allerlei Gedanken und sie beschlossen, von jenem Manne eine ansehnliche „Kerwnina“ (so nennt man die Ablösungssumme, das „Blutgeld,“ welches dafür gezahlt werden soll, daß die zur Rache Verpflichteten sich nicht am Leben des zu Verfolgenden vergreifen) zu verlangen. Dieser erklärte sich auch zu einem gewissen Betrage bereit, welcher den Rächern zu gering erschien.

Das Gericht vermittelte (!) (man sieht also, daß ein Tribunal, statt solche Bösewichte unschädlich zu machen, mit ihnen unterhandelte,) die Vermittlungsversuche zogen sich aber in die Länge, die „Gläubiger“ wurden des langsamen Verfahrens überdrüssig und eines Tages lagen hundert Oelbäume abgesägt auf den Grundstücken des der

Rache Verfallenen. Was geschah den Uebelthätern? Nichts — man konnte ihnen ihre That ja nicht beweisen.

Bei den Anfangs März 1870 zu Zara abgehaltenen Wahlen des Gemeinde-Ausschusses sah ich mit eigenen Augen, wie der berüchtigte griechische Pfarrer von Smokowitsch (als Diebshehler allgemein bekannt) auf dem Platze vor der Loggia seine Bauern haranguirte. Diese zogen Knittel und Steine (geladene Gewehre durften sie an jenem Tage nicht zur Stadt bringen) unter ihren braunen Kapuzen hervor und bearbeiteten damit blindlings, um den Gegnern der nationalen Sache heilsamen Schrecken einzujagen, die versammelte Menge. Es gab viele blutige Köpfe.

Die zahlreichen Gensdarmen unternahmen einen Bayonnet-Angriff und der Platz wurde gesäubert. Den Herrn Pfarrer aber sah man nicht unter den Verhafteten, die weggeführt wurden. Die meisten dieser Herren Wähler waren natürlich von schwarzem Weine trunken, den unnahbare Hände bezahlten. Aus diesem Beispiel ist ersichtlich, daß die geistlichen Herren mitunter wunderliche Begriffe von ihrem Berufe haben.

Ein anderer slavischer Agitator mußte sich vor der Wuth des den Bauern feindseligen italienischen Stadtpöbels in die öffentliche Bibliothek flüchten, welche in der Loggia untergebracht ist. Ohne diese Vorsicht wäre derselbe unfehlbar auf dem Platze massacrirt worden. Schon seit Jahren verläßt der nämliche Mann am Abende sein Haus nicht

hr, aus Gründen, die viel für sich haben.

Das nennt man in Dalmatien Parteileben.

Da ich nebenbei die öffentliche Bibliothek, die nach m Gründer und Schenker so genannte „bibliotec-

Paravia erwähnte, welche den großen Saal der Loggia ausfüllt, die, wie in allen venetianiſchen Städten, dem Glockenthurme gegenüber liegt (vergleiche Udine und viele andere) ſo bemerke ich, daß man niemals einen Leſer in dieſen der öffentlichen Aufklärung beſtimmten Räumen wahrnimmt. Weder Italiener noch Slaven nehmen von dieſer Bücherſammlung Kenntniß. Ich habe während meiner zahlreichen Beſuche ein einziges Mal Jemanden dort geſehen, einen Gymnaſiaſten, der ſich aus einer in der Bibliothek befindlichen Ueberſetzung des Cicero eine Eſelsbrücke zuſammen ſchrieb.

Dagegen finden ſich zahlreiche Namen im Fremdenbuche eingetragen, unter anderen auch Napoléon, prince français.

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir ins Freie zurück.

Schon im Februar blüht überall im Graſe die blaue Traube des Muscari racemosum, welches die Slaven vilin luk, d. h., den Knoblauch der Wila nennen. Auf den Steinwüſten und Haideflächen hat ſich das Veilchen, von den Schafen bedroht, unter den Schutz ſchwarzer Dorngebüſche zurückgezogen.

Noch ſind die Brunnen gefüllt und fließen die wenigen Bäche. Aber ihr Vermögen wird mehr und mehr ſchwinden, je wärmer mit jedem Tage die Sonne auf das Land herabſcheint.

Es iſt ein ganz eigenthümliches Schauſpiel, welches ein ſolcher Winterbach gewährt.

Auf ſeinem Grunde wachſen nicht Kreſſe und andere Waſſerpflanzen, denn die Hitze des Sommers würde ihr Geſchlecht und ihren Samen vertilgen. Träg rinnt das trübe

Waſſer über das Gras hin, deſſen Halme von ihm nach einer Richtung gezogen und mit Schlamm bedeckt worden ſind. Ringsum ſtehen die ſchwarzen Dornen und durch die Oliven glänzt das Meer. Neben an wird der rothe Ackergrund, von gelben Mauern umgeben, durch einen Pflug aufgewühlt, der ſich nicht von den Pflügen Homers unterſcheidet. Vom Meere erhebt ſich ein lichter Nebel und zieht einen breiten Gürtel um die höchſten Gipfel der Scoglien. Die blühenden Bäume mit der friſchen Pracht heben ſich auch gar ſchön vom ſchmutzigen, ſtets unveränderten Wintergrün der Oliven ab.

In den mauergeſchützten Weide-Vierecken ſchreien Lämmer, welche vielleicht erſt vor wenigen Stunden geboren worden ſind. Vom Ende des Winters zeugen auch die leeren Stangen der Strohſchober, deren ſaftloſe Vorräthe nach und nach von den armen Rindern aufgezehrt worden ſind. —

Knaben verſuchen daran unter Jubelgeſchrei ihre Kletterkünſte. Aus den Hütten dringt durch die Dachritzen ſchwerer Rauch empor, welcher die Olivenpflanzung dort in eine graublaue Wolke einhüllt.

Auf dem Meere liegt die glanzvolle Frühlingsluft ſo unbeweglich, daß in fernen, ſpiegelnden Weiten noch die Rauchſäule eines Dampfers ſchwebt, welcher dort ſeit Stunden vorübergezogen iſt. Ein Duft dringt über die Fläche her, als ob auch das Meer blühte. Die Felſen ſchauen manchmal wie purpurn über das tiefe Blau herüber, als ob ſie rieſige Blumen wären, die ſich aus der Tiefe erhoben hätten. An grauen, warmen Sirocco-tagen aber, an welchen der Himmel nur wenig durch die Wolkenhülle hindurch blaut, gleichen die fernen Ge-

ſichtskreiſe des Meeres weiten Seen von ſtarr ruhendem Queckſilber.

Schon hört man in allen Straßen der Städte wieder das „caldi musseli, caldi!“ (warme Muſcheln) und die Wege vor den Bauernhütten und die Höfe ſind mit den blauen Schalen dieſer Thiere bedeckt. Auch auf manchem Schiffe, das im Hafen liegt, treibt ſich unter dem warmen Sonnenſchein ein buntes Leben herum. An einem ſeiner Maſtbäume iſt eine Stange befeſtigt, an deren Ende ein kleines mit Wein gefülltes Fläſchchen anzeigt, daß hier Inſelbewohner, die weißen Wein von ihren Scoglien herüber gebracht haben, eine ſchwimmende Schenke halten. Ueber brennenden Spänen in einem Thongeſchirr braten Fiſche, ſcharlachrothe Barboni, von den Slaven Trilje genannt.

Neben ihnen liegen die Barken der Fiſcher von Chioggia, die von einem Ufer des Adria zum andern fahren. Man erkennt ſie an den großen Netzen, die zwiſchen den gelben Segeln ausgeſpannt ſind, an dem metallbeſchlagenen Hintertheil, an welchem Heiligenbilder befeſtigt ſind und deſſen meſſingene Rippen an den „ferro“ an der Prora der Venetianer Gondeln erinnern. —

Auf dem Decke ſind die Fiſcher in ihren rothen Mützen geſchäftig und niemals fehlt der Spitz, eine den Barken des Mittelmeeres ſo typiſche Hundeart, wie einſtmals den Laſtwägen unſerer Poſtſtraßen.

Wenden wir uns zum Schluſſe unſeres Frühlingsſpazierganges zu einem jener ruinenhaften Gebäude, die hie und da in nicht zu geringer Entfernung vom Meere auf einem Hügel ſtehen, und laſſen uns, während der

kupferige Glanz des Abendstrahls auf dem Welebit erlischt und die Berggrate grau und bleich werden und die westlichen Scoglien wie schwarze Schlacken aus dem Feuer des Meeres und des Himmels aufragen und der Abendwind die weißen Blüthenflocken auf den steinigen Weg wirft, eine jener grotesken Ueberlieferungen erzählen, wie ich deren eine wörtlich getreu nach dem Munde des Volkes aufgezeichnet fand. Es ist ein echtes Slaven-Märchen und lautet:

Es stand irgendwo auf der Höhe eines Berges eine Kula. *) Die Leute zeigten sich dieselbe aus der Ferne und erzählten von diesem Gemäuer, wie darin Unholde, Teufel, Blutsauger und Gespenster hausten. Es war erschrecklich anzuhören, was alles von diesem Thurme gesprochen wurde.

Vor Allem wurde auch von ihm gesagt, daß in der Ruine ein mächtiger Schatz zu finden sei, ein ganzer Keller voll von Gold und Silber. Viele Abenteurer machten sich dahin auf, um den Reichthum zu entdecken, keiner aber kehrte lebendig zurück.

Die Ueberlieferung behauptete auch, daß derjenige, welcher den großen Schatz finden wollte, in der Ruine übernachten müsse, um den Schlüssel vom Schatzmeister zu erlangen.

Da war ein Barbier, unverheiratet und ein liederlicher Bursche, der, wenn er einige Kreuzer verdient hatte, sie verpraßte und vertrank. Darum war er auch abgerissen und zerlumpt wie ein altes Bettelweib.

Eines Tages erhielt er vom Meister seinen Lohn,

*) Ein türkischer Thurm. Siehe Seite 71.

n Mariengroschen. Damit ging er [illegible] in die
henke, begann zu würfeln und verlor all sein Geld.
rauf stand er voll Zorn und [illegible] und
ng schleunig nach der Ruine, um dort zu schlafen,
dem er sich selbst sagte: Es liegt mir nichts daran, wenn
ich der Teufel in der Nacht kommt, mich packt und
rtträgt.

Der Barbier hatte wohl von der Ruine gehört. Aber
r steckte den Kopf in die Tasche,* und eilte hinauf.

Er hatte den Kopf mit Wein erhitzt und war auch
nüchtern gar nicht furchtsam. Deßhalb stieg er ohne Be-
denken rasch zur Höhe. Es begann dunkel zu werden.
Die Ruine ist ausgedehnt und mächtig breit, hat auch vier
Ecken. Vor ihr wachsen Dornen und Unkraut. Der Bar-
bier sprang die Treppen hinauf in die Kula. Er kam in eine
Reihe von Stuben. Alles war leer, nur hie und da stand
einiges verwittertes Hausgeräth.

Der Barbier ging aus einer Stube in die andere,
immer fort und fort, er wußte selbst nicht in welcher Rich-
tung. So gelangte er endlich in ein großes und hohes
Gemach, in dessen Mitte sich ein Tisch befand, der mit
einem schwarzen, fadenscheinigen Tuche bedeckt war. Auf
dem Tische stand ein großes steinernes Kreuz und daneben
die Ueberreste zweier Wachskerzen. In einem Winkel des
Gemaches stand ein Bett, mit schwarzen Seidentüchern
bedeckt, im anderen ein Ruhebett, mit Leder überzogen.

Nach vier Seiten gingen Flügelthüren. Der Barbier
öffnete sie alle, um zu sehen, wohin er durch sie gelangen
könne. Gern hätte er überall seine Nase hineingesteckt und

---

*) metnuti glavu utorbu, den Kopf wagen.

Alles durchwandert und betaſtet. Aber das Dunkel umgab ihn da auf allen Seiten und darum zog er es vor, im großen Gemache zu bleiben.

Er hatte einige Stücke ſeines Handwerkszeuges immerwährend bei ſich — ein Becken, ein Handtuch, ein Stück Seife und zwei Meſſer in lederner Scheide. Er nahm das Alles aus der Taſche und legte es auf den Tiſch. Feuerſtein und Schwefelfaden und Stahl trug er wohl auch in der Taſche, aber er wagte nicht, das Licht anzuzünden.

Die Dunkelheit wurde immer dichter. Da ſetzte er ſich auf das Ruhebett. Hier erfaßte ihn plötzlich eine unſägliche Angſt, das Haar ſträubte ſich ihm auf dem Kopf vor Schrecken und er wurde ſo nüchtern, wie wenn er einen ganzen Monat hindurch keinen Tropfen Wein oder Bier getrunken hätte. Da dachte er bei ſich: Ich wollte gern Alles aushalten und dulden, wenn ich nur etwas zu trinken hätte außer Waſſer, welches nicht einmal gut iſt, wenn man es in die Opanken ſchüttet.

Während er ſo dachte, fing es auf einmal den untern Gemächern des Thurmes an zu donnern, wie wenn ein Gewitter wäre. Das ganze Gebäude zitterte, die Fenſter erbebten, die Stühle hoben ſich, der Tiſch krachte. So dröhnte und bebte es lange Zeit fort. —

Nach einiger Zeit wurde es wieder ruhig. Plötzlich rollte der Donner durch die Mitte des Gemaches, es blitzte und die Kerzen neben dem Crucifix entflammten ſich.

Der Barbier ſaß wie verſteinert. Er wußte nicht, ſchlief oder wachte er bei dem was er ſah und hörte; war er todt oder lebendig.

Darauf wurde es abermals ſtill. Die Thüre geht auf und in das Gemach tritt eine menſchliche Geſtalt, ein großer, bleicher, dürrer, bärtiger, gekrümmter Greis in ſchwarzem Gewande mit einem Stock in einer und einem Bündel in der andern Hand.

Er tritt zum Tiſche und verbeugt ſich vor dem Crucifixe bis auf die Erde, dann legt er ſein Bündel auf den Tiſch, knüpft es auf und nimmt daraus eine Barbierſchüſſel, ein Gefäß mit Waſſer und zwei Rasirmeſſer. Das Alles legt er auf den Tiſch neben das Handwerkszeug des Barbiers. Hierauf nähert ſich die Geſtalt dem Barbier, nimmt einen Stuhl, ſtellt ihn an den Tiſch und ſchaut den Gaſt mit ſtarrem Blicke an. Dann winkt er ihm mit der Hand, wie um ihn aufzufordern, daß er auf den nahe gerückten Stuhl nieder ſitzen ſolle. Zu ſprechen vermag er nicht.

Der Barbier ſchaut auf die Geſtalt, wie die Maus nach der Katze, dann ſetzt er ſich ohne zu wiſſen, wie und wohin, gehorſam auf den Stuhl.

Die Geſtalt nimmt das Handtuch, bindet es dem Barbier unter dem Bart zuſammen, gießt Waſſer in die Schüſſel, ſchlägt Seifenſchaum und nimmt mit ſeinem uralten Meſſer dem Barbier den Bart ſo leicht und ſicher ab, daß dieſer ſich darüber verwundert.

Der Barbier ſteht vom Stuhle auf, betrachtet den Alten und denkt ſich: Warum barbierſt du dich nicht ſelbſt, wenn du es ſo gut kannſt? Wart ein wenig, ich will dir zurückzahlen. Darauf ſagt er: Höre, Kamerad, ſetze auch du dich auf den Stuhl, damit ich dir zurückzahle. —

Der Greis gehorcht und ſetzt ſich. Darauf ergriff

auch unſer Barbier ſein Meſſer und nimmt ihm den langen weißen Bart bis auf das kleinſte Härchen ab. Der dichte Bart löst ſich vom Geſicht des Greiſes ab wie Moos von einem alten Stamm.

Als der Barbier fertig war, ſeufzte die Geſtalt, wie Jemand aufſeufzt, von dem eine ſchwere Laſt weggenommen wird und ſagte: Dank ſei dir, Heldenſohn! du haſt mich aus ſchweren Qualen erlöſt, die ich als ſündige Seele in dieſem Thurme ſo viele hundert Jahre hindurch ausgeſtanden habe. Ich habe Vielen ihr Haar ohne Raſirmeſſer genommen, ich habe erpreßt, geraubt, betrogen, geplündert. Ich war Spaija*) in dieſer Kula, jetzt iſt das Ende meiner Buße da. Heute hat mein Glück dich hieher geführt, der du mich erlöſt haſt. Als ich im Sterben lag, reute mich alles Böſe, was ich gethan hatte. Aber ich hatte nicht die Zeit, Buße zu thun, ich ſtarb und mußte unſtät herumgehen, ſo lange bis ich einen herzhaften Menſchen finden würde, der mir den Bart unter ſolchen Umſtänden abnähme, wie du es gethan haſt. Ich bin jede Nacht in dieſen Thurm gekommen und Vielen gerade ſo wie dir erſchienen, aber Keiner hat es gewagt, das zu thun. Der Thurm gehört von nun an dir. Du wirſt einen großen Schatz darin finden. Bruder! Sohn! benutze den Schatz und die Lebenszeit beſſer, als ich ſie benützt habe.

Solches ſagte die Geſtalt und verſchwand und der Barbier hielt angedonnert den Schlüſſel in den Händen.

Es iſt Schade, daß ich nicht mehr gehört habe, was

*) Ein türkiſcher Grundbeſitzer.

päter dem Barbier begegnet iſt. Es heißt nur, die Leute hätten ihn nach einiger Zeit noch zerlumpter geſehen.

Vielleicht hat er nach dem Sprichworte gelebt: Wie es gekommen, ſo iſt's fortgegangen!

Dreizehntes Capitel.

Bilder von der nördlichen Küſte. Eine dalmatiſche Familie.

Es gibt wenig ſo durch und durch eigenthümliche und mit anderen Ländern kaum vergleichbare Landſchaften in Europa, als die Küſtenſtriche und das Innere von Dalmatien. Wir haben hinlänglich Gelegenheit gehabt, uns dieſe Wahrnehmung einzuprägen.

Unter dieſen wieder eine der am meiſten dalmatiſchen Anſichten bietet das Hügelland, welches ſich von der Bucht bei Nowigrad bis zum Süßwaſſerſee ausdehnt, den man von der Höhe von Bukognazza aus gewahrt. Die Bucht von Nowigrad iſt von Meerwaſſer ausgefüllt, der See zwiſchen Bukognazza und Poljice aber entſteht aus dem Regen des Winters und verſchwindet unter der Sommerhitze.

Auf dieſer Landſtrecke gelangt man fortwährend von der Höhe einer breiten Erdwelle in eine Senkung und umgekehrt. Freilich iſt die Höhe einer ſolchen Welle, eines ſanft anſteigenden Hügels, von der nächſten durch die Entfernung einer halben Meile getrennt.

Zwiſchen den Hügeln, in der Niederung, ſieht man den blinkenden Schneeſtreif der bebiſchen Alpen hart auf

der Höhe auflagern und blendend durch das Gestrüpp oder die Oelbäume schimmern, mit welchen ihr Kamm bedeckt ist. Von der Höhe betrachtet, erscheint das weite Land dagegen als eine Reihe schwärzlicher, weiter Mulden, von deren Rand die Kette der hohen Dinara aufragt, unten grau, oben silbern.

Zwischen den schwarzen Mulden steigen die gelben, geradlinigen Wege zu den Hügeln an und durch das Gestrüpp winden sich braune, schmale Pfade, auf denen weicher zu gehen ist, als auf der steinübersäeten Fläche.

An mancher Stelle ist mitten im dunkeln Boden von den Winterregen eine kleine Pfütze übrig geblieben, welche einstweilen von den Bewohnern der Umgebung als Brünnlein benützt wird, bis sie unter der heißen Sonne versiegt. Aus ihr trinken auch die mageren Rinder, deren Fell viel mehr zottig und wollig ist, als das der Hornträger im Norden. Denn diese werden den Winter über in warmen Ställen gehütet, jene dalmatischen Rinder aber bleiben Jahr aus Jahr ein unter freiem Himmel auf ihren Einöden und die Natur schützt sie gegen die Kälte der Bora durch längere und dichtere Haare.

Viele der Weidegründe sind durch lange niedrige Hecken abgegränzt, welche von Dornen und zwei oder drei Arten von Sträuchern gebildet werden. Hie und da ist dieser Zaun von großen Steinblöcken niedergedrückt, welche Uebergänge bilden. Es ist in der That schwierig, die Schranke, obwohl sie kaum zwei Fuß hoch ist, an einer andern Stelle zu überschreiten, als an einer solchen. Die weit hinausragenden Dornzacken hemmen die Füße der Menschen und der Thiere.

Einzelne, gegen die Zerstörungslust der Bauern durch

beſondere Strenge geſchützte Gründe ſind auch mit immergrünem niedrigen Laubholz bedeckt. In dieſem Geſtrüpp ſingen Vögel und läßt ſich zur Frühlingszeit gar häufig die Stimme der Eule vernehmen. Schafe dürfen dort nicht weiden, wohl aber bemerkt man manchen magern, braunen Eſel, welcher, nachdenklich durch das Geſtrüpp hinſchreitend, ſein Futter ſucht.

Nahe an einer dieſer Dorneinfaſſungen ſaß ein Weib und hielt einen kurzen Spinnrocken in der Hand, von deſſen Werg es fleißig herabſpann. Seine Aufgabe war, die vielen Schafe zu hüten, welche auf dem weiten Steinfelde vor der Einfaſſung weideten.

Dieſe Frau ſah ungefähr ſo aus, wie ſich die Einbildungskraft des Volkes die „Peſtſchweſtern“, die „Kuge“ vorſtellt, die im Spätſommer das Land durchſtreifen und die Leute durch Fieber und anderes Unheil umbringen. Sie hatte Augen, ſo klein wie Schlangenaugen, krumme Füße und ſo dürre, lange Finger, daß die Hände Katzenpfoten glichen.

Nicht weit von ihr entfernt warf ein Hirt, welcher Rinder hütete, gelbe Steine von der Straße weg, zu den anderen Felstrümmern hinüber und mancher von dieſen Steinen flog ganz nahe zu den Füßen des ſpinnenden Weibes.

Dieſes hatte ſchon mehrmals zu dem Hirten hinüber gerufen, welcher ſich auf dieſe Weiſe die müßige Zeit durch Verbeſſerung der Straße vertrieb. Jener aber hatte nicht darauf geachtet und erſt als wieder ein großes, ſcharfkantiges Felsſtück faſt den Rocken getroffen hatte, und das häßliche Weib heulend aufſchrie, ſah er nach dieſer Richtung hinüber.

„Habe keine Angſt, Kata,“ ſagte er ſo laut, daß die Frau es hören konnte. „Dir thut kein Stein etwas. Du biſt bei Nacht in einen Brunnen gefallen und wieder herausgezogen worden. Du biſt die einzige, welche die Leute aus einem brennenden Haus gerettet haben, und ich glaube, wenn Dir auch dieß Stück da an den Kopf flöge, es machte Dir nicht mehr Beſchwerniß, als wenn ſich eine Mücke darauf ſetzte.“

Mit dieſen Worten warf er einen Block hinüber, der ſo wuchtig auf den Boden fiel, daß er die feuchte, rothbraune Erde einige Zoll tief aufwühlte und die naſſen Schollen auf das Gewand Kata's flogen.

Das Weib ſprang auf und wollte hinter der Dornenhecke Schutz ſuchen. Aber es blieb mit ſeinem Gewande in den ſchwarzen Zacken hängen und konnte ſich weder vor- noch rückwärts bewegen.

Der Hirt ſchlug ein lautes Gelächter auf und fuhr fort, die Alte zu bewerfen; dießmal aber nicht mehr mit Steinen, ſondern mit Erdklumpen, die er aus dem regennaſſen Boden mit aller Kraft ſeiner Finger losriß.

Kata ſchrie aus vollem Halſe, während die klebrige Erde auf ihrem blauen Rocke Schmutzabdrücke zurück ließ. Ihre Stimme klang wie das Geſchrei der Eule, welche ſich im Buſch verbirgt.

Wer weiß wie lange dieſes Spiel des Hirten gegen das hilfloſe Weib gewährt hätte, wenn nicht hinter dem Kamme des Hügels auftauchend zuerſt ein Gewehrlauf, dann ein Kopf und endlich die ganze Geſtalt eines ſchlanken und ſtarken Mannes zum Vorſchein gekommen wäre.

„Wid!“ *) rief dieſer, indem er ſeine Schritte beſchleu-
nigte, „laß die Hexe gehen! Was hat ſie Dir gethan?“

„Eh, Luigi“ entgegnete dieſer lachend, „ſeit wann
nimmſt Du Dich auch um ſolche Vogelſcheuchen an? Bei
der da iſt kein Lohn zu holen?“

„Seitdem ich Rondar**) bin“ ſagte der junge Mann,
der mittler Weile bis dicht zum Hirten heran gekommen
war, mit kräftiger Stimme. „Ich gehe nicht zum Zeit-
vertreib durch die Felder und habe auch kein ſolches
Faulenzer-Geſchäft wie Du.“

Mit dieſen Worten reichte er der Alten die Hand,
damit ſie, auf dieſe ſich ſtützend, ihr dickes Wollenge-
wand allmählig von den langen Dornen losmachen
konnte.

Kata war dieß bald gelungen, aber ſie beeilte ſich
nicht, die Hand des jungen Mannes, welche ihre langen
Finger fleiſchig umſchloß, wieder los zu laſſen. Schon
ſtand ſie auf dem Raſen neben der Mauer und
die Beiden hielten ſich noch immer gefaßt, als ob
ſie miteinander einen Tanz anzutreten im Begriffe
fänden.

„So Kata!“ ſagte der Rondar, „jetzt habe ich Dich
erlöſt. Und Du, Wid, laß mir nunmehr das Weib in
Ruhe. Sonſt könnte es geſchehen, daß der neue Arreſt,
den ſie beim Gensdarmerie-Poſten gebaut haben, durch
Dich eingeweiht wird.“

„Oho!“ rief der Hirt, „ein Rondar iſt noch kein
Capo-Villa.***) Und wegen eines Spaſſes nimmt man

*) Wid iſt der ſlaviſche Name für Veit.

**) Rondaren heißen die eingeborenen Sicherheitswachen.

***) Ortsvorſteher.

hinhielt, deren Glucksen wohl verrieth, daß sie leer war.

„Da, Kata, trink!“ sagte er nunmehr mit Stimme, die gutmüthig klang, „ich habe vorhin mit Dir getrieben. Du weißt schon, daß es nicht gemeint war von mir.“

Das Weib schaute den Hirten scheu an und zög das Gefäß in die Hand zu nehmen.

„Sieh, Kata, wenn unser Einer den ganzen so auf den Steinen heraußen sich herumtreiben fällt ihm leicht Allerlei ein, woran er zu Haus einmal denkt. Ich habe die Steine nur vorhin so im Zo herumgeworfen darüber, daß ich so wie ein altes Weib verzeih mir's, Kata — hüten soll, während ich viel lie dort unten auf dem See Enten schöße oder nach Sn schnepfen und Wildtauben auf die Jagd ginge.“

„Warum hast Du Erde auf mich geworfen, wie ich auf den Dornen da gestanden bin?“ erwiderte das Weib vorwurfsvoll.

„Das war wieder etwas Anderes“, sagte der Hirt, indem er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. „Hättest Du Dich selbst gesehen, wie sich Deine Kleider da eingehängt haben und wie Du Dich gestellt hast wie ein Fisch im Trockenen, hätteſt Du es gleich begriffen, daß es keine Sünde ist, Dich ein wenig zu necken. Trink nur, Kata, und seien wir wieder gute Freunde.“

Kata ließ sich bereden und setzte den wie eine Flasche gestalteten Kürbis an den Hals.

„Das schmeckt freilich besser, als die Bevanda in dem Wasserloch dort,“ sagte sie, indem sie auf eine Höhlung in dem braunen Erdboden hindeutete, groß wie eine Faust,

[illegible] bedeckt war, vermochte der Knabe [illegible] zuholen.

Die wolligen Rinder [illegible] [illegible] [illegible]

„Jetzt weiß ich's ganz genau, daß Du nur aus [illegible] sprichst. Er hat Dir gewiß seiner Lebtage nichts ge[illegible] Aber weil er in seinem Roudaren-Anzug mit dem v[illegible] Silber und Gold, das er sich auf sein Gewand und [illegible] Mütze genäht hat, den Dirnen besser gefällt, als Du in De[illegible] alten Jatscherma *) und Deiner Mütze mit den schwa[illegible] Glasperlen, das will Dir nicht taugen."

„Wer weiß denn, Kata," erwiderte der Hirt, in[illegible] er die Röthe, welche ihm in's Gesicht stieg, dadurch zu v[illegible] bergen suchte, daß er sich nach einem Stein bückte, um [illegible] einem seiner Rinder zu werfen, welches eben im Begr[illegible] war, in eine Reihe der schärfsten Felsrippen hinein [illegible] klettern, „wer weiß denn, ob ihnen der Talsanski gefällt?"

Das Weib warf verstohlen einen funkelnden Blick a[illegible] seinen Schlangenaugen auf den Hirten und sagte:

„Ich weiß auch nichts, Wid. Nur erinnere ich mich, daß ich vor ein paar Tagen das schönste Mädchen im Dorf dort unten beim Bach neben ihm stehen gesehen habe."

Wid ergriff abermals einen Stein und warf so ungeschickt hinüber, daß er nicht einmal die Straße erreichte, welche sich zwischen ihm und seiner Heerde hinzog.

„Laß doch die Rinder in Ruhe," sagte die Alte höhnisch. „Wenn man Dir zuschaut, möchte man Dich nicht für den Hirten halten. Geh, reiche mir Deine Flasche — der Wein ist wirklich besser, als das Wasser in meinem Regenloch."

„Und wer ist denn die schönste Dirne im Dorfe?" frug Wid, indem er Kata die Tikwa hinhielt, ohne ihr in's Gesicht zu schauen.

---

*) jaćerma, das kurze Wamms der Morlaken.

in deren ziemlich geräumiger Tiefe ſich Regenwaſſer angeſammelt hatte.

„Glaub es wohl, Kata. Das Ochſenhüten iſt wohl kein ſchweres Geſchäft, aber ohne mein Tikwa brächte ich es doch nicht fertig.“

„Das bildeſt Du Dir ein. Ich ſitze faſt das ganze Jahr über heraußen und arbeite dabei und bin zufrieden, wenn mir das Waſſer nicht ausgeht.“

Wid ſchüttelte den Kopf und nahm einen tüchtigen Schluck aus ſeiner Tikwa, wie wenn er damit ſagen wollte: „Rede was Du willſt, ich halte mich an dieß!“

„Plaudern wir ein wenig, Kata,“ fuhr er nach einer Weile fort, indem er ſich neben dem Weibe auf einen großen gelben Stein niederließ. „Ich überſchaue von hier aus meine Dutzend Rinder ſo gut, wie wenn ich in den Felſen dort drüben ſäße. Sag einmal, iſt daß nicht luſtig, daß ein Taljanski ſich als Rondar anzieht.“

„Warum ſoll der junge Burſch keinen Rondaren machen können?“ erwiderte die Alte, indem ſie abermals, dießmal unaufgefordert, zu der Tikwa griff.

„Warum? Weil ihn Jeder auslacht,. Ich wette, er hat es aus langer Weile gethan, damit er herumgehe und ſein Gewehr auf dem Rücken tragen und den Leuten zeigen kann, daß auch er etwas gilt. Es wirds ihm aber doch Niemand glauben.“

„Du biſt ihm neidig, Wid.“

„Ho!“ rief der Hirt, „auf was? Höchſtens auf ſein Doppelgewehr. Das Andere kann er Alles für ſich behalten, beſonders auch ſeinen Namen. Ich reiße mich gewiß nicht darum, der Sohn von einem wälſchen Wucherer zu ſein.“

Kata lächelte verſchmitzt und ſagte:

„Bruder, Seelchen,*) hätteſt etwa Du die D… nicht hinüber getragen, wenn ſie Dich darum ge… hätte?“

„Verflucht ſeiſt Du, alte Hexe! Konnte ſie etwa … weiter hinaufgehen, durch das Eichengeſtrüpp, bis dort… wo der Uebergang gemacht iſt? Könnt' ich nur g… von meinen Rindern weg in's Dorf! Ich bräuchte … alle um.“

„Laß' ſie noch eine Weile leben, Wid. Es iſt auch … gut für Dich, wenn Du Dich zeigſt, bevor der Zorn d… Rondaren vorüber iſt. Es könnte ſonſt die Prophezeiu… eintreffen, die er Dir gemacht hat, und Du müßteſt wirklich … das neue Gefängniß einweihen.“

Mit jedem dieſer Worte, welche das boshafte alte Weib … langſam ſprach, ſo langſam wie die Waſſertropfen irgend … einer der dürftigen Quellen des wüſten Haidelandes auf den … Fels fallen, ſteigerte ſich offenbar die Wuth des gereizten … jungen Mannes.

„Bezahl Dir's der Teufel, du Widina!“**) rief er roth vor Zorn und ſchleuderte die Tikwa weit in die Felſen hinein, daß ſie herumkollerte, wie eine müde Kanonenkugel.

Dann ſprang er ſchneller, als vorhin, wie er den Rondaren geneckt hatte, quer durch die Dornbüſche und über die Felstrümmer gegen das Dorf zu, deſſen kleiner Kirchthurm hinter dem Eichengeſtrüpp des nächſten Hügels verborgen liegt.

Kata lachte hinter ihm her und eilte, ſo raſch ſie ihre krummen Beine trugen, zu dem Kürbis hin, deſſen dichte

---

*) dušo, eines der gewöhnlichſten Liebkoſungswörter.

**) Hexe.

„Das weißt Du nicht?“ antwortete die Alte kichernd. „Rath einmal.“

„Kann ich's ſagen? Ich kümmere mich nicht um die Weibsleute. Einem Jeden wird die Seinige am beſten gefallen, mein' ich.“

Kata zupfte eine geraume Weile an ihrem Rocken fort, ehe ſie antwortete.

„Wenn Du's allein nicht weißt, was jeder Andere weiß, ſo muß ich Dir's ſagen, Wid. Die Cvieta iſt's, aus dem Hauſe Grabac.“

„Die Cvieta iſt's!“ rief der Hirt auffahrend. „Und die haſt Du bei dem wälſchen Hundeſohn ſtehen ſehen? Du lügſt Kata!“

Mit dieſen Worten erhob er den Arm über die gekrümmt ſitzende Geſtalt des Weibes, wie wenn die Fauſt jeden Augenblick auf deſſen Kopf herabfahren ſollte.

„Was gehen denn Dich die Weibsleute an?“ ſagte Kata mit heiſerem Lachen, während ſie ſich noch mehr zuſammen krümmte. „Wer will es der Cvieta verwehren, wenn ſie mit dem jungen Rondaren am Bache ſteht? Vielleicht hat er ſie durch das Waſſer getragen; denn es hat damals geregnet gehabt und das Waſſer iſt über die Steine gegangen, die hineingelegt ſind“.

„Ueber das Waſſer getragen!“ ſchrie Wid und ſtampfte mit ſeinen Opanken auf den durchweichten Boden, daß eine Spur, wie von einem kleinen Boote, ſich darin abdrückte. „Wenn das wahr iſt, ſo ſchieß' ich ihn mit ſeinem eigenen Gewehre nieder, wo ich ihn ſehe!“

---

*) Cvieta (ſprich: Zwieta), ein in Dalmatien ſehr gebräuchlicher Name, die „Blumige“, Flora.

verwickelte sich mit der Spitze seiner Opanken in dicht liegenden Halme und stürzte der Länge nach den glatten Grund.

Als er sich wieder erhob, war es ihm, als ob durch die Erschütterung, welche er verspürt hatte, nüchtert worden wäre. Er blieb stehen, sah nach Häusern des Dorfes hinüber, die nunmehr am E des Buschwaldes zum Vorschein kamen, faßte sich b Kopfe und murmelte vor sich hin:

„Bin ich nicht verrückt? Was soll ich beginn drüben bei den Häusern? Werden sie mich nicht aus lachen?"

Unschlüssig wandte er sich bald gegen das Dorf hin, bald gegen den Weg zurück, auf dem er gekommen war. —

Bald machte er einige Schritte nach dieser, bald nach jener Richtung.

Mit einem Male traf eine Stimme sein Ohr, welche vom Rande des Gehölzes her scholl.

Langsam, weder von Neugierde noch irgend einem andern Beweggrunde getrieben, ging er nunmehr dieser Stimme nach, wie wenn es ihm willkommen wäre, durch irgend einen Anlaß aus seinen Zweifeln gerissen zu werden.

Er folgte der Stimme.

Jenseits des Eichengestrüppes, auf dem Rasen, der sich zum Bache hinabzieht, jenseits welches das Dorf liegt, saß ein Mädchen zwischen den grauen, kugelrunden Büschen, die hier den ganzen Abhang entlang sich in fast regelmäßigen Entfernungen vom Boden abheben.

Es war eine schlanke, schwarzhaarige Dirne.

Wand dem Aufprall an dem Felsen widerstanden hatte. Sie packte ihn mit den Katzenkrallen und trank den Rest des Inhaltes mit einem Zuge aus.

„Der Narr!“ sagte sie laut vor sich hin, nachdem sie von der Anstrengung des tiefen Trunkes aufgeathmet hatte.

Mittlerweile rannte Wid, als ob hundert Verfolger hinter ihm her wären, durch die Steine und Dornen dem Hügel zu.

Selbst die Mauern, welche hie und da ein mühsam der Wüste abgerungenes Getreidefeld oder einen Weingarten einschließen, hielten ihn nicht auf.

Er sprang durch die [illegible] die glatt auf dem Boden herum liegen, [illegible] an eine Mauer kam, [illegible] sie wieder gegen [illegible] wüstes Land abfiel.

So erreichte [illegible] und dessen [illegible] jungen Eichenholzes [illegible]

Hie und da [illegible] holder-Baum [illegible] die noch [illegible] Buschwerkes.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

verwickelte ſich mit der Spitze ſeiner Opanken in die dicht liegenden Halme und ſtürzte der Länge nach auf den glatten Grund.

Als er ſich wieder erhob, war es ihm, als ob er durch die Erſchütterung, welche er verſpürt hatte, ernüchtert worden wäre. Er blieb ſtehen, ſah nach den Häuſern des Dorfes hinüber, die nunmehr am Ende des Buſchwaldes zum Vorſchein kamen, faßte ſich beim Kopfe und murmelte vor ſich hin:

„Bin ich nicht verrückt? Was ſoll ich beginnen drüben bei den Häuſern? Werden ſie mich nicht auslachen?“

Unſchlüſſig wandte er ſich bald gegen das Dorf hin, bald gegen den Weg zurück, auf dem er gekommen war. —

Bald machte er einige Schritte nach dieſer, bald nach jener Richtung.

Mit einem Male traf eine Stimme ſein Ohr, welche vom Rande des Gehölzes her ſcholl.

Langſam, weder von Neugierde noch irgend einem andern Beweggrunde getrieben, ging er nunmehr dieſer Stimme nach, wie wenn es ihm willkommen wäre, durch irgend einen Anlaß aus ſeinen Zweifeln geriſſen zu werden.

Er folgte der Stimme.

Jenſeits des Eichengeſtrüppes, auf dem Raſen, der ſich zum Bache hinabzieht, jenſeits welches das Dorf liegt, ſaß ein Mädchen zwiſchen den grauen, kugelrunden Büſchen, die hier den ganzen Abhang entlang ſich in faſt regelmäßigen Entfernungen vom Boden abheben.

Es war eine ſchlanke, ſchwarzhaarige Dirne.

Auf dem Kopfe trug sie eine reich mit Silber verzierte rothe Mütze, um das Mieder von gleicher Farbe hingen ihr zahlreiche Münzen aus Silber und Gold. Die Haare waren von goldenen Nadeln zusammengehalten. Sie hatte sich neben einem der grauen Büsche niedergelassen und suchte, über ihn hingebeugt, augenscheinlich nach Blumen.

In der linken Hand hatte sie bereits einen ansehnlichen Strauß gesammelt, welcher durch die Spenden der rechten langsam vermehrt wurde.

Vorzüglich waren es Veilchen, jene Blumen, welche das dalmatische Volk am meisten liebt. Heißen sie doch in seinem Munde ljubice, d. h. „Liebesblumen".

Während das Mädchen seinen Strauß vervollständigte, sprach es fortwährend, ohne daß Wid, der nunmehr den Rand des Eichengestrüppes erreicht hatte, zu unterscheiden vermochte, ob es mit sich selbst redete, oder ob in der Nähe irgend Jemand, ihm unsichtbar, der Blumensammlerin Gesellschaft leiste.

Mittlerweile kam der Hirt, dessen Schritte auf dem weichen Rasen nicht gehört wurden, immer näher.

Als er nur mehr wenige Schritte entfernt war und schon einzelne Worte des Mädchens, welches ihm den Rücken kehrte, unterscheiden konnte, tauchte plötzlich hinter den gelben Halmen hohen Riedgrases, ihm entgegen gewandt, ein anderes Mädchengesicht auf.

Kaum hatte sich dieses über die Spitzen des Röhrichts erhoben, als es einen lauten Schrei der Verwunderung ausstieß. Die Blumenpflückerin schnellte auf und auch das zweite Mädchen sprang hinter dem Röhricht hervor.

Dieses nahm zuerst das Wort:

„Da ſchau, Cvieta, da kommt Wid, der Hirt! Während ſeine Rinder Gras ſuchen, kann er uns helfen, Blumen pflücken. Er weiß vielleicht beſſer, wo wir ſie finden.“

Der Burſche betrachtete Cvieta und fand keine Antwort. Cvieta aber ſprach ihn lächelnd an:

„Es iſt wahr, was Maria ſagt. Du weißt wohl anzugeben, Wid, wo ich mehr Ljubice finden mag, als hier.“

Der Hirt beſann ſich eine Weile, dann erwiderte er:

„Du haſt Unrecht, Cvieta! Ich bin mit meiner Heerde den ganzen Tag auf dem Steinfeld und kümmere mich nicht darum, wo ſolches Kraut wächſt. Da iſt der wälſche Luigi, der ſchöne Rondar, der von der Frühe bis zum Abend ſein Gewehr überall herum ſpazieren trägt, der mag ſich beſſer darauf verſtehen.“

Die beiden Mädchen ſchauten ſich betroffen an. Der Hirt aber fuhr mit einer Stimme, die vor verhaltenem Zorne bebte, fort:

„Vielleicht wachſen die ſchönſten Ljubice dort unten am Bache, dort bei den Steinen, dort wo Du Dich von dem — Wälſchen haſt hinüber tragen laſſen. Wenn er Dich auf ſeinem Rücken geſchleppt hat, wird er Dir auch die Blumen ſuchen.“

„Du Narr!“ ſagte das Mädchen, welches Wid zuerſt gewahrt hatte. „Was wird Cvieta mit dem Rondaren zu ſchaffen haben? Geh' fort und laß' uns in Ruhe mit dem thörichten Gerede!“

„Ich rede thöricht,“ ſchrie der Hirt außer ſich, „weil ich meine Rede nicht gefällt. Der Sohn von dem wäl-

ſchen Betrüger, der meinen Vater um alle ſeine Oelbäume, um unſere Rebengärten gebracht hat, ſo daß ich jetzt den Hüter machen darf, und nicht nur meinen Vater, ſondern noch ein Dutzend redlicher Männer in den Dörfern bis zum Gebirge dort hinüber — der Sohn des Wucherers, der jetzt wie ein großer Herr in der Stadt lebt, während ſeine Mutter drüben in ihrem Gut auf dem Scoglio ein Schandleben führt, der Tagedieb, der iſt geſcheidt und ich bin der Narr! Es iſt gut, daß Ihr mich daran erinnert habt. Wir werden ſehen. Das Kraut aber, das Du da in der Hand trägſt, Cvieta, von dem ſoll er nichts zu ſehen bekommen, ſo lange ich da bin.

Mit dieſen Worten ſprang der Hirt auf Cvieta zu und hatte ihr, ehe ſie ſich wehren konnte, die geſammelten Veilchen entriſſen. Im nächſten Augenblick waren ſie von ſeinen breiten Opanken in den Boden geſtampft.

„Sagt ihm, daß ich's mit ſeinen wälſchen Knochen gerade ſo machen werde, wenn er mir wieder einmal auf dem Feld in die Hand rennt!“ ſchrie Wid noch den Mädchen nach, als dieſe voll Angſt gegen das Dorf davon liefen.

Am Abende dieſes Tages loderte über dem roſigen Velebit ein zweites, viel höheres Gebirge. Flammende Wolkenballen waren zu Gipfeln emporgethürmt, welche die höchſten Eiszinken dieſer Erde weit überragten.

Das ſind die „Wolkenſchlöſſer“ der Wila's, die auf den weitſchauenden Graten in unſterblicher Jugend ihr Daſein hinbringen.

Die wollige Heerde war in das Dorf zurückgekehrt, Wid aber nicht, wie ſonſt, von ſeinem Tagewerk ermüdet,

Der Hirt fuhr überraſcht einen Schritt zurück. Luigi aber ſchrie ihm lachend entgegen:

„Halt, guter Freund, diesmal geht es nicht, wie in den Skopce! Zuerſt den Capo der Rondaren verhöhnen und zuletzt gar noch bei Dirnen Drohungen gegen ihn ausſtoßen, das iſt noch nicht eingeführt bei uns. Einen Morlaken ſchießt man über den Haufen, wenn er nicht folgt wie ein Hund. Vorwärts, Bruder! Morgen kann ein Anderer Deine Ochſen hüten. Das iſt ohnehin die einzige Kunſt, die ihr verſteht.“

Wid zog raſch das Meſſer mit dem Beingriff, welches in ſeinem Gürtel ſteckte.

Der Rondar mochte dieſe Bewegung vorher geſehen haben, denn in dem nämlichen Augenblick krachte ein Schuß und Wid taumelte zurück.

In der Hüfte brannte das dichte Wollenzeug, mit welchem der Hirt bekleidet war, und drangen einige Tröpfchen Blut hervor.

Dieſes Schwanken benützte der Luigi, um ihn mit einem Schlag des Kolbens vollends niederzuwerfen.

Einen Augenblick ſpäter war der verwundete Hirt an den Händen gefeſſelt.

Der Rondar gab ihm einen Fußtritt in's Geſicht und ſagte:

„Es iſt ſchade, daß ich Cvieta und Maria nicht daher einladen kann. Morgen, wenn Du in der Keuche aufwachſt, kannſt Du die Veilchen ſpüren, die Dir mein Stiefel im Geſicht gelaſſen hat. Ich muß mich wirklich bei der alten Kata bedanken, daß ſie mir noch heute den Abend angegeben hat, wo Du zu ſprechen biſt.

chafe auf dem jenſeitigen ſteinigen Kamme des Hügels
n Dorfe führte.

Auch das Weib mochte ihn gewahrt haben, denn
n Kopf war nach der Niederung, nach dem Brunnen
ı gerichtet.

Aber es verſchwand raſch zwiſchen dem erſten Mauer=
rk des Dorfes, den rußigen Steintrümmern einer
itte, in welcher vor Jahren die Inſaſſen ſammt ihrem
ieh von Räubern verbrannt worden waren.

Wid blieb auf der ſteinernen Einfaſſung des
cunnens ſitzen, welche nunmehr, wie die erſten
terne hervortraten, auch von kaltem Thau befeuchtet
ırde.

In der Ferne entſtieg weißer Nebel dem Boden und
wurde ruhig auf der Haide. Die Glöckchen der Häm=
:l klingelten noch — ſonſt war es ſtill zwiſchen den
:rgen und dem Meere.

Bald warfen die Mauern mit ihren Dornen zackige
chatten in das gelbe Mondlicht auf der Erde.

Die Augenblicke vergingen, der Hirt verſpürte ihre
ucht nicht. Er war verſunken in das Leid, welches er
) ſelbſt ſchuf. Der Burſche, welcher den täglichen An=
:ck des Menſchen ertragen konnte, der auf ſeinem eige=
n Felde, durch Unrecht Herr geworden, ſchaltete, ver=
›chte nicht den Gedanken zu überwinden, daß Jener durch
ſtohlenen Putz und Flitter einer Dirne den Kopf verrückte.

Plötzlich blinkte ein bläulicher Streifen vor ihm auf.
: richtete den Kopf in die Höhe und gewahrte Luigi,
:lcher den Lauf ſeines Doppelgewehres gerade auf ſeine
cuſt gerichtet hatte.

Der Hirt fuhr überraſcht einen Schritt zurück. Luigi aber ſchrie ihm lachend entgegen:

„Halt, guter Freund, diesmal geht es nicht, wie in den Skopce! Zuerſt den Capo der Rondaren verhöhnen und zuletzt gar noch bei Dirnen Drohungen gegen ihn ausſtoßen, das iſt noch nicht eingeführt bei uns. Einen Morlaken ſchießt man über den Haufen, wenn er nicht folgt wie ein Hund. Vorwärts, Bruder! Morgen kann ein Anderer Deine Ochſen hüten. Das iſt ohnehin die einzige Kunſt, die ihr verſteht.“

Wid zog raſch das Meſſer mit dem Beingriff, welches in ſeinem Gürtel ſteckte.

Der Rondar mochte dieſe Bewegung vorher geſehen haben, denn in dem nämlichen Augenblick krachte ein Schuß und Wid taumelte zurück.

In der Hüfte brannte das dichte Wollenzeug, mit welchem der Hirt bekleidet war, und drangen einige Tröpfchen Blut hervor.

Dieſes Schwanken benützte der Luigi, um ihn mit einem Schlag des Kolbens vollends niederzuwerfen.

Einen Augenblick ſpäter war der verwundete Hirt an den Händen gefeſſelt.

Der Rondar gab ihm einen Fußtritt in's Geſicht und ſagte:

„Es iſt ſchade, daß ich Cvieta und Maria nicht daher einladen kann. Morgen, wenn Du in der Keuche aufwachſt, kannſt Du die Veilchen ſpüren, die Dir mein Stiefel im Geſicht gelaſſen hat. Ich muß mich wirklich bei der alten Kata bedanken, daß ſie mir noch heute den Abend angegeben hat, wo Du zu ſprechen biſt.

Ich bleibe nicht gern so lange schuldig, wie Dein Lump von einem Vater und ihr Morlakengesindel überhaupt. Jetzt magst Du's verspüren, wie's thut, wenn man Einem die Knochen in den Koth tritt. Es ist doch gut, daß ich keine Opanken trage, die wären zu weich, die spürst Du Morlak nicht. Komm, Bruder, gehen wir zu den Gensdarmen!

Wid erhob sich. Er wischte mit dem Aermel sein kothbeflecktes Gesicht ab und folgte dem Rondaren schweigend, ohne durch einen Blick, durch eine Geberde, durch einen Laut zu verrathen, was in ihm vorging.

Der Rondar schritt vergnügt hinter ihm her. Es war die erste Verhaftung, welche ihm gelungen war.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Nicht wahr, Bruder, das hat Dir wenig Vergnügen gemacht, wie Dir die Hexe erzählte, daß mich die Cvieta lieber sieht, als einen zerlumpten Bettler von Morlaken? Es hat Dir nicht gefallen, daß ich sie über den Bach getragen habe — schade, daß die Kata nicht mehr weiß! Ich sage Dir, Bruder, die Cvieta versteht es, die Arme Einem um den Hals zu legen — nicht blos, wenn sie über den Bach getragen wird. Auch die Maria braucht nimmer viel zu lernen — wenn's so fortgeht, unterhalte ich mich bald in dem Nest so gut wie in der Stadt."

Ein Klirren — ein Rasseln — ein Schlag und das Gewehr des Rondaren flog weit über die Steine in das Dornenfeld hinein.

Im nächsten Augenblick lag Luigi, von der Hand Wid's am Nacken umklammert, auf dem Boden.

Die Erwähnung von der Schande Cvieta's mußte

den Burſchen mit übermenſchlicher Kraft begabt haben. Die Feſſel war zerſprengt und lag neben dem Feinde.

„Ich will Dein Gewehr nicht, keuchte er ihm zu, während ihm von der überſtandenen Anſtrengung und vor Wuth der Schaum vor den Mund trat — „ich will nicht, daß Du zu Grunde gehſt. Du ſollſt die Cvieta haben — es wird eine Schanddirne werden, wie Deine Mutter, der jeder Knecht willkommen iſt, der Conteſſa!! Aber, was Du mir genommen haſt, davon ſollſt Du keine Beere mehr ärnten, keine Traube mehr und nicht mehr ſoviel Getreide, als Du mit einer Scheere herausſchneiden kannſt. Komm!“

Nunmehr zeigte ſich die überlegene Kraft des Morlaken. Er ſchleifte den Beſiegten weit, weit fort über die Steine.

Dieſer bat und winſelte, machte ungeheuerliche Verſprechungen, aber Wid hörte nicht mehr.

Durch die Dornen der Mauern zog er ihn, wie das Laſtthier einen Baumſtamm zur Sägemühle ſchleift.

Endlich gelangten ſie zu einer Stelle, an welcher die Steine ſeltener wurden und ein dichter Hain von Oelbäumen, die nunmehr im Licht des Mondes grüngolden und ſchweigſam da ſtanden, dichte Schatten warf.

„Siehſt Du, Sohn eines wälſchen Hundes, das iſt das Feld meines Vaters, das Ihr mir geſtohlen habt. Hier ſollſt Du bezahlt werden.“

Luigi ſah wohl ein, daß es unmöglich war, ſich gegen die verzweiflungsvolle Wuth dieſes Menſchen zu wehren. Seine Hände umklammerten ihn wie eiſerne Spangen. Er ließ ſich widerſtandslos zerren, wohin es Jenem gefiel.

Wid riß ihn ruckweiſe bis zum größten Oelbaum,

ch deſſen dichte Zweige das Mondlicht nur ſpärlich abfiel.

In einem Nu hatte er ſich ſeines langen rothen Gür-s entledigt und ſeinen Widerſacher ſo feſt um den Stamm s Baumes gebunden, daß er zu winſeln und zu ſtöhnen gann. Dann zog er ihm ſein eigenes ſeidenes Taſchentuch s der Jacke und verſtopfte ihm den Mund, daß er ſich icht einmal mehr durch leiſes Röcheln vernehmlich machen nnte.

Als er ſich noch einmal von der Feſtigkeit der Bande erzeugt hatte, rief er ihm ein „Auf Wiederſehen!“ in die hren, deſſen verhängnißvolle Bedeutung Luigi wohl be-reifen mochte, denn er begann zu zittern und ſich zu krümmen, ie nie vorher.

Etwa eine halbe Stunde ſpäter kam Wid in das livengehölz zurück. Diesmal aber trug er eine mäch-ge Säge.

Die ganze Nacht über knirſchte es in dem Gehölz.

Wid zerſtörte jeden einzelnen Baum ſo weit, daß es r mehr eines kräftigen Rucks bedurfte, um ihn zu Boden werfen.

Als es im Oſten licht zu werden begann, war die flanzung zerſtört, die Reben mit den Wurzeln ausgeriſſen d die wenigen Stellen, an welchen Getreide keimte, t den Steinen der umgeworfenen Mauern verſchüttet.

Es war ein Werk der Zerſtörung, welches in ſo wenigen tunden nur der Ingrimm verrichten konnte.

Zuletzt kam die Reihe an den Baum, an welchen igi angebunden war.

Dieſen ſchnitt der Wüthende vollſtändig ab, ſo daß er n Gebundenen mit ſich zu Boden riß.

„Jetzt bleibt mir nichts mehr übrig, Wälſcher, als Dir den Knebel aus dem Munde zu reißen, damit Du von mir erzählen kannſt. Dein Gewehr aber, das nehme ich mit mir hinauf auf den Welebit zu den Räubern. Es iſt ja das Gewehr von einem Räuber geweſen, der aus einer ſchlechteren Brut abſtammt als irgend Einer von denjenigen, die auf dem Gebirge hauſen.“

Damit verließ er den ächzenden Luigi.

Was weiter geſchah, iſt in wenigen Worten geſagt.

Der Sohn des wälſchen Wucherers iſt jetzt kein „Sonntagsrondar“ mehr, ſondern tritt zu Zara das Pflaſter. Auch Evieta lebt in der Stadt, gehört aber nicht zu ihren „Blüthen“. Wid aber lebt in der That auf dem Welebit mit den Verbannten des Geſetzes und wird wohl nicht eher Ruhe finden, bis ihn die Kugel eines Gensdarmen erreicht.

Vierzehntes Capitel.

An der kroatiſchen Gränze. Eine Inſel in Quarnerolo. Schluß.

Wir haben bereits früher Nona erwähnt, das ſlaviſche Nin, welches, von übelriechenden Sümpfen umgeben, auf einer braunen Haide liegt und zum größten Theile aus Trümmern beſteht, in welche ſeine heutigen weißen Häuſer wirr hinein gebaut ſind. Es iſt eines der am meiſten troſtloſen Schauſpiele in dieſem troſtloſen Lande.

So weit das Auge reicht, findet es keinen Gegenſtand, auf welchem es befriedigt ruhen kann, als das hohe Gebirge im Nordoſten. Auf ihm wechſeln die Farben,

...nn der brennende Himmel selbst wundelnd über der ...de zu liegen scheint.

Während die graue Farbe des Steinmeeres und ...s Braun der Sumpfwüste nur hie und da von der Gestalt eines weidenden Thieres unterbrochen wird, zieht ...r Glanz auf der hohen Warte hin und her. Mit dem Steigen des Gestirnes werden die Bergbalden dunkler, während der Schnee über ihm sich zu blendenderem Schein anfacht. Das ist die Feier des Mittages.

Der abscheulichste Theil von Roma ist jener, welcher außerhalb der Stadtmauern am Eingange zu der Landzunge steht, auf deren äußerster Spitze sich das jammervolle Dorf Brerilacqua befindet. Die mörtellosen, nicht mit Kalk überstrichenen grauen Wände der mit Dornen umgränzten Hütten, das Trümmerähnliche sämmtlicher Ansiedelungen, die Skelette von Hunden, welche die Vorübergehenden stumpfsinnig betrachten, der ekelerregende Sumpfgeruch, welcher im Sommer die verderblichen Fieber erzeugt, die verkümmerten, fahlen Gesichter der Menschen — das Alles scheucht den Fremdling. Jetzt im Frühjahre ist es noch das Geschrei der neugebornen Lämmer, das hinter jeder Mauer hervordringt, welches die dumpfe Ruhe des Fieberlandes unterbricht — selbst dieses Geschrei dünkt uns, wenn wir es längere Zeit hindurch vernehmen, ein fortwährender Weheruf. Die elenden Thiere klagen sicherlich nicht mit Unrecht; denn was sind die Dornen und das Gras, nicht viel höher als eine Moosschicht, das in diesen Wüsten gedeiht, gegen die saftigen Wiesen und Kleeanger, auf welchen die Lämmer im Frühling der deutschen Alpen umherspringen?

Weiter gegen das Meer hinaus verschwinden all-

mählich die Steine von den Feldern und an ihre Stelle tritt ein gelber, blendender Sandboden, vielleicht früherer Meeresgrund. Das ist der Einbildungskraft des Dalmatiners das anmuthigste Gefilde: „lipo polje brez kamena," „der schöne Grund ohne Steine", und der Wanderer erlebt es wohl, daß er, in Begleitung irgend welches Menschen über solche Fläche dahinschreitend, von diesem hundert Ausrufe des Entzückens zu hören bekommt. Aus der schauerlichen Steinfläche ist auf einmal eine gelbe sandige, lehmige, unabsehbare Haide geworden, auf welcher in der Ferne die Scoglien von Uglian und Pasman aufzuliegen scheinen, die doch durch einen breiten Meerarm von ihr getrennt sind.

Auch hier blühen die Veilchen unter dem Dornengestrüpp, das in kugeligen Ballen aus dem Sande hervorsteht — selbst die Sandhaide erhält ihr Geschenk vom Frühling, der von Süden allmählich weiter und weiter vordringt und endlich auch jene Schneeberge überschreiten wird, hinter welchen die kroatischen Buchenwälder noch unter der Last der eisigen Flocken seufzen.

Auch die Vorberge des Welebit scheinen dort, wo sie das Meer berühren, beschneit zu sein, es ist aber nur die Oede ihres Gesteins, welche ihnen im Sonnenlichte den trügerischen Glanz verleiht.

Bei den Hütten von Prewlaka (woraus man den italienischen Namen Brevilacqua gebildet hat) ergab sich mir auch die Gelegenheit, die Weise zu beobachten, in welcher man zwischen den Inseln und auf den Einöden die Post befördert.

Es kam ein altes, kränklich aussehendes Weib daher,

welches mit vieler Mühe den ledernen Sack, welcher die Post einschloß, auf dem Kopfe trug.

Dieses Weib ließ sich ermattet auf einem Schmutzhaufen vor einer mit Dornen eingefriedeten Hütte nieder und warf den Sack vor sich auf den Boden. Eine Anzahl von Ferkeln kam sofort herbei und beschnüffelte das Leder.

Neben den Dornen saß ein langhaariger Bursche mit breit geschlitzten Augen, niedriger Stirn und aufgeworfener Nase im Morlakengewand, der Nachfolger des Weibes, derjenige. welcher den ledernen Sack aus ihren Händen zu empfangen und wiederum einige Miglien weiter zu befördern hatte. Dieser Bursche zog, bevor er seinen Weg antrat, die breiten Opanken von den Füßen und klopfte sie auf den Steinen aus, daß der zimmtbraune Staub der Haide, der sich in ihnen angesammelt hatte, wie eine Wolke in die Höhe stieg.

Obwohl der Bursche klein war, mußte er sich doch bücken, wenn er unter dem Strohdach zur Thüre in die Hütte hineinging, aus welcher beizender Rauch hervordrang. Dieser Rauch zog sich langsam um einen der von den Slaven prizd genannten Bäume, dessen rothe Knospen eben im Aufbrechen waren.

Ich benützte die Gelegenheit, mit dem Burschen, der, an dem Scoglio von Pontadura vorüber, nach der Insel Pago übersetzen mußte, in einem Fahrzeuge über das Meer zu kommen. Das Weib bat ihn, bevor es seinen Rückweg nach Prewlaka antrat, er möge ihr ein wenig etwas zu essen geben, weil es von dem Wege hungerig geworden sei.

Darauf zog er aus seiner Tasche graues, stein-

hartes Gerſtenbrod und einen langen Stengel Knoblauch, für welches großmüthige Geſchenk ſich das Weib in einer Menge laut ausgerufener Dankſagungen erging.

So wanderte ich denn mit dem langhaarigen Poſtboten über die braune Haide.

Es iſt dort weit und breit nichts zu ſehen, als der ferne blaue Saum des Meeres und das graue Gebirge, deſſen Falten und Schluchten immer näher treten.

Insbeſondere ſind es die Furchen unter der hohen Spitze des Sweto Berdo (Monte Santo), welche nunmehr dem Auge ganz deutlich erſcheinen. In ihnen, den fruchtbaren Steinriſſen, rinnen jene Bäche von den Schneefeldern herab, die gegenüber von Caſtel Venier, bei Starigrad und Seline den engen Meercanal erreichen.

Da, wo dieſe Bäche in die ſteilen Schluchten treten, nimmt das Auge einen breiten ſchwarzen Streifen wahr.

Dieſer Streifen iſt eine Erſcheinung, welche im Lande Dalmatien ſchwerlich ihres Gleichen hat — ein Urwald von hochſtämmigen Buchen und Schwarzföhren, an welchen noch niemals ein Beil angeſetzt worden iſt. Stämme, welche der Wind geknickt hat, werden von Zeit zu Zeit dort in den Schluchten hinabgetriftet. Man nennt deshalb die beiden Schluchten, durch welche ſolche Stämme herabgeworfen werden und von welchen man eine große und eine kleine unterſcheidet, die Welika und die Mala Paklinica.

Jetzt, in der Frühlingszeit, iſt es unmöglich, durch ſie zu dem ſchwarzen Streifen der Buchen und Schwarzföhren hinauf zu klettern. Denn das Waſſer rieſelt jetzt ſo reichlich aus den Schneefeldern nieder, daß es die

ganze Breite der Schluchten ausfüllt und, was ein Emporklimmen noch mehr erſchwert, fortwährend Felsblöcke und Steine von dem lockeren Geſchiebe mit ſich zur Tiefe reißt.

Jenſeits des Gebirges aber, dort hinter den ſcharfgratigen Kämmen von Carlopago, auf dem Boden der ſogenannten kroatiſchen Militärgränze, hat man nur wenige Stunden zu gehen, um Urwälder von gewaltiger Ausdehnung zu finden. Dort, bei Bruſſane beiſpielsweiſe, gleich am jenſeitigen Fuß des Gebirges, ſtehen Buchen, Tannen und Fichten, im wirren Dickicht, durch welches ſich der Menſch mit großer Mühe Bahn bricht.

Dort ſprudeln im Walddunkel mächtige Quellen klaren Waſſers, dichte Strahlen kommen aus dem Boden hervor und viele von ihnen ſind an jener Stelle, wo ſie am Rande des Waldes zu Tage treten, ſchon in weißen Marmor gefaßt — ein Anblick, welchen wir Deutſche nur in unſeren Märchen und den Dichtungen der romantiſchen Schule genoſſen haben. So ſieht es dort jenſeits des Gebirges aus. Hier aber, auf der Haide, ragt nichts hervor als das kleine Gemäuer einer verwitterten Capelle, das in der klaren Luft wie ein ſchwarzer Lavablock auf dem Boden liegt.

Mein Begleiter, der Träger des Sackes, ſtieß hier ein langgezogenes Geheul aus, auf welches hin plötzlich, wie dem Boden entſtiegen, eine zerlumpte Geſtalt zum Vorſchein kam, welche in einiger Entfernung von uns die gleiche Richtung nach dem Meere einſchlug. Als wir den Strand erreicht hatten, fanden wir den herbeigerufenen Mann damit beſchäftigt, einen langen Zoppolo, der auf dem Schlamme lag, mit aller Anſtrengung in das Waſſer hinein zu ſchieben.

Es gelang ihm aber nicht, ſo ſehr er auch keuchte und die Arme gegen die Wand des Fahrzeuges ſtemmte.

Auf ſeinen Ruf „pomožte!“ (helft!) mußten wir Beide unſere Kraft zu der ſeinigen geſellen, um den Zoppolo flott zu machen.

Dieſes Fahrzeug ſieht folgendermaßen aus.

Es iſt meiſt aus einem Stamme gefertigt und läuft gegen den Kiel ſo ſpitz zu, daß es im Ganzen Aehnlichkeit mit einer Erbſenſchote hat. Seine untere Fläche iſt ſo ſchmal, daß ein Menſch, welcher ſich in ihm niederſetzt, ſich zwiſchen den beiden Seitenwänden eingekeilt befindet.

Eine lange Stange liegt quer über den Bordrändern befeſtigt. An den beiden äußerſten Enden dieſer Stange verbinden ſich die Kerbhölzer, in welchen ſich die mehrere Klafter langen Ruder bewegen. Durch dieſe Vorrichtung wird der ſchwanke Zoppolo, wie durch eine Balancirſtange, im Gleichgewicht erhalten und es ſoll in der That noch niemals geſchehen ſein, daß ein ſolcher von den Wellen verſchlungen wurde.

Dagegen unterliegen die in dem ſchwanken Fahrzeug befindlichen Menſchen bei ſtürmiſch erregtem Meere leicht der Gefahr, aus ihm heraus zu fallen. Solchem Schickſal vorzubeugen, pflegen ſich die Bedrohten an demſelben in irgend einer Weiſe zu befeſtigen, wodurch ſie allerdings ein hilfloſes Spielzeug der Wellen werden und auf die Lenkung des Bootes verzichten, dagegen aber außer dem Mißbehagen, welches die hereinſchlagenden Waſſer verurſachen, wohl kein ſchlimmeres Leid zu befürchten haben.

Man erzählte mir von einem Manne, welcher auf ſolche Weiſe von einer der Inſeln ab bis zum Geſtade von Ancona getrieben wurde, und von einem andern Falle, in

welchem ein Verzagter, der den Untergang des Zoppolo nahe an der Küste für bevorstehend hielt, ins Waſſer ſprang und in der Brandung ertrank, während Weiber, die weniger Entſchloſſenheit beſaßen, ſich mit ihren langen Haarflechten an dem Querholze feſtbanden und ungefährdet mit dem Fahrzeuge auf's Trockene geworfen wurden.

Indeſſen werden immerhin die Meiſten, wenn ſie zum erſten Male auf einem ſo elenden Fahrzeuge in eine mehr oder minder bewegte See hinausfahren ſollen, eine Weile zögernd ſtehen bleiben und ſich die Vorrichtung näher betrachten.

Doch der Zoppolo iſt, wie geſagt, das gewöhnliche Verkehrsmittel zwiſchen den Inſeln und ſo werden es die Anderen machen, wie ich bei dieſer und manch' anderer Gelegenheit, und getroſt hineinſpringen.

Wer das Meer nicht vom Strande aus beobachtet hat, wenn es von einer heftigen Bora aufgewühlt wird, hat eine ſeiner merkwürdigſten Erſcheinungen nicht geſehen.

Der losgeriſſene Waſſerſtaub, welcher darüber hinſprüht, die klaffenden Wellenthäler, die endloſen Schaumreihen ſind wohl Dinge, welche jeder andere Sturm nicht minder hervorbringt als die Bora. Unter dem blendenden Glanze des klaren und wolkenloſen Himmels aber, unter welchem die Bora ihre ſtärkſte Gewalt entwickelt, entſteht ein Reiz des Sehvermögens, auf welchen ich in anderer Weiſe ſchon mehrfach angeſpielt habe.

Es iſt kein Zufall, keine mit der Wirklichkeit in Widerſpruch ſtehende redneriſche Uebertreibung, wenn von manchen griechiſchen Dichtern, insbeſondere von Homer, das Meer als „purpurn" geſchildert wird.

Sei es durch jene Wirkung, welche man in der Optik

den Reiz der „completirenden Farbe“ nennt, oder geschehe es aus irgend welcher anderen Ursache, unter dem heiteren Himmel des Südens erscheinen die Farben des Meeres, besonders dort, wo es gegen einen fernen Felsenstrand wallt, gar häufig von einem tiefen Roth gesättigt, welches mitunter auch wie ein Nebel im Schatten jener Felswände über dem Wasser zu schweben scheint.

An den prachtvollen Sommertagen, in welchen die unbeschreibliche Farbenglut des Südens die Bergufer der italienischen Seen verklärt, habe ich auch auf diesen mitunter einen purpurnen Schimmer am Rande der Wasserfläche und eines entfernten, beschatteten Felsgestades sich hinziehen gesehen. Während unserer Wanderungen in Dalmatien machte ich auch zu verschiedenen Malen darauf aufmerksam, wie dieser rothe Schein im und über dem Meere sich am hellen Tage auch den dunklen Felswänden selbst mittheilt und sie in einen märchenhaften Glanz hüllt.

Das Alles, so schwierig zu erklären es sein mag, ist etwas Gewöhnliches nnd kann an jedem der zahlreichen Sonnentage dieser hellen Länder gesehen worden

Seltener aber und noch weit überraschender ist die Steigerung dieser Erscheinung, welche man bei wüthender Bora wahrnimmt.

Zerreißt und zerfetzt ein solcher schneidender Sturm die Oberfläche des Wassers, so erscheint dem Auge des Beobachters ein dunkelrothes sprühendes Wirrsal, als ob es nicht Wellen sondern Flammen wären, welche der Sturm peitscht. Der Schaum glänzt in der Farbe glühender Kohlen, die wässerigen Staubsäulen gleichen den Rauchwolken, welche ein nächtlicher Brand durchglüht. Das Meer scheint nicht *unter* dem Winde, sondern über der Gluth eines Feuers zu

ſchäumen, welches zeitweilig in ſprühenden Wirbeln aus ihm emporlodert.

Das iſt wohl einer jener Anblicke, über welche der Neuling auf dem an glanzvollen Erſcheinungen reichen Elemente am meiſten erſtaunt.

Der Zoppolo arbeitete ſich mühſam durch alle dieſe Herrlichkeit und wir gelangten durchnäßt an das jenſeitige Geſtade, das ſteinige Ufer der dalmatiſchen Inſel Pago, welche ſich längs der kroatiſchen Küſte weit gegen Norden in die unruhigen Gewäſſer des Quarnerolo hinein erſtreckt und von der nördlichen Inſel, dem ölreichen Arbe, nur durch einen ſchmalen Meerarm getrennt wird.

Drüben hieß mich mein Begleiter warten, bis ſein Gefährte aus irgend einer der zwiſchen den Steinblöcken verſteckten Hüttenein Pferd herbeigeholt haben würde. Alle Betheuerungen halfen nichts, ich mußte mich darein fügen, daß der Gaul zur Stelle gebracht wurde. Es ſei unmöglich, auf den Steinhalden bis zur nächſten Anſiedlung, dem Dorfe Poljana, zu Fuß zu gehen, hieß es.

Das Pferd, eine nachdenkliche Jammergeſtalt, erſchien, nichts deſtoweniger aber nahm ich von ſeiner Ankunft Umgang und ſchritt rüſtig durch die abſcheuliche Steinhalde bergan. Hätte ich voraus gewußt, wie gräulich dieſe Wüſte von zertrümmerten Felsblöcken ſich weiter landeinwärts geſtaltet, ich hätte vielleicht doch nachgegeben und das armſelige Thier mit meiner Laſt beſchwert, um ſo mehr als demſelben meine Zurückhaltung nichts geholfen hatte, da der Morlak mit ſeinem Poſtſack ſich darauf niederließ und es durch fortwährendes Schreien und Schlagen zum Trott durch die Wüſte zwang.

Wenn man das Land Dalmatien durchwandert, gelangt

man faſt an jedem Reiſetage in Einöden, bei deren Anblick man ſtille ſteht und ausruft: „Das iſt ſicherlich die gräßlichſte Steinwüſte im Lande!“

So dachte ich mir in der Boraja, ſo auf dem Berge Biokowo zwiſchen Makarska und Wergorac, ſo beim Aufſtieg zum ſchwarzen Berg, ſo auch hier an der Südſpitze von Pago.

Aber die Wandererfahrung lehrt, daß immer wieder neue und noch ſchrecklichere Wüſten gefunden werden, und es iſt ſicherlich zweifelhaft, wo die düſteren Eindrücke am allerſtärkſten wirken, in den Felsklippen der Bocche oder auf den ſteinigen Gefilden der Küſten und der Scoglien.

Während wir uns mühſam durch das Geſtein fortbewegten, kam uns plötzlich der kleine Eſel nachgelaufen, welcher gewöhnlich den Boten mit ſeiner Poſt zu tragen pflegt. Der Mann ſetzt ſich ſonſt bei der Ankunft am Felsufer immer auf dieſes bereitſtehende Laſtthier und benützte heute nur das für mich herbeigeholte Pferd, neben welchem er antreibend hergegangen wäre, weil ich ſelbſt es ausgeſchlagen hatte. Der Eſel aber folgte der alten Gepflogenheit, um dieſe Stunde nach Poljana zu traben und begleitete uns munter über Stock oder vielmehr über Fels und Stein.

Die Wüſte ſcheint in der That unabſehbar, weil der Boden ſtetig anſteigt und die Profile immer knapp vor uns ſcharfkantig vom Geſichtskreiſe des Himmels begränzt werden.

Hie und da hat ſich in einer Vertiefung eine Pfütze von Regenwaſſer angeſammelt, aus welcher ſchlammige Steine hervorragen. Da es nirgends einen Gegenſtand gibt, an welchem man in der Entfernung den Umfang von

Körpern vergleichend messen könnte, so lassen sich mitunter in den Fernen des Gesichtskreises die Körper der Thiere, welche Grashalme zwischen den Steinen suchen, nicht genau erkennen und es ist mir in den dalmatischen Wüsten mehr als einmal begegnet, daß ich in solcher Weite Schafe für eine Rinderheerde hielt und umgekehrt.

Alles um uns herum ist aschengrau — die Steinflächen und der kahle Welebit selbst, welcher hart auf ihr aufzuliegen scheint, obwohl er durch einen Meerarm von ansehnlicher Breite getrennt ist. Nicht ein grüner Fleck unterbricht die Todtenfarbe und man fragt sich mitunter, wie es wohl den Schafen gelingen mag, auf solchem Boden noch die allerkärglichste Nahrung zu finden.

Plötzlich erscheint abermals das Meer, von welchem eine schmale Bucht mitten in die Wüste hineinzüngelt. Durch den Gegensatz der leblosen grauen Farbe erscheint es hier viel tiefer blau als draußen, und ich wüßte keinen Edelstein und keinen Färbestoff, welcher sich in dieser Hinsicht mit der Oberfläche des Meerwassers, welches ruhig in ein solches Steinbett eingezwängt ist, vergleichen ließe.

Wir haben mehrmals gesehen, wie auf dalmatischem Boden die geschilderten Wüsten und fruchtbare oder doch wenigstens mit Pflanzen bedeckte Gründe hart aneinander stoßen, ohne daß sich in der Bildung des Bodens hiefür irgend welcher Grund entdecken ließe. So ist es denn auch auf Pago.

Gleich neben der Meerzunge beginnt wieder grünes Land, von Tümpeln unterbrochen, auf welchem das gewöhnliche Gewächs dalmatischer Brachfelder und Weidegründe, der grüne Ginster, von den Slaven žukva genannt, üppig gedeiht.

Am äußerſten Rande dieſes grünen Gefildes, dort wo es wieder an eine jenſeitige Steinfläche gränzt, ſteht das Dorf Poljana, bei deſſen Schilderung ich abermals etwas ausführlicher verweilen werde, weil, wer ſich die Einzelnheiten in einer einzigen ſolchen Anſiedlung betrachtet hat, behaupten kann, er habe deren hundert geſehen.

Ich ſuchte mir die am wenigſten ſchmutzig ſcheinende Hütte und beſchloß darin zu übernachten, weil die Kräfte zur Durchſchreitung einer zweiten Steinfläche heute nicht mehr ausreichen wollten.

Der Leſer wird wohl ſchon aus den bisherigen Schilderungen ſich die Meinung geholt haben, daß Dalmatien ein Land ſei, in welchem man Empfindelei und dergleichen verlernen muß.

Dennoch aber wiederholt ſich eine gewiſſe Anwandlung faſt jedesmal, wenn die nämliche ſchmutzige Hand, welche eben noch auf dem Kopfe der Schweſter oder Mutter jagte, einen Augenblick darauf ſich in den Wein taucht, den ſie uns in einem unfläthigen Gefäße vorſetzt.

Auch der Blick in die nächſte Umgebung erheitert nicht immer, vorausgeſetzt, daß der beizende Rauch, welcher in der Regel die Hütten erfüllt, uns überhaupt irgend welche Anſtrengung des Sehvermögens geſtattet. Denn die Morlaken ſind noch nicht auf die Idee eines Kamines gekommen, ja brechen ſich nicht einmal ein Loch in ihr Dach, um den Rauch entweichen zu laſſen, ſondern ziehen es vor, in denſelben eingehüllt dazuſitzen, vermuthlich, weil ſie die Meinung hegen, daß der Qualm ſie warm hält. Daß ihnen die Augenlider davon roth gebeizt werden und ſo viele triefäugig herumlaufen, das ſtört ſie nicht in ihrem Brauche.

Die Kinder kauern in der Aſche neben dem Feuer, von dem der dicke, kreoſothaltige Brodem beklemmend ſich in der Hütte ausbreitet, ſo daß unſer Einer es ſich nicht vorzuſtellen vermag, wie es möglich iſt, ſo eine Viertelſtunde auszuhalten, geſchweige denn Tag und Nacht, wie die Kinder.

Denn die Nacht unterſcheidet ſich für ſie vom Tage nur dadurch, daß ſie in der nämlichen Aſche liegen, in welcher ſie den Tag über ſitzen.

Neben den Kindern liegen auch junge Zicklein, welchen es bei der warmen Glut mehr behagen mag, als draußen in der ſchneidenden Bora.

Zu der Thüre gehen die Schweine als geſchätzte Hausthiere aus und ein; in einem Haufen von Wurzelwerk, welches als Brennholz übereinander geſchichtet in der Hütte liegt, hauſen die kletterluſtigen Hennen und Skelette von Hunden und Katzen drängen ſich an den Fremdling, der ſein mitgebrachtes Mahl verzehrt.

Es iſt mir bei ſolcher Gelegenheit mehr als einmal begegnet, daß die Mütter, als ſie bemerkten, daß ich mein Fleiſch mit den Thieren theilte, mir wehklagend ihre Kinder entgegenhielten und jammerten, ich möchte doch lieber dieſen von der köſtlichen Speiſe etwas zukommen laſſen.

Auf die Nachricht, daß hier ein Fremder eingekehrt ſei, haben ſich im Hofe ſofort einige durchziehende kroatiſche Bettler eingeſtellt, welche ſteif und unverwandten Blickes den Glücklichen betrachten, der ein Stück Fleiſch aus ſeiner Taſche gezogen hat. Auch dieſe ſind Jammergeſtalten, wie man ſie nur in den ſüdöſtlichen Ländern Euro-

pa's ſieht, aber das menſchliche Elend hat, wie wir ſehen werden, in ihnen noch nicht ſeinen Höhepunkt erreicht.

Bei ſolchen Anblicken empfindet es der Schriftſteller peinlich, daß ihm nicht die Möglichkeit gegeben iſt, ſein Werk von Photographien begleitet erſcheinen zu laſſen. Solche Photographien müßten vor die Augen der Gewaltigen gebracht werden, welchen das Schickſal eines Landes anvertraut iſt.

In der benachbarten Hauptſtadt Zara wimmelt es von Commandos, Militärſtellen, Uniformen jeder Art.

Neben dieſen Uniformen aber ſchauen die Menſchen und ihre Wohnhütten ſo aus, wie ich ſie geſchildert habe, herrſcht thieriſche Verwahrloſung, Laſter und Blödſinn.

So kommt es, daß der arme ſlaviſche Bauer von dem „Staate", dem er angehört, nichts ſieht, als den Steuereintreiber und den Soldaten. Sonſt wird er von der Cultur keineswegs behelligt und Niemand beläſtigt ihn mit übertriebener Bevormundung. Beiſpiel davon etwa ein ungefähr achtjähriges (!) Mädchen, auf welches ich gelegentlich einmal auf der Straße deßhalb aufmerkſam gemacht wurde, weil es ſchwarze Lippen hatte, als ob es eben Kirſchen verzehrt hätte. Wie der Arzt, der damals mit mir ging, ſogleich entdeckte, war das Geſichtchen von allgemeiner Syphilis angefreſſen. Um ſolche Kleinigkeiten aber kümmert ſich Niemand. Dalmatien exiſtirt meiner Anſicht nach nur, um einige tauſend Soldaten darin zu unterhalten, welche ſich von nun ab zeitweilig ihrer Haut zu wehren haben, damit ſie nicht von einigen Hunderten unwiſſender und verwahrloſter Bauern in's Meer getrieben werden.

Nichtsdeſtoweniger entſteht aber jedes Mal gewal-

tiges Staunen, wenn man an der Donau vernimmt, daß ein Theil dieſer Leute, von Zeit zu Zeit ſeine „Staatsbürgerſchaft“ unbequem findet. „Auf ſolche Gedanken kann freilich nur ein Barbar kommen.“

Kehren wir nach Poljana zurück.

Nach einiger Zeit meiner Anweſenheit verjagte mich der Qualm aus der Hütte und ich ging zu den Bettlern in den Hof hinaus, wo einige verkümmerte magere Rinder nach den auf den Steinen verſtreuten Strohhalmen ſchnupperten.

Bald kam die Dämmerung und die Litaneiglocke rief die Leute zur Ruhe.

Die Familie legte ſich in die Aſche, ich aber auf eine Decke, die ich dem Leſer nicht beſchreiben will. Der Realismus der Darſtellung dürfte empfindlichen Gemüthern zu grob erſcheinen.

Am nächſten Morgen hatte ſich die Bora gelegt und ein ſonniger Tag lag über dem Unglückslande.

Trotz des Sonnenſcheines gaben die noch dürren Blätter des Eichengeſtrüpps vor dem Dorfe, gleichfarbig mit der gelben Oede, der Ausſicht eine wenig erquickliche Stimmung.

Mit dem Tage begann abermals das Anfüllen der Hütte mit beißendem Qualm. Die Zicklein, die Hunde und die Katzen drängten ſich wieder zur Flamme, die trübe aus einem angezündeten Wurzelſtock emporſchlug. Die Schweine gingen wieder aus und ein und die Rinder ſetzten ihre unfruchtbaren Nachforſchungen nach Strohhalmen fort.

Nichts iſt vielleicht bezeichnender für die Armuth, in welcher ſich das Volk befindet, als die Erfahrung, die

mir bei dieſer und anderer Gelegenheit der Zufall in die Hand gab.

Es handelte ſich der Umwechslung einer Fünfguldennote wegen darum, vier Guldenzettel in den etwa zwanzig Häuſern des Dorfes aufzutreiben. Dieſer Verſuch aber ſcheiterte ganz und gar. Aus jeder der niedrigen ſtallgleichen, raucherfüllten Hütten kamen die Leute mit ihren Beutelchen voll Kupfermünzen zum Vorſcheine, aber Niemand beſaß auch nur annähernd den gewünſchten Betrag.

Der Bauer hatte mir zwar im Vorhinein angerathen, ſogleich zum Geiſtlichen zu gehen, ich aber wollte gefliſſentlich durch einen ſolchen Verſuch mich belehren. Natürlich war es der Geiſtliche, welcher der Verlegenheit ein Ende machte.

Der Weg von Poljana bis zum Dorfe Pago geht vorerſt wieder durch Trümmerhalden und gelangt allmählig zu einer Meeresbucht, an deren Rand ſich ſchwarze Sumpfſtrecken, hie und da von Ginſterbüſchen unterbrochen, hinziehen.

Der Weg überſchreitet dieſen Sumpf theilweiſe auf einem Damme.

Hier kommt ein träger Bach hereingefloſſen, neben welchem, mitten im braunen Röhricht, die Trümmer einer Mühle ſtehen, deren Räderwerk er vor Zeiten in Bewegung ſetzte.

Auf dem Schlamme des Ufers lagen ſchwarze Steine umher und die Gräſer und das Geſtrüpp des Sumpfes waren von Schichten feuchten Salzes bedeckt.

Wenn man ſich nicht durch manche Wanderung der Thatſache vergewiſſert hat, ſo mag man es nicht glauben,

daß das Salz, welches an dieſen Zweigen hängt, von der geſtrigen Bora über das anſehnliche Gebirge, das dieſen Theil von Pago vom „Canale della Morlacca“ trennt, aus letzterem Meerarme herüber geweht worden iſt. Bei dieſer Gelegenheit will ich ſogleich bemerken, daß ich ſpäterhin große Baumgruppen im Innern der Inſel von demſelben Sturme mit Salzkryſtallen überzogen fand, ſo daß ſie beſchneiten Bäumen im nordiſchen Froſtwetter glichen.

Jeder Grashalm, den ich auf die Zunge nahm, jeder Tümpel, deſſen Waſſer ich verkoſtete, hatte den nämlichen ſalzigen Geſchmack. Der Sturm hatte das Land mit Salz wie überſtreut. Im übrigen kommt die nämliche Erſcheinung auch in noch größerer Entfernung vom Meere und zwar in einem Abſtande mehrerer Meilen von der Küſte vor.

Weiter hinein, gegen das Innere der Inſel zu, entwickelt ſich eine Landſchaft von ganz beſonderer Art.

Durch eine wüſte Karſtſchlucht gelangt man plötzlich in angebautes, fruchtbares Land, auf welches nichts Oedes mehr herabſchaut, als die zerriſſenen Berghalden, von welchen her manchmal ein großer Geier mit hungerigem Geſchrei über das Thal kreiſt.

In dieſem aber ſtehen die bluthrothen Aeſte der Weiden neben dem Weg, Landleute arbeiten auf dem linden Grunde der Weingärten, und die Mitte des Bodens wird von großen gelben ſchlammigen Vierecken eingenommen, den vielgenannten „Salinen“ von Pago.

Dieſe Salinen liegen jetzt faſt trocken und man will nicht begreifen, in welcher Weiſe das Meer, von welchem dort eine Zunge nahe an ſie heranreicht, ſeinen Salzgehalt auf ihnen niederſchlagen kann.

Das Räthſel löst ſich, wenn man auf der Brücke ſteht,

welche bei dem Städtchen Pago über dieſen ſchmalen Meerarm gebaut iſt, und in's Waſſer ſchaut. Man traut ſeinen eigenen Augen nicht, wenn man dieſes Salzwaſſer des Meeres ſo raſch ſtrömen ſieht, wie irgend einen Alpenfluß. Da treiben die Strudel und die Wellen unter der Brücke hin und ein Stück Holz, welches man hinabwirft, wird nicht minder ſchnell davon getragen, als wenn man es in eine Ache unſerer Berge ſchleuderte.

Geht man aber einige Stunden ſpäter über die nämliche Brücke, ſo wird man zu ſeinem Erſtaunen bemerken, daß der Fluß zwar noch gerade ſo raſch rinnt, dießmal aber nicht dem freien Meere zu, ſondern gerade in der entgegengeſetzten Richtung landeinwärts, gegen die Salinen hin.

Der Grund dieſer ſeltſamen Erſcheinung liegt in der Ebbe und Fluth, welche in der ſchmalen ſeichten Bai, in welcher das Waſſer von den engen Ufern ſo zu ſagen angeſchwellt wird, ſich viel ſtärker bemerklich macht, als draußen an dem freien, breiten Strande des offenen Meeres. So kommt es alſo, daß der Salzfluß, welcher bis zu den ſchlammigen Vierecken vordringt, dort ſeinen Inhalt zurückläßt. —

Die Strömung, welche durch die regelmäßigen Bewegungen des eingezwängten Meeres hervorgebracht wird, iſt ſo bedeutend, daß zu Pago längſt die Abſicht beſteht, in der Nähe der Brücke Mühlen anzulegen, eine Abſicht, deren Verwirklichung bis jetzt nur an geringfügigen Nebenumſtänden zu nichte geworden iſt.

Weit und breit iſt neben den Salinen das Land mit Reben bepflanzt, von welchen manche Art ſelbſt im weinreichen Dalmatien einen wohlbegründeten Ruf genießt. Im bekannteſten von dieſen ſind die „Ranas“-Trauben

(von rano, frühzeitig, welche schon um die Mitte des Julimonates reifen und einen Saft geben, welcher nur mit dem Maraschino von Zebenico verglichen

Noch weit edler aber sollen diejenigen Trauben sein, deren Reben allerdings aus den Pflanzungen stammen, die aber wild draußen im Freien auf den Felsenriffen und im Gestrüpp der Schluchten wachsen.

Sie entstehen aus Samenkörnern, welche durch irgend einen Zufall auf jene Erde gebracht wurden. Die Frucht, so nennt man diesen verwilderten Gartenabkömmling, hat gleich den Waldfrüchten und andern aus der menschlichen Obsorge zum freiwilligen Wachsthum zurückgekehrten Pflanzen, kleinere Beeren, als die gepflegte Rebe. Ihr Saft jedoch soll süß sein wie Honig und zähflüßig, wie schweres Oel.

Jenseits der Salinen drüben liegt Gorica, ziemlich hoch über dem Thale, auf anmuthig bewachsenem Grunde. Manche Karten versetzen es gerade an die Südspitze der Meerbucht, welche Pago fast in zwei Hälften spaltet. Es schaut aber in der That seitwärts von dieser Bucht von der Höhe herab.

Einen besonderen Reiz verleiht der Landschaft von Pago das hohe Gebirge, welches der Stadt gegenüber zwischen den beiden Meeresarmen emporragt.

Dasselbe gleicht ganz und gar dem oberösterreichischen Schafberg, dessen breite Unterlage drei der schönsten Seeen unserer Heimat trennt.

Sähe man nicht in der Ferne das blaue Meer, so möchte man wohl die Bucht, die seinen Fuß bespült, für einen Alpensee halten und zwar für einen der am meisten

mit abwechslungsreichen Einblicken in die Bergwelt ausgestatteten.

Es sind nämlich nicht nur die Höhen von Pago, welche den Felsrand dieses Gewässers bilden, sondern weit mehr als sie, ziehen die wolkigen und beschneiten Gebirge des Kroatenlandes den Blick auf sich.

Liegt am Abend auf diesem die Sonne und theilt dem dichten Gewölk, welches gleich Gletscherhängen über sie emporgethürmt ist, einen blaßrothen Schimmer mit, welcher sich in der seichten Bucht wiederspiegelt, so ist das wohl ein Gemälde des Glanzes und der Größe, welches sich weit über die verwandten Erscheinungen der Binnengewässer erhebt.

An Terra Vecchia, dem Orte, an welchem nach der Ueberlieferung die Stadt Pago einst gestanden haben soll, vorüber, erreicht man endlich den Damm, welcher durch den Meerbusen führt und auf welchem die lange Reihe der Salinen-Häuser aufgebaut ist.

Nur eine Brücke, die obengenannte, von welcher aus man die Strömungen am besten beobachten kann, trennt diese Salinen von der Stadt Pago.

Diese Stadt hat ein besseres Aussehen, als im Allgemeinen die Städte auf den Scoglien; sie besitzt eine geräumige, schön mit Platten belegte Piazza, einige gerade Straßen und mancherlei ansehnliche Baudenkmäler aus der Venetianer-Zeit. Die Hügel gegen Osten sind bis hoch zum Berge hinan, welcher die Stadt vom Canale della Morlacca trennt, mit Weinreben bedeckt. Diesen wird zur Zeit der Blüthe oft der Salzstaub gefährlich, welchen die Nordost-*winde* aus dem Meere über den Berg herüber wehen. Aus

ſem Grunde gewinnen die Einwohner von Pago von
en Weingärten niemals die ganze Ernte.

Stets wird ein Theil derſelben vom ſalzigen Hauche
s ringsum wallenden Meeres zerſtört.

Ich übernachtete bei einem wackeren Tiſchler, der
r zwei Tage hindurch nichts als die kleinen von den
alienern gavoni, von den Slaven berfuni genannten
ſchchen vorſetzte. Seine Wirthſchafterin, ein ſchlankes
eib aus der Inſel, in der gewöhnlichen Tracht der
eiber von Pago, einem ſchwarzen Kleide und weißem
pftuch (die ſogenannten pokrivača) ließ es auch nie-
ls an ſüßem Weine fehlen. Jeder, der das merk-
rdige Eiland beſucht, möge ſich nach dem Hauſe des
:landō erkundigen.

Endlich erſchien die Stunde des Abſchiedes von der
ſel und mit ihr die vom ganzen Inſellande Dalmatien.

Vorher hatte ich noch Gelegenheit mit einem Dichter
annt zu werden, welcher weder leſen noch ſchreiben kann.
rſelbe iſt aus dem etwa fünf Miglien von Pago ent-
nten Dorfe Kolan zu Hauſe und heißt Simon Schugar,
an's Sohn.

Nach der Schlacht von Liſſa regte ſich die vaterländiſche
uſe aller Orten in Dalmatien.

Die Dalmatiner ſahen in dieſem Ereigniß einen
eg ihrer eigenen heimiſchen Volkskraft über die Wälſchen,
en Triumph der Slaven über die verhaßten Eindring-
ge.

Es entſtand ein Wettkampf der Sänger und manche
er Schöpfungen ſind auch ſelbſtſtändig in den Buchhan-
gekommen. Ich ſelbſt habe deren fünf geſehen. Ge-
int wurde das Werk eben dieſes Simon Schugar aus

Kolan auf der Insel Pago. Aus welchem Grunde das geſchah, weiß ich nicht zu ſagen. Seine Dichtung ſcheint mir an Unwerth mit den anderen auf gleicher Stufe zu ſtehen. Indeſſen iſt es doch wahr, daß von dem Heldengeſange Schugar's „Boj pod Visom“ in wenigen Tagen mehr als ſechs tauſend Abdrücke verkauft wurden.

Von dem Tone, in welchem dieſe über das ganze Land hin verſtreute Schöpfung gehalten iſt, mögen die Anfangs- und Schlußzeilen einige Vorſtellung geben:

„Freue dich, ruhmreiches Dalmatien, deine Söhne erneuern die alte Herrlichkeit. Wenn ſie auch in Knechtſchaft gefallen ſind, ſo ſind ſie doch Helden auf der Wahlſtatt. Nicht jeder glaubt es, daß dem ſo ſei, bis er nicht kämpft mit ihnen. Wer es aber verſucht, der wird erfahren, daß es nicht leicht ſei mit ihnen zu ſtreiten.“

Und am Ende heißt es:

„So aber mögt ihr erfahren, ihr italieniſchen Jungen, was ſlaviſche Helden ſind!“

Eine weitere Blumenleſe aus dieſem Heldengedicht, in welchem ſelbſt „Tegetov“ in ſlaviſchem Gewande auftreten will, unterlaſſe ich, erwähne aber, daß der nämliche Dichter eben ein Heldengedicht über den Kampf in den Bocche ausarbeitet, welches vielleicht noch „volksthümlicher“ werden dürfte.

Als ich am Morgen von Pago nach Val Coſſione hinüberging, einer wüſten, mit grauen Steintrümmern überdeckten Bucht, hatte ich noch einmal Gelegenheit, alle diejenige Herrlichkeit dieſes Landes zu bewundern, welche der menſchliche Wahnſinn nicht zu zerſtören vermocht hat.

Abermals ſchauten die Scoglien, dieſe veilchenblau, jene purpurroth, aus dem weſtlichen Meere. In feierlichem

[illegible] lagen die Wolkenumbrengung auf den Grenzwällen
[illegible] Landes.

Aber der weite herrliche Kranz des Meeres und seiner
[illegible] schaute auch hier auf eine Wüste und auf das
[illegible] ihrer Bewohner.

Es waren zerrissene Arbeiter, die im Schweiße ihres
[illegible] große Felsblatten aus der dürren Bergwalde
[illegible]gruben. Ihre Mittagsmahlzeit bestand aus einem [illegible]
[illegible] Brode von Gerste und Maismehl. Die Uhr, welche
[illegible] Arbeit maß, war ein Stab, dessen Schatten den Gang
[illegible] Sonne bezeichnete.

Ueberall rauchte es aus den viereckigen Oeffnungen im
[illegible]erdecke der Barken, die im kleinen Hafen lagen. Die Mäu-
[illegible]r hatten sich in den Qualm hinabgekauert, um dem
[illegible]turmwinde zu entgehen, der über das entwaldete Land
[illegible]ssellos dahin raste. In der Hütte befand sich kein Geräthe,
[illegible]ßer die große Laterne, deren Licht den Dampfschiffen in
[illegible]r Dunkelheit das Ufer zeigt, und der Trompete, durch
[illegible]ren Schall sie im Nebel vor der Untiefe gewarnt
[illegible]erden.

Die Reisenden, welche den Dampfer erwarteten, Be-
[illegible]ohner der Insel, lagen zwischen den Steinen umher.

Bald darauf tanzte die Barke, in welcher sich Alle
[illegible]ederlegen mußten, durch die empörten Wellen zum Schiff
[illegible]n, welches nordwärts gegen Fiume steuerte.

In der Ferne verschwand Lussin hinter gelben
[illegible]ünen, es erschien das hohe blaue Ossero und wir dampf-
[illegible]n an Novaglia vorüber, wo das Meer abermals einem
[illegible]ächtigen Landsee gleicht, rings von einem zackigen Dia-
[illegible]m umgeben.

Wieder zogen die gelben und rothen Segel der Fischer

durch die purpurne Fluth und als wir am ölreichen Strande von Arbe die Nordgränze des Königreiches erreicht hatten, loderte der Westhimmel, von einem leichten Gewirr schwarzer Wolken umflort, gleich dem Feuer eines fernen Steppenbrandes, aus welchem ungeheuerliche Rauchsäulen in die Höhe steigen. —

Nach dem Vielen, was die Leser mit mir gesehen und gehört haben, sind weitere allgemeine Betrachtungen über das Land, seine Gegenwart und Zukunft, nicht mehr nothwendig. Doch darf ich wohl sagen, daß mir letztere keineswegs in mehr heiterem Lichte erscheint, als die Dinge vergangener Tage, und der unheimliche Schein, welcher dort über dem öden Meere und den nackten Felsen stand, der letzte Abend, der mir in diesem Lande schien, erregte ein düsteres Vorgefühl.

Das Inselreich ist nur zu sehr mit den Geschicken jener großen, fluchbeladenen, blutbefeuchteten Halbinsel, deren Saum es bildet, verwachsen. Der große Brand, welcher in kurzer oder langer Frist das zerstören wird, was heute noch dort, wenngleich in vermoderter Gestalt, aufgerichtet dasteht, wird sich bis an den Strand verbreiten. In dem Hader der Menschen, welche seine Städte und seine Berge bewohnen, findet seine Flamme reichliche Nahrung. Der große Kampf des Ostens wird Dalmatien mit in seine Wirbel hineinziehen und wie Niemand die endliche Schlichtung jenes vorherzusagen vermag, so wird man auch heute über das Verhängniß des slavischen Meerlandes so wenig Sicheres sich vorzustellen vermögen, als über das der Bruderländer jenseits der Berge bis zu den Wäldern Serbiens bis zum jenseitigen Meere und bis Stambul hin, der Stadt des schwarzen Zaren. Soviel aber werden, denke ich, Alle

aus dieſen beſcheidenen Wanderungen entnommen haben, die Ueberzeugung, daß eine Macht, welche das Inſelreich auf die Dauer feſthalten will, ſich mit dem Abfall der Berge gegen die ſchmale Meerküſte nicht begnügen darf, ſondern trachten muß, die reichen Länder jenſeits derſelben zu erwerben, aus welchen die Flüſſe in das Meer herausſtrömen und zu welchen die dalmatiſchen Küſten ſelbſt in einem Verhältniſſe ſtehen, wie die Schwelle zu dem Hauſe, über welche hin man in deſſen Gemächer und Schatzkammern gelangt.

Anhang.

Eine Hochzeit in Peroi.

Nachfolgende merkwürdige Skizze entnehme ich einer in ſerbiſcher Sprache geſchriebenen Mittheilung des Protopresbyter Chriſtoforo Muſitſch zu Peroi.

Die kleine Gemeinde rechtgläubiger Religion zu Peroi in Iſtrien verdient ſicherlich die Aufmerkſamkeit der Reiſenden, indem ſeit der Zeit ihrer Ueberſiedlung aus dem Schwarzen Berge (im Jahre 1658) ſich bei ihr durchaus nicht das geringſte in Sitten und Gebräuchen verändert hat, obwohl ſie auf allen Seiten von italieniſcher Sprache und von einer fremden Volksthümlichkeit umgeben iſt.

Am meiſten bezeichnend hat ſich dieſe Eigenthümlichkeit in den Hochzeitsgebräuchen erhalten, die im Uebrigen nicht nur für die Cernagorzen von Peroi, ſondern für alle dalmatiſchen Slaven charakteriſtiſch genug ſind.

Gefällt einem jungen Burſchen zu Peroi irgend ein Mädchen, welches er heimzuführen gedenkt, ſo begibt er ſich an einem Sonntage uneingeladen in deren elterliches Haus zum Abendeſſen.

Gefällt der junge Mann den Eltern, ſo nehmen ſie ihn freundlich auf und bewirthen ihn.

Unter anderen Speiſen müſſen ihm Mandeln, trockene

igen und Kastanien vorgesetzt werden, schließlich trinken
le Branntwein und singen.

Am Sonntag darauf findet er sich abermals bei
ı Eltern des Mädchens ein, dießmal aber muß er
les, was zur Bewirthung nothwendig ist, als Zeichen
ner Aufmerksamkeit und Dankbarkeit für die erste freund-
je Aufnahme selbst mitbringen. Bei dieser Mahl-
t wird nun das Nähere verabredet und eine Frist
r Ueberbringung der ersten Geschenke festgesetzt.

An jenem bestimmten Tage erscheint er denn nun
ch in Gesellschaft seines Vaters und anderer Ver-
ındten und bringt einen goldenen Fingerreif (vitica),
ı Tüchlein (rubac) und noch außerdem einen Gegen-
ınd, an dem nach deutschen Anschauungen eine merk-
ırdige Symbolik haftet, nämlich einen Pantoffel.

Dieses Alles nimmt das Mädchen wohlgemuth als
ei den Slaven sogenanntes) Hochzeits-Pfand oder
Darangeld" an und erhält dazu den väterlichen Segen.

Darauf wird, nach ächter Serbensitte, abermals ge-
ssen, getrunken und geschrieen, auf den glücklichen An-
ng der Verhandlungen angestoßen und in den nüch-
:nen Augenblicken auch der Hochzeitstag bestimmt, zu
:lchem man wiederum gewöhnlich einen Sonntag wählt.

Nicht minder versteht es sich von selbst, daß der
ückliche Bräutigam, wenn er mit seiner Sippe das Dorf
rläßt, durch Schießen allen Leuten ein Zeichen gibt,
ıß hier eine Verlobung stattgefunden habe und dem-
ichst die Hochzeit folgen werde.

Die Puschka darf bei den Festlichkeiten des Landes
wenig fehlen, als bei einer tirolischen Kirchenfeier der
öller.

Am darauffolgenden Donnerstag Abends geht nun die beiderseitige Sippschaft überall bei den Verwandten umher und ladet zur Hochzeit ein. Die gewöhnliche Redensart dabei ist folgende:

„Guten Abend! Ich bin gekommen, Euch einzuladen, damit Ihr, wenn es Euer Wille ist, uns beisteht, lustig zu sein.“

Am Freitag Abend aber fangen die Weiber an, das Mehl anzumachen und Brod zu backen, wobei sie häufig folgenden eintönigen Gesang erschallen lassen:

„Die lustigen Stunden sind gekommen, denn mein Sohn (Tochter) hält Hochzeit. Laßt uns fröhlich sein!“

Wenn die Weiber den Backtrog waschen, singen sie:

„Unter dem Lorbeerbaume duften goldene Blumen. Es kommt ein Mädchen und pflückt sie.“

Oder auch:

„Wem wollen wir die Schwester geben? Geben wir die Schwester dem heiligen Petrus. Der Mond soll ihr Schwiegervater sein und der Morgenstern Schwiegermutter, das Siebengestirn Schwager und der Abendstern Schwägerin.“

Während dieser Zeit schießen die Männer vor der Thüre fortwährend ihre Gewehre ab.

Am Sonnabend endlich versammelt sich abermals Alles zum Abendessen.

Bevor dieses beginnt, wählt der Hausvater die Gevatter, den ältesten der Swaten, den Fahnenträger, den Zugführer und die übrigen Swaten und dann singen beim Schmause Männer und Weiber zusammen:

„O Freude, o Seligkeit, wo bist du bis jetzt gewesen? Ich war im Bergwalde, um die weiße Wila

zu finden. Jetzt aber bin ich ans Meer herunter gekommen, wo uns Wein geschenkt wird."

Hierauf sendet der Hausvater zwei Weiber zu der Braut, welche ihr vom Abendessen bringen und ihr ansagen müssen, daß morgen der Bräutigam erscheint mit so vielen Swaten und sie soll die Geschenke bereiten. Außerdem müssen sie fragen, wie viel Gäste eingeladen sind. —

Die Braut aber gibt einem Weibe einen Blumenstrauß mit, als Zeichen der Treue und auch der Dankbarkeit für das überbrachte Mahl.

Am Sonntag endlich, am Hochzeitstage, beginnen die Weiber die Braut anzuziehen.

Während sie ihr das Hemd anziehen, sagen sie:

„So leicht dieses Hemd über dich geht, so leicht mögen, Gott gebe es, Kinder aus dir hervorgehen!"

Wenn es zum ersten Male zur heiligen Liturgie läutet, begibt sich der Bräutigam mit den Swaten zur Braut.

Wenn sie vor dem Hause derselben angekommen sind, müssen sie stehen bleiben. Denn es ist Brauch, vorher mit der Flinte auf einen Apfel zu schießen, der an einem langen Stabe über dem Dach des Hauses befestigt ist. So lange der Apfel nicht getroffen wird, stehen die Leute aus dem Hause der Braut mit den Waffen in der Hand da und lassen weder den Bräutigam noch die Swaten in das Haus. Während die Männer sich damit unterhalten und nach dem Apfel zielen, tanzen die Weiber den Kolo und singen:

„Willkommen seid, o Swaten, ihr führt eine schöne

Braut heim. Ihr habt gutes Glück gehabt, als ihr diese Straße gekommen seid.“

Können sie den Apfel nicht herunterschießen, so läßt man sie endlich gleichsam aus Barmherzigkeit in das Haus, bewirthet sie mit Süßigkeiten und Branntwein und jeder Swate erhält als Geschenk ein rundes Gebäck und ein schönes Tüchlein.

Vor dem Aufbruche zur Trauung geht das Mädchen zu den Eltern und bittet um ihren Segen. Diese segnen es und sagen:

„Geh mit Gott, Kind, gebe Gott dir Glück für die Zukunft, daß du gehorsam und treu werdest Deinem Gefährten.“

Hierauf gehen Alle, zwei und zwei neben einander zur Kirche, singend und aus den Gewehren schießend. Und es begleiten sie die Weiber und die Mädchen aus den Nachbarhäusern und singen den Swaten das nämliche Lied, wie vor dem Hause der Braut.

Vor der Kirche stellen die Swaten ihre Waffen auf, dann hören sie andächtig die heilige Liturgie an. Die Trauung wird nach Brauch der Kirche vollzogen, der Bräutigam küßt die Braut und die beiden sodann die Gevatter und Swaten.

Wenn sich der Zug nach Hause in Bewegung setzt, wird abermals geschossen und gesungen.

Voran schreitet der Zugführer (voivoda), welchem aus dem Hause des Bräutigams Trinksprüche entgegen gerufen werden.

Vor der Thüre erwartet die Mutter des Neuvermählten die junge Gattin und gibt ihr einen Knaben auf den Arm, welchen sie ins Haus hinein und über

e Treppe hinauf in die Stube tragen muß. Die chwiegermutter wirft zugleich Getreidekörner und ſüßes bſt auf ſie.

Wenn ſie das Kind aus den Armen legt, beſchenkt ıd küßt ſie es. Darauf geht ſie zu ihrer Schwieger= utter, küßt auch dieſe und gibt ihr von ihrem Buſen :g zwei Tücher.

Wenn die Eingeladenen vor der Thüre ankommen, achen ſie ſich vorerſt durch das Krachen ihrer Flinten merklich. Hierauf gehen die Swaten zum Empfange naus und ſagen:

„Glückliche Ankunft ihr Freunde! Tretet ein!“

Die Eingeladenen bringen der jungen Vermählten ı neues Gewand mit, damit ſie ſich umkleiden kann, ı ihr Hochzeitskleid nicht zu beſchmutzen.

Dabei ſagen ſie:

„O Freunde, wo ſind unſere Leute, wir möchten gar gerne ſehen.“

Nach dieſer Anrede erſcheint die Braut vor ihnen, :beugt ſich, grüßt und küßt ſie und nimmt das Kleid Empfang. Der Bräutigam aber und die Swaten ſchenken die Eingeladenen mit Tüchern.

Wenn die Eſſenszeit gekommen iſt, ſegnet der Geiſt= he den Tiſch und jeden Sitz, bevor das Mahl be= ınt. Niemand aber wagt es zu trinken, bevor nicht ɔ älteſte der Swaten einen Trinkſpruch ausgebracht t, welcher ſo lautet:

„Trinken wir auf die große und glückliche Stunde. lfe uns Gott überall und immer, uns und unſern :üdern und Freunden um uns her.“

Dann trinkt er seine Schale aus und die anderen nach ihm.

(Der Verfasser der Mittheilungen führt hier noch eine Reihe von Trinksprüchen an, welche ich, als zu wenig merkwürdig, übergehe.)

Die Eingeladenen entfernen sich nicht aus dem Hause, bevor nicht das sogenannte warme Abendessen aufgetragen ist, das heißt gekochte Köpfe und Füße von einem Lamm oder Hammel, dessen Bauch und Eingeweide, gut in Weizenmehl und allerlei Gewürze eingemacht, die Swaten am vorhergehenden Abend verzehrt haben.

Vor dem Abendessen waschen sich alle die Hände, wozu ihnen die Braut das Wasser reicht. Sie aber werfen ihr Geldstücke in das Waschbecken, so viel Einer will und kann.

Wien. Druck von Carl Fromme.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Die Herrschaft des Mönchs

oder

Rom im neunzehnten Jahrhundert.

Von

General Garibaldi.

Rechtmäßige und gesetzlich geschützte Original-Ausgabe in deutscher Sprache.

Zwei Bände 3 Thlr. = 5 fl. 40 kr. ö. W.

Volks-Ausgabe in 1 Bande. 2. Aufl. 1 Thlr. = 1 fl. 80 kr. ö. W.

Wer kennt nicht den Einsiedler von Caprera, der, nachdem er lange Jahre für die Unabhängigkeit und Freiheit nicht bloß seines eigenen Vaterlandes, sondern auch fremder Nationen jenseits des atlantischen Oceans gekämpft, in seinen gerechten Erwartungen getäuscht sich grollend auf das Eiland zurückgezogen hat, wo Zustände und Persönlichkeiten, die er nur mit Trauer, Haß und Verachtung betrachten kann, ihn wenigstens nicht unmittelbar berühren oder sein Auge beleidigen.

Hier hat er, der Cincinatus der Neuzeit, nachdem er hochherzig auf Alles verzichtet, was sein blankes Schwert und der Zauber seines Namens ihm hätten zu Füßen legen können, Muße gefunden, ein Buch zu schreiben, wie die Literatur aller Zeiten und Völker noch keines besitzt.

Die bodenlose Sittenverderbniß, die grauenhafte Corruption und die tiefe moralische Versunkenheit der „ewigen Roma," die zweimal den Erdkreis beherrscht und die Völker entweder durch rohe physische Gewalt oder durch schlauen geistigen Trug und Druck in schmachvolle Fesseln geschlagen, gehen hier an dem Auge des Lesers in einer Reihe von Bildern vorüber, deren Zeichnung eben so lebenstreu und scharf, wie ihr Colorit wunderbar markig und naturwahr ist.

Neben geistlichen Würdenträgern, die sich nicht entblöden, ihr gieriges Augenmerk auf stets neue Opfer ihrer Sinnenlust zu richten, neben den verworfenen Creaturen, die sich zu bereitwilligen Helfershelfern und Werkzeugen dieser hochgestellten Wüstlinge hergeben, schreiten die echten Römer, die Männer des Volkes, welches einst das erste der Welt war, einher, und setzen Gut und Blut daran, um ihrem Vaterlande wieder die Bahn zu öffnen, die es zum Ziele seiner culturhistorischen Mission führen kann.

Schöne Frauen, ritterliche Briganten und heldenmüthige, wenn auch excentrische Kinder der freiesten Nation Europa's unterstützen diese selbstverleugnungsvollen Patrioten in ihren Bemühungen und theilen die gefahrvollsten Abenteuer und Kämpfe mit ihnen.

Aber es ist Alles umsonst. Die „Herrschaft des Mönchs" stützt sich auf die dienstbereiten Bajonnete, die schon einmal die römische Republik, die junge Frucht des Völkerfrühlings von 1848 vernichtet — eine Frucht, deren abermaliges Erblühen nun in dem Blute des Straßenkampfes von Rom und des Schlachtfeldes von Mentana ertränkt wird.

Dies ist es, was zündend und meisterhaft dargestellt, den Inhalt des merkwürdigen Buches bildet, welches in allen Hauptsprachen gleichzeitig erschienen, die Aufmerksamkeit nicht bloß Europa's, sondern aller civilisirten Nationen der Erde beschäftigt.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Aus einem freien Lande.

Ein Reisebuch durch Schweden.

Von

Gustav Rasch.

15 Bogen. 8. 1869. Elegant in Farbendruck-Umschlag geh.

Preis: 20 Sgr. = 1 fl. 20 kr. ö. W.

Schweden, die östliche Hälfte der skandinavischen Halbinsel, ist seit fünfzehn Jahren ein ganz anderes Land geworden. Wer Schweden vor fünfzehn Jahren bereist hat und das Land heute besucht, wird kaum eine Parallele zwischen damals und heute finden. Ein Eisenbahnnetz bedeckt Schweden von Fahlun bis nach Malmö, von Stockholm bis Gothenburg. Treffliche Dampfschiffe verbinden die Küstenpunkte untereinander und mit den deutschen Häfen: Stralsund, Lübeck, Hamburg, Stettin, sowie die einzelnen Orte und Städte am Strand der großen Seen. Industrie, Fabrikwesen, Handel, Export haben sich seit fünfzehn Jahren ganz bedeutend gehoben. Die neue Reichsverfassung hat an Stelle der altständischen Verfassung ein wirklich freies, constitutionelles Staatsleben geschaffen, welches dem Reichstag und dem Volke das unbeschränkte Budgetrecht, die Gesetzgebung, vollständige Preßfreiheit und Vereinsrecht u. s. w. garantirt. Der Schulunterricht ist umsonst, obligatorisch und frei. Wohlthätigkeits-Anstalten, Hospitäler, Krankenanstalten, Irrenhäuser stehen auf dem Niveau der Wissenschaft und der Humanität. Die Branntwein-Gesetzgebung, sowie das energische Streben des Volkes und der Presse haben die Moralität in unglaublicher Weise gehoben. In Schweden gibt es weder politische Verfolgungen, noch religiöse Privilegien. Die Volksbildung und volkswirthschaftliche Entwicklung sind im enormen Zunehmen begriffen. Das Buch führt deshalb mit vollem Rechte den Titel: „**Aus einem freien Lande.**"

Diese Zustände eines freien Landes schildert das Buch in touristischer Form und in belletristischem Gewande, und bildet neben seiner culturhistorischen Seite ein treffliches Reisebuch durch Schweden, von Malmö bis zu den Gestaden des bottnischen Meeres, wo die Mitternachtssonne leuchtet. Es führt den Reisenden von Malmö nach Lund, Wexiö, Jönköping, an die Gestade des Mälar-, des Wener- und Wettersees, nach Gothenburg und Stockholm, zu den Wundern der Trollhättafälle, in die Bergwerkstädte des Nordens und zu den Hafenstädten des bottnischen Meeres, schildert die Einsamkeit des Urwaldes, die phantastischen Felsgestalten des Felslandes und die landschaftlichen Schönheiten der Seegestade und des Culturlandes. Der Leser besucht die alten berühmten Universitäts-Städte Lund und Upsala, schaut die historische Vergangenheit Schwedens in den Schlössern von Gripsholm und Upsala, und die Schönheit der nordischen Bauwerke in den romanischen und gothischen Kirchen. Dem als politischen Schriftsteller und Touristen rühmlichst bekannten Verfasser ist es in seinem Werke: „**Aus einem freien Lande. Ein Reisebuch durch Schweden,**" gelungen, die culturhistorischen und touristischen Interessen in einem hohen Grade mit einander zu verbinden.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Oberitalieniſche Fahrten.

Von

C. A. Dempwolff.

16 Bogen. 8. 1869. Elegant in Farbendruck-Umſchlag geh.

Preis: 20 Sgr. = 1 fl. 20 kr. ö. W.

Wie glänzend der Stil des Verfaſſers iſt, wie ſehr ſeine Beobachtungen mitten aus dem Leben herausgegriffen ſind und in welch' roſigem Lichte ſein ewig friſcher Humor ſpielt, das haben ſeine bisher erſchienenen Bücher und die zahlreichen, in allen großen Zeitungen Deutſchlands zerſtreuten Feuilletons zur Genüge bewieſen. Alle dieſe Vorzüge zieren auch das neueſte Buch Dempwolff's. Durch die „Oberitalieniſchen Fahrten", deren Schilderungen das Rieſenwerk der Brennerbahn, den Garda-See, Mailand, den Como-See, Bergamo, Brescia, Verona und Venedig umfaſſen, hat der Verfaſſer nicht nur bewieſen, daß er über ſprudelnden Humor und Geiſt, ſondern auch über eine Fülle geſchichtlicher und kunſthiſtoriſcher Kenntniſſe gebietet, welche das Buch hoch über das Niveau gewöhnlicher Unterhaltungsliteratur erheben und es zu einem vorzüglichen Führer für Norditalien machen.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Historische Bilder aus der alten Welt.

Novellen von

Arthur Stahl.

18 Bogen. 8. 1870. Elegant geheftet.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr. = 2 fl. 40 kr. ö. W.

„Groß, noch im Sturz den Erdball erschütternd,
schrittet Ihr hin — Riesen . . . ."

Arthur Stahl bringt in den „Historischen Bildern" eine Reihe von Charakterstudien, die als die Frucht und der eigentliche Zweck seines Aufenthalts im Orient zu betrachten sind, von welchem das von der Kritik so anerkennend aufgenommene Buch: „Im Lande der Pharaonen" die ersten Eindrücke wiedergab.

Antinous — Galatea — Zwei Kaisersöhne: „Cäsarion", Cäsars und Kleopatras Sohn, und „König von Rom" — führen nicht allein hochinteressante geschichtliche Charaktere an uns vorüber; jede einzelne der Novellen behandelt ein psychologisches Problem, sei es ein allgemein menschliches, oder einer gewissen Zeitströmung angehöriges, und hier befindet sich Arthur Stahl mit der feinen Sonde seiner Beobachtung auf dem eigentlichen Gebiete seines Talents.

Im „Antinous" der sittliche Kampf zwischen der unantastbaren Heiligkeit des Naturgesetzes und der gesellschaftlichen Verirrung, in der „Galatea" — für welche Pygmalion, der königliche Bildhauer, von der Aphrodite das Leben erbittet, aber dadurch zugleich auch alle Schmerzen der irdischen Existenz auf sie herabruft — den feinen Unterschied zwischen Kunst und Leben, welche dieses, „treu wie ein Spiegel" zwar, aber eben als ein Reflex der nicht mehr das Leben selbst — nicht mehr berührt ist von seiner Noth und Pein, wiedergeben soll; gewissermaßen als den reinen Abzug von der geätzten Platte der Wirklichkeit, wie ein geniales Portrait, das ähnlich ist, aber frei von den Zufälligkeiten der Stimmung, der Umgebung, der Störung, die Intention der Natur wieder herstellt.

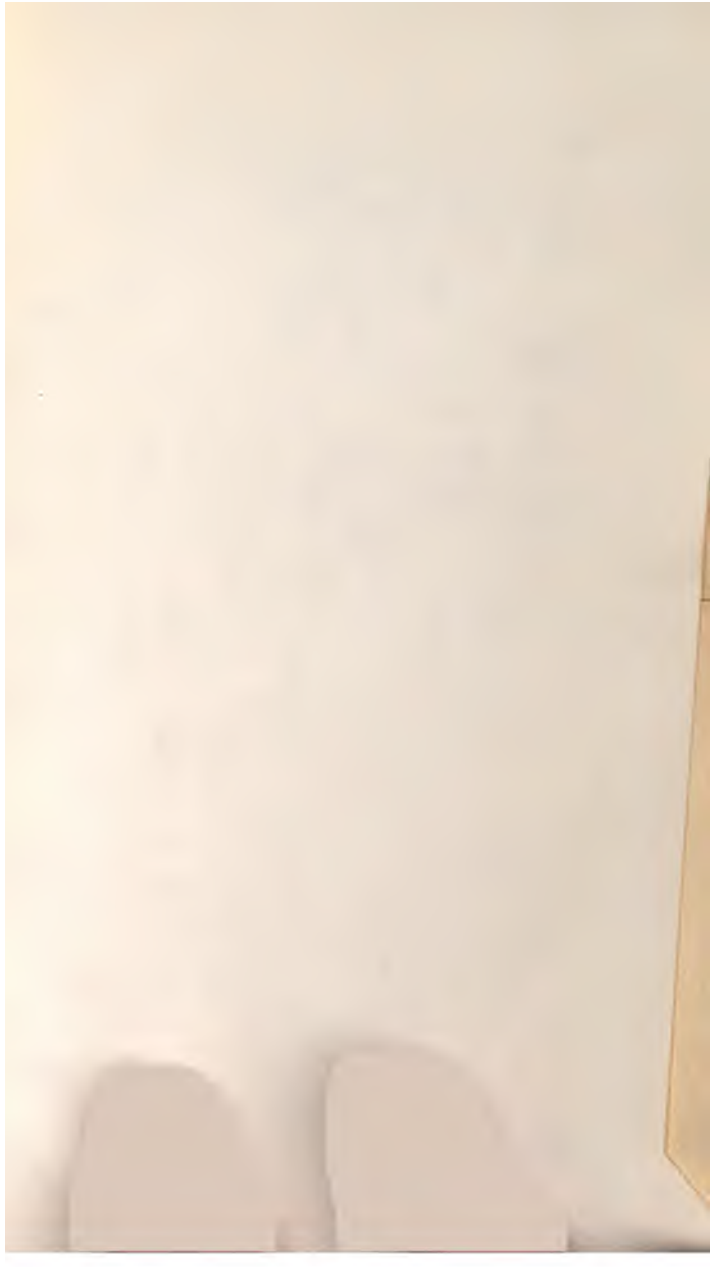
In den „Zwei Kaisersöhnen" die interessante Parallele zwischen Cäsar und Napoleon, sodann im tragischen Untergang ihrer Söhne, Cäsarion und König von Rom — das scheinbar fatalistische Gesetz, daß es dem Genie nicht vergönnt ist, Systeme — Dynastien zu gründen, daß es einsam wie der Komet die anderen Sternenbahnen durchschneidet, und es der schöpferischen Natur nicht möglich scheint, über eine gewisse Grenze der Vollkommenheit hinaus zu schreiten.

Wenn nun diese psychologischen Probleme an sich eine Ueberfülle des Stoffes bieten, um die Gedankentiefe des Autors zu entfalten, so fordert andererseits die Ausführung und die Wiederbelebung des so fern Liegenden einen Reichthum und eine Glut des Colorits, wie es nur einem Pinsel gelingen kann, der in gleichem Maße von Fantasie und Anschauung gesättigt ist.

Schilderungen, wie: In der blauen Grotte von Capri — Das Orakel der Sphynx — Memnon — Die Landschaft des Nils ꝛc. konnten nur aus unmittelbaren Eindrücken geschöpft werden und sie dürften um so willkommener sein, als sie zugleich der Schauplatz der Begebenheiten in Egypten und im Orient sind, auf welche jetzt wiederum Aller Augen gerichtet waren.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

4159-2



DB 406 .N7 C.1
Dalmatien und seine Inselwelt,
Stanford University Libraries
3 6105 037 504 862

DB
406
N7

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.